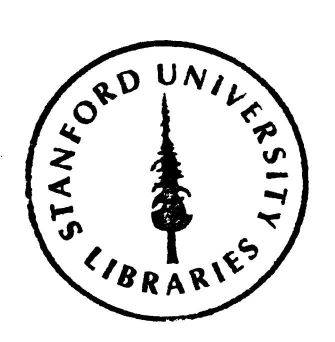
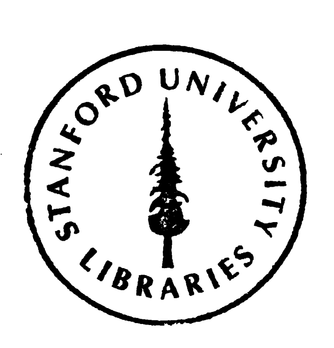
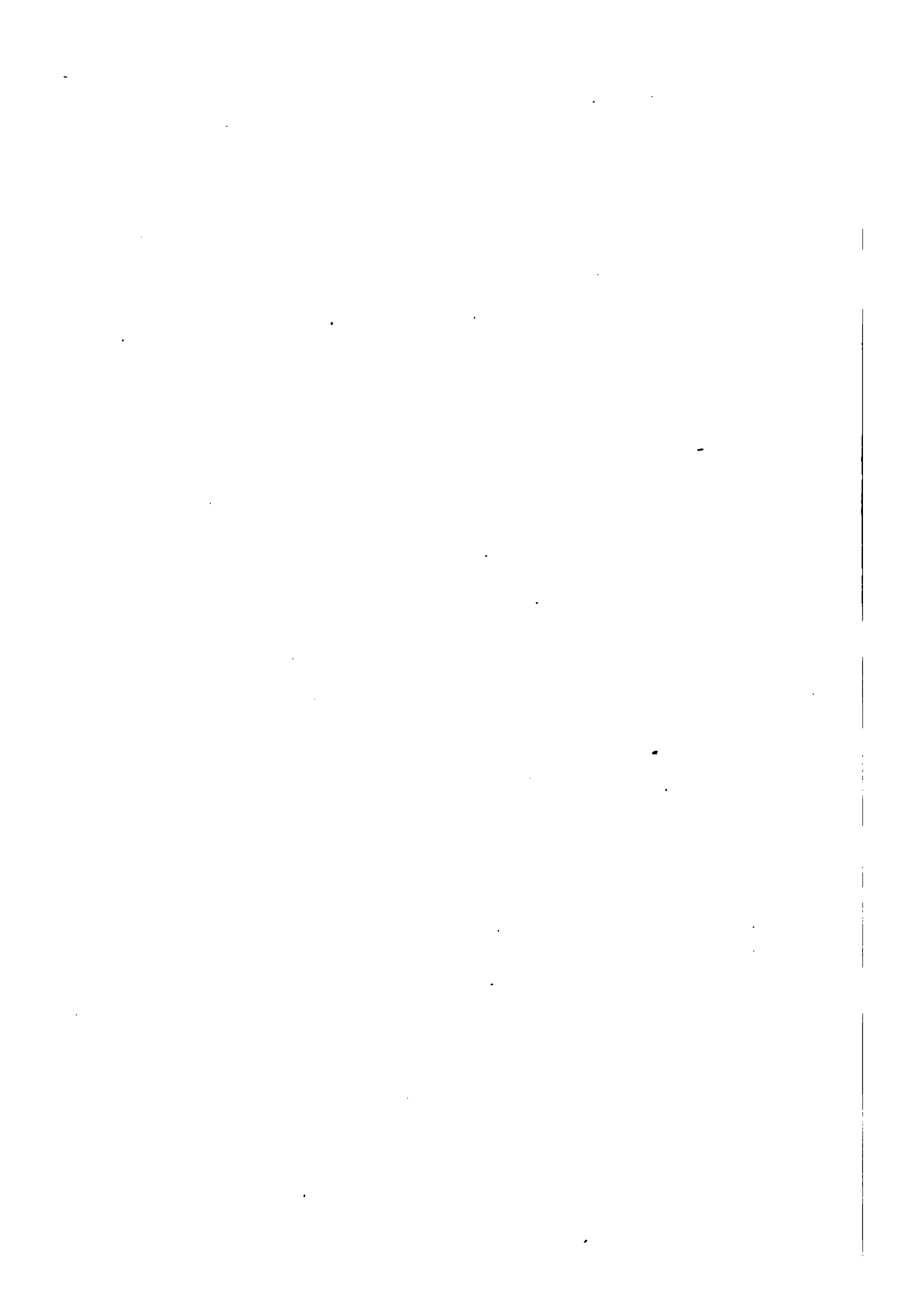

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Aug. F. Ammann


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES




RUDOLPH SCHINZ.



Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr 1892

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Neue Folge:
Fünfzehnter Jahrgang.

Zürich.
S. Höhr.
1892.

Inhalts-Verzeichniß.

Ein pädagogisches Sendschreiben
vom Jahre 1775.

Mitgetheilt von Seminardirektor J. Keller, Wettingen.

In der nämlichen Zeit etwa, wo die Locke-Rousseau'schen Erziehungsideen durch Johann Bernhard Basedow, dessen verblüffende Selbstgewißheit und Unbescheidenheit auf die Originalgenies der nahenden Siebzigerjahre die Gemüther vorbereitete, in Deutschland allgemeiner bekannt zu werden anfingen, ging in Zürich eine Anzahl nüchterner, willenskräftiger, von erprobter Erfahrung und ungefärbtem Patriotismus geleiteter Männer an die Umgestaltung des städtischen Schulwesens. Der spätere Bürgermeister Heidegger, Johann Jakob Breitinger und Professor Leonhard Usteri hatten an diesem, von 1768 bis 1773 dauernden Werke den meisten Antheil. Heidegger schaffte den Ideen Breitingers in den Kommissionalsitzungen und bei dem politischen Stande des Freistaates überhaupt mit der ihm eigenen klugen und überzeugungsvollen Beredsamkeit Raum; als die neuen Anstalten eingeführt waren, übernahm es Usteri, sie der Bürgerschaft und der pädagogisch interessirten Welt zu empfehlen.[1])

[1]) (L. Usteri.) Nachrichten von den neuen Schulanstalten in Zürich. Als eine Anweisung und Aufforderung, sich dieselben zu Nutzen zu machen; meinen Mitbürgern gewidmet. Zürich 1773 ff.

Damals meinten die Zürcher auf eine That zurückschauen zu können, welche für die Entwickelung ihrer Stadt von segensreichstem Einfluß sein und in weiten Kreisen nicht geringeres Aufsehen machen werde, als die von Usteri gegründete und rasch aufblühende Töchterschule: da sahen sie sich, soweit wenigstens die allgemeine Aufmerksamkeit in Frage kam, plötzlich überholt von dem lawinenartig anschwellenden Rufe Basedows. Zweierlei Prinzipien traten im Bereich ihres nächsten Gesichtskreises wider einander auf: Heidegger und Genossen erwarteten von der öffentlichen Erziehung das Heil der städtischen Zukunft; Basedow versicherte hoch und heilig, die private, in philanthropinisch eingerichteten Instituten erworbene Bildung sei allein im Stande, die Welt vor dem bevorstehenden Bankerott zu retten. Und Basedow hatte auch diesseits des Rheines schwärmerisch ergebene, hochangesehene, fehde- und thatenfrohe Jünger. Nirgends auf deutschem Boden erhielten seine Projekte so beredte und opferfreudige Zustimmung und Unterstützung, wie gerade in der nördlichen Hälfte der Schweiz. Lavater begeisterte seine schon damals zahlreiche Gemeinde für den kühnen „nordalbingischen" Reformator; der nicht minder einflußreiche, aber besonnenere Rathschreiber Iselin von Basel war dessen geschworener Schildknappe und „Erzfreund". Während die Zürcher mitten in den anstrengendsten Vorarbeiten an ihrer Schulorganisation standen, wurden über 700 Thaler freiwillige Beiträge zur Verwirklichung von Basedows Erziehungszweck aus ihrer unmittelbaren Umgebung gespendet. Es ist freilich zu sagen: Damals, am Anfange der Siebzigerjahre, hatten die Gegensätze sich noch keineswegs scharf zugespitzt. Breitinger zwar lehnte vornehm kühl und darauf sehr entschieden ab: Was Basedow bringe, sei „eine nicht gar glückliche Anwendung und Erweiterung, oder besser zu sagen seichte Nachahmung der Comenischen Lehr-Methode"; aber Breitingers Natur war der stürmischen Polemik abhold und sein

litterarischer Eifer mit den Jahren immer maßvoller geworden. Einer seiner talentvollsten Schüler, Usteri, betheiligte sich ohne Arg bei der Kollekte und ließ sich wohl nicht träumen, wie bald die Zeit kommen könnte, wo er, in Ausübung des von dem Unternehmer jedem Subskribenten zugestandenen Rechtes, seine Gabe als Darlehen betrachten und, der einzige Schweizer, wieder zurückziehen werde.

Kurz nachdem das Dessauer Philanthropinum feierlich eröffnet worden, gestaltete auch Ulysses von Salis-Marschlins das von Planta und Nesemann gegründete „rhätische Seminar“ zu einem philanthropinischen Institut und wandte sich, im Tone des Zeitalters, an die Kosmopoliten aller Enden, sie möchten ihre Söhne und bald auch ihre Töchter ihm zuschicken. Es war nicht bloß der pädagogische Drang und die leidenschaftliche Hingabe für ein menschenfreundliches Werk im Sinne Basedows, sondern auch ökonomische Bedrängniß, was ihn bewog, seinen Vertrauten Iselin um wirksame Beihülfe in Form eines reklameähnlichen Schriftstückes anzusprechen. Iselin sagte zu und sandte schon im Februar 1775 den „Brief“ nach Marschlins an den Freund: „er könne darüber nach Gutfinden verfügen.“

Salis, welcher gerade damals den Rath und die Geschäftskenntniß des unersetzlichen Planta schmerzlich vermißte, fand doch Zeit genug, mitten in der ihm ungewohnten schulorganisatorischen Arbeit eine zwei Druckbogen umfassende „Antwort“ niederzuschreiben. Es fragte sich jetzt nur mehr, ob beide Aufsätze das erste Heft der von Iselin geplanten Zeitschrift „Ephemeriden der Menschheit“ eröffnen oder aber separat auszugeben seien. Die Angelegenheit verschleppte sich bis in den August hinein, und immer noch war der Rathschreiber unentschieden, ob ein solches Journal seine Kräfte nicht übersteige. Länger aber mochte Salis nicht zuwarten und übergab also Iselins „Schreiben über die Philanthropinen in Dessau und in Graubünden“ mit

seiner Antwort und einem Unterstützungsgesuche Basedows „An Kosmopoliten“ der Druckerei.

Der deutsche Pädagoge erbat sich seinerseits in der Art, welche so manchen seiner frühern Parteigänger stark ernüchtert, ja zum Gegner gemacht hatte, von dem mit Glücksgütern gesegneten gläubigen Publikum der Menschenfreunde frischweg 10,000 Dukaten; Salis, zur Zeit mit Basedow offenbar solidarisch verbunden und schon darum verpflichtet, zu den philanthropischen Grundsätzen ohne Rückhalt sich zu bekennen, hob die Vortrefflichkeit seines eigenen Instituts im Unterschied von der gewöhnlichen Bildungsweise hervor und that nach beiden Seiten, im Loben und Verwerfen, viel mehr, als unpartheiische Leser billigen konnten: Dergestalt erschien Iselins Schreiben als eine Vorrede, bei welcher nicht ausschließlich das rein pädagogische Interesse die Feder geführt hatte. Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß ein solches Urtheil sachlich ganz und gar unberechtigt gewesen wäre. Allein wenn der Rathschreiber mit edler Leidenschaft die neue Erziehungsweise, welche in der Anstalt seines Freundes auch Anwendung finden sollte, empfahl, so lag für die durch Salis mittelbar und unmittelbar hart angegriffenen Zürcher, welche unter schwerer Mühewaltung höchst achtungsvolle Werke vollbracht, Veranlassung genug vor, auch über Iselin ungehalten zu sein. Doch bemüht sich ihr Stimmführer Usteri in dem nachfolgenden Brief aufs Beste, seinen Aerger in billiger Weise zu vertheilen und zu begründen. Der Brief lautet folgendermaßen:

Verehrenswürdiger Menschenfreund!

Ich hatte mir schon lange zum voraus Vergnügen davon versprochen, wenn ich einmal Ihnen die Fortsetzung meiner Nachricht von den bey uns nun vollends zustand gebrachten neuen Schulanstalten mittheilen könnte: Und ich bildete mir ein, daß

ich auch Ihnen damit ein angenehmes Geschenk machen würde. Denn wenn gleich die Ausarbeitung dieser Nachrichten viele Mängel hätte und Nachsicht bedürfte: so versprach ich mir dessenungeachtet, daß ein Mann, der so lebhafft wie Sie von dem wichtigen Einfluß überzeugt ist, welchen die kleinste gute Anstalt in China und andern entferntesten Ländern auch für die Einwohner unserer helvetischen Gebirge haben soll, mehr auf den inneren Werth, als auf den Vortrag sehen und sich über diese Reformation der öffentlichen Erziehung in einem Orth der Eidgenossenschafft, als Eidgenoß, als Nachbar und als Menschenfreund in dem Maaße freüen werde, in welchem er dieselbe wohlgerathen und dem vorgesetzten Zweck gemäß finden würde.

Allein seit dem ich die zwey Sendschreiben gelesen habe, die Sie die Gütigkeit hatten, auch mir mitzutheilen, und in denen Sie und Herr von Salis sich wechselweis, zum beschämenden Beyspihl andrer unempfindlicher Seelen, ihre unaussprechliche Freude und Hochachtung über die unbeschreiblichen Verdienste mittheilen, welche Sie nicht blos um einen Ort oder um eine Statt, sondern um die ganze Welt, wenigstens um ganz Deutschland, nicht blos um eine Gattung von Leuthen, sondern um alle Stände und Classen und Arten deßwegen haben, weil Sie sich an nichts geringeres, als an die Umgießung des ganzen wagen; ist mein Muth fast ganz daniedergesunken, und die bequeme Vorstellung, die ich mir von dem künfftigen Glück und Wolstand unsrer Bürger machte und von dem dankerfüllten Andenken, womit Sie in späten Tagen einen Heidegger, Breitinger, Hirzel[1]) und andre Urheber deßelben segnen würden, verschwand vor dem Glanz des Ruhms, den Ihr Freund bey der Nachwelt haben will, und vor

[1]) Hans Kaspar H., „der Menschenfreund", seit 1761 Oberstadtarzt (Archiater). Er gehörte zu der Kommission, welcher Heidegger den Breitinger'schen Reorganisationsplan zur Prüfung vorlegte, und ferner zu dem engeren Ausschuß, der jenen Plan ausgestaltete und ins Werk setzte.

dem unabsehbaren Feld, über welches sich seine Thätigkeit verbreitet und womit Er auf einmal alles Gute zustand bringen will. Denn in dem Schreiben des Herrn von Salis las ich an mehr als einem Orthe das Urtheil der Verwerffung über unsere Schulanstalten schon zum voraus so viel als ausgesprochen, und alle zwar wolgemeinten aber allzubescheidenen Bemühungen um die Verbesserung der öffentlichen Erziehung (dergleichen die unseren auch waren) mit einem so zuversichtlichen Thon verworffen, der für mich freylich befremdend war und mir hart vorkam, gegen den sich aber gleichwol nichts einwenden laßt, weil er von dem philanthropischen Geist eingegeben ist, den alle Welt verehren soll und dem heutigen Tages die ehrliche deutsche Nation eben so freygebig und reichlich Opfer darbringt, als sie den heiligen und weisen Männeren, die die Bewahrer der Religion und die Gelehrsamkeit in den Klösteren waren, alles herschaffte, was zu ihrem Unterhalt und zu ihrer Gemächlichkeit diente.

Da mußte ich also zu meiner Betrüebniß lernen, daß wir Züricher mit aller der Arbeit, mit allem dem Fleiß, mit allen den sorgfältigen und bedachten Anstalten für eine bessere Auferziehung der Jugend, wol für uns und für unsere Nachkommen etwas gutes möchten gethan haben; aber an die Ehre und den Tittel von Menschenfreund und Patriot, gar keine Ansprach machen können, indem auch wir zu denen gehören, die ... von dem Sekten Geist beseßen, an ihren Erdenkloß angefeßelt bleiben, aus eigener Willkühr den Kreis ihrer Wirksamkeit und ihres Wohlthuns einschränken und so lange zusammenziehen, daß endlich nur ihre Statt das Vaterland wird, für welches sie würken; die nur für ihrer Thüre kehren und keine kühnen Schritte wagen, dem allgemeinen Uebel zu steüern. Nicht ihre Kräffte als einen Beytrag denen darleihen, die einen einzigen Versuch im ganzen gewagt. Nicht ihren Eifer unterstüzt und mit dem Bleystifft in der Hand dagestanden, den Nachriß ihres Gebäudes zu nemmen ...

wie sich Herr von Salis gegen Sie und durch Ihre Vermittlung gegen das lesende Publikum ausdruckt. Ohne diesen Ihren Freund hätte ich mehr Billigkeit von Ihnen selbst hoffen können, da Sie geneigt sind, mit menschenfreundlichem Herzen jedes Bestreben nach einem guten Zweck, als ein Verdienst anzuerkennen. Sie hätten sich vielleicht sagen lassen oder selbst zuerst gesagt . . . Es seye gut daß man an mehreren Orten Versuche anstelle; daß es nicht wol gethan wäre, wenn man eine noch nicht genug durch Erfahrung geprüffte Methode mit einmal überall einführen wollte oder auch könte, weil dadurch der Gährung auf einmal ein End gemacht würde, die in denkenden Köpfen über diese Materie entstanden ist, schon ziemlich lange herrschet, und auch hin und wieder, etwa (zwar gegen die Verdienste, die große Leuthe von sich selbst zu rühmen haben) sehr geringes gutes gewürkt hat: Sie würden endlich beobachtet haben, daß dergleichen Versuche, die zur Bewährung öffentlicher Schulanstalten, welche man als die vortrefflichsten und allgemein nachzuamenden aufweisen will, dienen sollten, nicht an einzelnen Kinderen noch auch in ein Paar Jahren gemacht werden können; sondern, daß dazu eine Anzahl Kinder von ungleichem Karakter und von ungleichen Fähigkeiten genommen werden muß, deren Progreß und Ausbildung nach dem Verstand und nach dem Willen erst in einer Reye von Jahren und bis an das End ihrer Erziehung und ihres Unterrichtes beobachtet, und dann der Werth davon nach ihrer Brauchbarkeit im gemeinen Leben und nach ihrer Neigung zu allem guten und Geschäfftigkeit dafür beurtheilt werden muß, wann sie endlich als für sich selbst handelnde Glieder in die bürgerliche Gesellschafft eintretten. Wenn man früher anfangt, über unternommene Erziehungsanstalten urtheilen und absprechen, so vermengt man leicht seine vorgefaßte Meinungen mit dem, was man siehet und sehen soll; und die zur Probe vestzusezenden Zeiten werden von dem genommen, wovon erst durch die Erfahrung ausgemacht werden soll, ob es ein Be=

weis einer guten und für die bürgerliche Gesellschafft dienlichen Erziehung sey oder nicht.

Uns einfältige und gutherzige Züricher hat Basedow über solche Sachen Klugheit gelehret; wir schickten dem ehrlichen Manne wie Sie aus Herrn Lavaters Empfehlungsschreiben für seine Werke wüßen können, schwehr Geld für seine Bücher, die alle anderen entbehrlich machen und die Erziehung der Kinder fast allein für sich bewürken solten. Aber izo braucht sie, im Ernst darvon zu reden, fast kein Mensch bey uns, und die, welche sie der Welt durch gedruckte Schreiben so hoch angepriesen hatten, so wenig oder weniger als andere. Ich selbst habe mir das Anerbieten zu nuze gemacht, und mir mein Geld zurückbezahlen lassen, denn die Vorstellung, daß ein Schweinestall mehr koste, als man anfänglich berechnet[1]), vermochte nicht so viel auf mich, daß ich mehr Geld für ein Werk gebe, welches mir bey weitem das nicht leistete, was man mir davon versprochen hatte und wovon ich wenig nuzen ziehen konte.

Aber wenn doch, dachte ich, unsere Anstalten für unsere eigne Mauern etwas taugen, so können wir allenfahls noch auf den philanthropinischen Adelstolz verzicht thun, und da wir unsere nächste Pflicht erfüllt haben, uns mit der bescheidenen Freude vergnügen, daß wir in der Stille gutes gewürkt. Eine uneigennüzige Freude, die man uns hinwieder, als unser Theil, gerne gönnen wird: Aber so sehe ich aus des Herrn von Salis Schreiben, daß auch das nicht einmal statt haben kan; da muß alles den philantropinen zugesandt werden, was man recht erziehen soll: Keine Privateducation taugt nichts, und um die öffentliche Erziehung steht es noch zehenmal schlimmer, sobald das Kind nach Hause kommt und nicht ganz dem philantropino einverleibet ist.

[1]) „Klopstock se dit bon et ancien ami de Basédow, ce qui ne l'empéchoit pas de convenir que Basédow manquoit absolument de gout.“ (Frey an Iselin d. d. 10 III. 1775.)

Das sollen wir Herren von Salis glauben, weil er davon eine lange und betrübte Erfahrung hat. — Nun will ich Herren von S. seine Erfahrungen nicht disputieren oder in Zweifel ziehen; aber sehen möchte ich doch gerne, was er mag erfahren haben, und was daraus folget. — Was er da im Styl der Declamation von seiner Erfahrung sagt, ist so etwas, das jeder Prezeptor auch erfehrt und das man sich allenfahls, auch ohne die eigene Erfahrung, vorstellen und glauben kan; daß namlich Kinder, die an eine genaue Ordnung und Disciplin gebunden werden, dieselbe leicht vergeßen, wenn sie eine zeitlang davon entfernt leben, und daß der Lehrer alsdenn Mühe hat, sie wieder in die Ordnung hineinzuführen. . . Ich kan hinzuthun, daß dieses in eben dem Grade schwehrer wird, je gezwungener und steiffer die Ordnung ist, und je weniger den Kindern Freyheit gelaßen wird; daß es hingegen leichter ist, wenn die Kinder weniger gezwungen sind, und bisweilen kleine Freyheiten haben, die sie wol zu gebrauchen lernen; das will sagen, sich gewöhnen, auch neben der strengsten Aufsicht im Gebrauch ihrer Freyheit und in dem Trieb nach ihren kindischen und jugendlichen Vergnügen und Ergözlichkeiten Maaß und Zihl zu beobachten. — Aber aus dieser Erfahrung, auf welche sich Herr v. S. hauptsächlich berufft, wenn er die Knaben aus dem väterlichen Haus ganz entfernt haben will, folget noch nicht, daß das Quodlibet, wie er eine Erziehung zu nennen beliebt, die zwischen den offentlichen Schulen und der Aufsicht bey Hause getheilt ist, so schädlich, so verwerflich seye, als Er sie vorstellt; so seltsam, als ein Gemälde, daran zwey Maler Pinselzug für Pinselzug gearbeitet hätten. Sie ließe sich eben so schicklich einer Landschaft von einem geschickten Mahler vergleichen, die ein anderer Mahler mit Figuren ausstaffiert hätte. — Am allerwenigsten ist bey einer solchen Theilung zwischen der offentlichen Schule und dem väterlichen Hause das zu besorgen, worüber Herr v. Salis am meisten bekümmert zu seyn scheinet, daß nam=

lich bey Hause die allzugroße Einbildung von Stand und Reichthum gepflanzet werde, die hingegen in seinem Philantropino nicht aufkommen können. Und hier bitte ich mir auch so viel zutrauen für meine angenehme Erfahrung aus, als ich Herrn v. Salis für seine betrübte Erfahrung geschenkt habe: da ich namlich beobachtet habe, daß kein nachdrücklicheres Mittel seye, den aufwachsenden Stolz durch empfindliche Dehmüthigungen ganz zu ertöden, als wenn man junge Leüthe, die damit behafftet sind, oder die Gefahr lauffen, davon angesteckt zu werden, mit anderen Knaben von ihrem Alter, die diese Vorzüge theils haben, theils nicht haben, unter einer zwangslosen Aufsicht freyen Umgang haben und sich ergoezen laßt. Da weisen sie sich selbst unter einander einen ganz verschiedenen Rang, als der ist, welchen vornehme Geburth und Reichthum geben, denjenigen namlich, den einem jeden seine Fertigkeit und Thätigkeit bey ihren gesellschafftlichen, jugendlichen Vergnügen und Angelegenheiten giebt. Nach dem Beyspihl der ersten Nationen wählen sie sich den zum König, der am meisten Talente hat, die anderen zu meisteren und zu regieren, und nach diesem Maaße folgen sie im Rang auf einander. Ohne die Vergleichung allzu weit zu treiben, gehet es bey ihnen zu, wie bey den Kühen auf den Alpen, von denen ich den Patriarchalischen Zellweger [1]) habe erzellen gehört, daß jede auf der Alp neuangekommene die Stärke ihrer Hörner an denen versucht, die vor ihr dagewesen sind, und alsdann freywillig denen den Rang laßt, von denen sie überwunden worden, so wie sie hinwiederum den vorzug unbestritten vor denen genießt, die ihr haben weichen müssen. Auf eine ähnliche weise lernt der Knabe freywillig da nachgeben, wo er eine Ueberlegenheit von irgend einer Art von Vorzügen wahrnimmt, er fühlt es, daß diejennigen, die er durch

---

[1]) Laurenz Zellweger (1692—1764) von Trogen, Arzt, Philosoph und, wie J. J. Bodmer, ein Verbreiter freisinniger Ideen unter dem jüngeren Geschlecht.

seine Geburth besizt, nicht so allgemein erkant sind, nicht allenthalben den Vorzug haben, und fangt an, sich nach anderen zu bestreben, und indessen mit guter Manier Knaben über sich zu erkennen und zu dulden, deren Elter (sic) weder so reich noch so vornehm wie die seinigen sind. Ob das so gut durch Worte und Vorstellungen bewürkt werde, laße ich denen zu entscheiden über, die wißen, wie bald eine Vorstellung altet und krafftloß wird, wenn man sie offt wiederholt, besonders bey Kindern, die selten die anscheinende Vorstellung derjenigen Gründen haben, die man ihnen in solchen wohlgemeinten Predigen vortragt. Und da glaube ich, Sie selbst irren sich auch, Mein Herr, in dem, was sie von der Art, jungen Leuthen Achtung für ihre Dienste beyzubringen, sagen. Schon der Unterschied, den Sie ihnen von würklichen und nicht würklichen Diensten zu verstehen geben, macht bey den Knaben den nicht so unrichtigen Schluß entstehen, daß er würklichen und nicht würklichen Diensten auch nicht die gleiche, sonder vielleicht die würkliche und nicht würkliche Achtung schuldig sey.

Doch ich komme auf die Erfahrung des Herrn von S. zuruck, welcher ich noch eine andere entgegen zu sezen habe, daß namlich die offentliche Erziehung der Kinder in woleingerichteten Schulen auf die Eltern zuruk würkt, und selbst in den Haushaltungen, bey Vater und Mutter, folglich dann auch bey untergebenen mehr Ordnung, Auffsicht, Fleiß, Zucht und Ehrbarkeit nach und nach hervorbringt. Eine Erfahrung, davon sich auch gar leicht der Grund angeben laßt. Ich nemme hier namlich ganz zuverläßig an und erwarte den Vater, der Lust habe, mir das zu widersprechen; daß namlich kein Vater ist, der nicht seinen Sohn noch beßer erzogen zu haben wünsche, als er selbst erzogen worden; dazu komt noch die Ehre die man an seinen Kindern gar bald, schon weil sie in der Schule sind, erleben möchte. Diese macht, daß man bey Hause darauf siehet, daß der Knabe, was er daselbst auf die

Schule zu thun hat, verrichte, daß ihm nichts in den Weg geleget werde, das ihn daran hindere. Man giebt ihm Zeit, man verschafft ihm gelegenheit, man muntert ihn auf: Mancher Knab fodert Zeit und Gelegenheit, er giebt das Beyspiehl, und so wird auch da ein Theil seiner Zeit wol zugebracht, manchmal ist jemand im Hause mit ihm beschäfftigt, oder hat die Aufsicht, oder leistet ihm bey seiner Arbeit gesellschafft: Er muß sich zu gewißer Zeit in der Stube einfinden und will durchaus nicht der letzte seyn; darnach muß sich die Haushaltung, die Eltern, die Dienste in allem richten im Auffstehen, im Eßen, in Verrichtung häuslicher Andacht, das bringt also Ordnung in die ganze Haushaltung, und die Eltern unterziehen sich dem gerne aus Gefälligkeit für ihre Kinder. Wie offt geschiehet es zu dem, daß der Knab aus der Realschule[1]) etwas mit nach Hause bringt, das er gelernt, und damit er der ganzen Famillien Freude macht, und bei allen eine etwelche Aufmerksamkeit auf Sachen erregt, an die sie selbst nie gedacht hätten, es seye durch Hersagen auswendig gelernter moralischer Erzellungen oder durch Urteile und Sentiments die er aufgefaßt, und wenn er höher hinauffsteigt etwas aus der Geschichte oder andern Wißenschaften, die er tractiert, wodurch vielleicht der Herr Papa lüstern nach dem einen oder andern gemachet wird, das in der Jugend ihm beyzubringen versäumt worden, und so wird das

---

[1]) Diese von der neuen Schulorganisation eingerichtete Anstalt mit vier Klassen in zwei Jahreskursen trat an die Stelle der seitherigen Lateinschule. Ungefähr die Hälfte der Unterrichtszeit war der Sprache, die andere den „nützlichen Kenntnissen" gewidmet. Lehrfächer: Latein, Griechisch, Geschichte, Geographie, Rechnen und Geometrie, Logik, Schreiben, Gesang, Religion. Die Grundsätze für den methodischen Betrieb des Sprachunterrichtes stammen aus der Schule J. M. Gesners: Zurückdrängen der Grammatik, dafür Lektüre und zwar möglichst bald kursorische; Verbindung von Sach- und Sprachunterricht. — Eine für den Schulgebrauch berechnete „Sammlung sittlicher und gefühlreicher Erzählungen" hatte J. J. Bodmer 1773 herausgegeben.

gute, das durch beßere Auferziehung der Jugend in offentlichen Schulen gewürkt werden muß, allmählig auch den Famillien und allen Gliederen derselben mitgetheilt, die selbst keine so gute Erziehung genoßen, nicht so mit Unterricht in nöthigen und nüzlichen Dingen empfangen haben, und dadurch erhaltet man allezeit so viel, daß selbst diese Persohnen dann und wann etwas dergleichen hören und annemmen, wenigstens nicht mehr so gar stark dagegen eingenommen sind.

Daß es Haushaltungen gebe, wo dergleichen nichts zu hoffen, muß ich auch glauben, wiewohl ich dergleichen bey uns sehr wenige oder keine kenne, viel weniger darf ich das von Ihrem Basel glauben, wo die Sitten und Polizei so gut beschaffen sind, als in wenig Stätten von einer beträchlichen Größe und wo Jünglinge so wenig Verführungen ausgesezt sind. In denen Haushaltungen, wo mehr Verdorbenheit herrschet, daselbst sind junge Leuthe freylich schlecht versorget, sie mögen den ganzen Tag oder nur einiche Stunden bey Hause seyn. Aber solche machen eine Ausnahme und von diesen soll man nicht den Anlaas nemmen, einem ganzen deutschen Publikum die Privateducation und die offentliche Erziehung in der Vaterstatt neben der väterlichen Aufsicht bey Hause, als ein Verderben anzuschwärzen, um dem Philantropino Schüler zu gewinnen, sonst denken wahrlich ehrliche Leuthe, es seye dem Stiffter noch um etwas mehr zu thun, warum er sich so sehr begüeterten Menschenfreunden andringt. Ueberhaupt ist es mir unerträglich, zu sehen, mit welchem Ungestühm man die Kinder von Hause weg, und aus ihrer Vaterstatt fortgeschafft haben will; denn dadurch werden die Bande der Liebe zwischen Eltern und Kindern zerrißen, die gegenseitige Liebe unter Geschwistern geschwächt, das Vorurtheil genährt, daß Eltern ihre Pflicht schon gethan, wenn sie nur den Beütel für die Education ihrer Kinder frey weit aufgethan und sich um Geld von der Pflicht

der Obsorg loosgekaufft. Sie selbst bekommen dadurch weniger Sorgen, hiemit mehr Zeit zum Müßiggehen und zur Ueppigkeit — Bedenken Sie es, theurer Menschenfreund, ob das philanthropinische oder menschenfreundliche Grundsäze und Gesinnungen seyen.

Doch ich halte Sie mit meinen Anmerkungen zu lange auf, ich wolte Sie nur um Nachsicht für unsere Schulanstalten bitten, die, wenn sie nicht von dem weiten Umfange sind, als die philanthropinischen Projekte Schulanstalten haben wollen, dagegen den Vortheil haben, daß die Kinder nicht aus dem Schooß ihrer Famillien weggenommen werden, wo sie zu mancherlei häuslichen Tugenden gezogen werden, die der Saamen der Bürgerlichen Tugenden sind, und sich als solche zeigen, sobald sich der Würkungs Kreis junger Leuthe erweitert und ihre Thätigkeit erhöhet. Im übrigen, mit oder ohne Nachsicht, die die Philantropen für unseren eingeschränkten Würkungs Kreis haben mögen, denke ich, werden wir Züricher die für einmal bey uns eingeführte und für uns angemeßene Schulanstalten nüzen und brauchen, indeßen daß das vortreffliche und allgemeine Ideal erscheint, welches für alle Orth der Welt zugleich das beste ist.

Schließlich, mein Herr, soll ich Ihnen auch noch ein Wort sagen über die freündschafftliche Arth, mit welcher Sie meines Instituts einer Frauenzimmer Schule[1]) gedenken. Die Proben, die ich davon habe, was in einer solchen Schule, durch die Geschicklichkeit eines verständigen und von der Würde ihres Geschäffts durchdrungenen Frauenzimmers[2]) geleistet werden kann,

---

[1]) Vergleiche F. Zehender, Geschichtliche Darstellung des öffentlichen Unterrichtes für Mädchen in der Stadt Zürich von 1774—1883. Zürich 1883.

[2]) Erste Lehrerin der Zürcher Töchterschule war Susanna Goßweiler von Zürich (1740—1793).

macht mich wünschen und hoffen, daß dergleichen mehrere auch an anderen Orthen entstehen werden. Und die Beobachtungen die ich mir darüber zwei Jahre gemachet habe, während welchen unsere Frauenzimmer Schule mit Nuzen und mit dem allgemeinen Beyfall meiner Mitbürgerinnen und Mitbürger gehalten wird, sezen mich in den stand, darüber muthmaßliche Vorschläge zu thun, und für uns eine Einrichtung zu entwerfen, die vielleicht mit einichen Abänderungen auch für andere Orte sich schicken kan. Und ich gedenke die Muße die mir diese herannahende Winterabende versprechen auf dieses angenehme Geschäfft zu verwenden. — Erstaunt war ich indeßen über die Fertigkeit Ihres Freundes, deßen Plan sowie das Gebäud zu einem solchen Institut schon fertig ist, sobald die begüeterten Menschenfreünde ihre Beütel öfnen und Geld hergeben. Aber beßeres hätte ich von seinem Plan erwartet, wenn das Interesse nicht so nahe damit vereint wäre. Ein bischen weniger Anspruch an das philantropinische Ordensband und ein bischen weniger Spüren von eigenem Interesse (welche zwey Dinge sich zusammen nicht wol vertragen) hätte ich an allen seinen Vorschlägen gewünscht, sonst laßt es wahrlich, als ob Er Erziehungsmanufacturen fast auf eben dem Fuß einrichten wollte, wie im Nothanker die Bücher Manufacturen beschrieben sind.[3])

Aber noch einmal, verzeihen Sie; ich wolte lieber meinen Unwillen über den Ungestühm, womit man Deutschland äffet, in Ihren menschenfreundlichen Schooß ausschütten, als sogleich dem ganzen Publicum mittheilen, und bey Ihnen bedarf es keiner Abbitt, wenn ein ehrlicher Mann, der eben kein Adeptus bey den Philanthropen zu werden verlangt, seine Besorgniß über das Verderben, daß vielleicht in guter Absicht ausgebreitet wird, in Ihren

[3]) (F. Nicolai.) Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker. 3 Bände. Berlin 1773 ff.

Schooß ausschüttet. Ich hätte es nicht so gemacht, wenn ich Sie nicht versicheren könte, daß ich mit wahrer Hochachtung für Ihre Verdienste mir eine Ehre mache zu seyn,

Verehrungswürdiger Menschenfreund,

Ihr ganz ergebener Diener

Zürich, den 6. Oktober 1775.

Prof. Usteri.

Es ist bereits im vorigen Jahrgang des Taschenbuches (S. 162) mitgetheilt worden, daß Iselin, vielleicht zunächst durch eine offizielle Reise an den Hof des Bischofs in Pruntrut verhindert, auf Usteri's Brief nicht antwortete und daß der Zürcher Professor daraufhin Veranlassung nahm, im Kreise von Bekannten und Freunden es auszusprechen, er habe seine Pflicht gethan und die Angriffe auf das Schulverbesserungswerk von Seiten der Philanthropen kräftig abgewehrt. Nun mochte der Rathschreiber, der mittlerweile sich doch zu der Herausgabe einer Zeitschrift entschlossen, erst recht nicht mehr auf die Angelegenheit zurückkommen. „Ich höre", schrieb er den 7. Dezember 1775 an den Rathsherr Salomon Hirzel, den Bruder des Archiaters, „Herr Professor Usteri lasse den Brief, den er an mich geschrieben hat, herumgehen. Es würde mir groß Unrecht geschehen, wenn er Ihre Mitbürger verleiten sollte, zu glauben, ich bewundere nicht gar sehr die Ausbesserungen, welche vortreffliche Männer an Ihrem Schulwesen zu Stande gebracht haben. Ich fühle und erkenne den Werth davon sehr lebhaft. Aber ich glaube dennoch, daß Philanthropine und dergleichen Anstalten für viel Familien selbst in Zürich und für das allgemeine Bedürfnis sehr nothwendig seyen."

An den philanthropischen Bestrebungen hielt Iselin auch in der Folge Vergängliches und Dauerndförderliches auseinander

und versuchte, Usteri etwas milder gegen dieselben zu stimmen. So im Frühling des Jahres 1776, indem er ihm die erste Nummer der dessauischen pädagogischen Monatschrift übermachte. Aber, wie der Brief des letztern vom 19. Mai beweist, ohne Erfolg: Der ehemalige Freund und Schüler Rousseau's wurde durch die Lektüre jenes Heftes in seiner früheren „Vorstellung und seinem Urtheil über die philantropinischen Pläne besteifnet. Rousseau machte einen romanhafften Plan für die Erziehung eines einzelnen Menschen und gab den selbst für das, was er war. Heüte macht Deutschland Romanhaffte Erziehungspläne für die Menge und will behaupten, es seyen keine Romanen.“

Jost Grob.

Ein Lichtbild
aus dem kirchlichen Leben der Schweiz im 17. Jahrhundert.

Von J. Pfister, Pfarrer in Wädensweil.

Der Mann, dessen Gedächtniß wir hier erneuern, wird nur Wenigen bekannt sein. Und doch verdient Jost Grob eine Ehrenerwähnung in der Geschichte des kirchlichen Leben's der Schweiz im siebzehnten Jahrhundert. Durch Leistung und Gesinnung ragt er über die Mehrzahl der zeitgenössischen Amtsbrüder hoch empor, ja, neben dem Einen, ihm befreundeten Breitinger dürften wenige gefunden werden, in denen ein so gesundes und frisches Glaubensleben pulsirte, und der Geist der Reformation so kräftig nachwirkte. Er ist ein treuer Sohn der evangelischen Kirche, hält sich aber in hohem Maße frei von der Entartung, in welche sie zu seiner Zeit gerathen war. Er weiß, daß es etwas Besseres gibt als Dogmengezänk und Ketzerriecherei. Die schlichte Wahrheit der heiligen Schrift steht ihm obenan, und mit warmem Herzen, mit Energie und Klugheit widmet er sich der Lösung der praktischen Aufgaben, welche ihm sein Wirkungskreis entgegenbringt. Steht er auch nicht in der Reihe derer, welche entscheidend in den Gang der Kirche eingegriffen haben,

so gestaltete sich sein Leben doch derart, daß es nicht nur seine Nachkommen und die Gemeinden, in denen es sich abspielte, sondern auch Andere interessiren dürfte.

Zum ersten Mal wird hier der Lebenslauf dieses ehrwürdigen und hervorragenden Seelsorgers weiteren Kreisen vorgeführt. Wir schöpften aus handschriftlichem Material, welches sich theils in der Stadtbibliothek, theils im Staatsarchiv Zürich befindet.

Quellen: Lebensbeschreibung Herren Jost Groben von dessen Sohn Hans Jakob Grob, Pfarrer, im Original und in erweiterter Abschrift auf der Stadtbibliothek Zürich.

Kurze Lebensbeschreibung der Vil Ehren= und Tugendtreichen Frauen Regula Abeggin, Herren Jost Groben Herzgeliebten Haußfrauen von Jost Grob 1678. Ebendaselbst.

Kurze, wahrhafte Beschreibung des beschwer= lichen Zustandes der evangelischen Kirchen in der Graffschaft Toggenburg von Josua Grob. (1642) Ebendaselbst.

Beschreibung der Frey=Graffschaften Sax und Vorstegk, sonderlich was anlanget derselbigen Christin= liche Reformation von Josua Grob. 1645. Ebendaselbst.

Jost (das ist: Jodocus) Grob ist ein Toggenburger und hat die schönen Eigenschaften seines Volksschlages, Intelligenz, Fleiß und einen freundlichen Sinn geerbt.[1]) Er wurde am 11. Februar 1611 in Brunnadern, welches zu Peterzell kirchgenössig war, geboren und an letzterem Ort getauft. Den Vater, Georg Grob von Wattwyl, verlor er früh; die Mutter war eine Elsbeth Giezendanner. Für seine Auferziehung waren Verwandte, besonders die Brüder des verstorbenen Vaters, „wohlbemittelte und bei ihren Landsleuten angesehene Personen", mit besorgt und schickten ihn in die „teutsche Schul gen Herisau." Diese deutschen Schulen entsprachen unsern niedern Volksschulen, wurden von Knaben und Mädchen besucht, von Lehrern und „Lehrgotten" geleitet und vermittelten die Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen. Nachdem Grob diese Vorstufe für die Lateinschule durchlaufen, kam er, „weil man allerhand schöne Gaben an ihm verspühret und ihn dem heiligen Predigtamt gewidmet", nach Zürich und „ist in dem Lust und der Begird zu dem Studieren also gestärket worden, daß er durch Gottes Beystand und Güte glückhaft durch alle Lezgen fortgeeilet, und von allen Herren Praeceptoribus und Professoribus, sonderlich von Herr Obrist Pfarrer Breitinger bis an sein sel. Ende trefflich geliebet worden." Nach wohl bestandenem Examen wurde er im September 1630 zum Predigtamte zugelassen. Auch da hatte er sich der Fürsorge seiner Toggenburger Verwandten zu erfreuen. Sie bewirkten, daß ihr Schützling, nachdem er „hin und wieder zu stadt und land mit

---

[1]) Als Vorname wird mitunter auch Jos (=Josua) genannt; Grob selbst schreibt aber Jost.

nicht geringem Lob geprediget", mit der Pfarrei zu Krummenau und Kappel im Toggenburg belehnt wurde.

Krummenau hatte sich 1528 als eine der ersten Gemeinden Toggenburgs der evangelischen Lehre zugewandt und mit dem benachbarten Kappel zu einer Pfarrei vereinigt. Das Recht, die evangelischen Pfarrer im Toggenburg zu wählen, war seit 1543 (nach einer Notiz in einer Rede Breitingers 1599) [1]) von den Schirmorten dem Landesherrn, dem Abt von St. Gallen, zugestanden worden mit der Bestimmung, daß die Anzustellenden in einer der vier evangelischen Städte examinirt sein müssen, was vom Abte nicht immer beobachtet wurde. Die Prädikanten — so hießen die evangelischen Pfarrer — mußten vor dem Antritt der Pfründe dem Landvogt mit Handschlag schwören, daß sie den Abt als ihren Kollatur-, Lehens- und Landesherrn erkennen, ihren Dienst laut dem toggenburger Landesfrieden versehen, über den alten Glauben — der mit den Ausdrücken des zweiten Landesfriedens der „alte, wahre, christliche, apostolische, katholische, römische" genannt wurde — die heiligen Sakramente und die Messe nicht schmähen, die Feiertage verkündigen, das Vater Unser, den Glauben, die zehn Gebote und andere Gebete dem Volke vorbeten, ihre Zuhörer nicht zum Aufruhr, sondern zum Gehorsam und zur Ruhe vermahnen, sich eines untadelhaften Wandels befleißen und ein gutes Beispiel geben wollen. Wenn sich in einer evangelischen Gemeinde wieder ein paar katholische Familien befanden, forderte der Abt, daß in der Kirche ein Altar errichtet und auch katholischer Gottesdienst gehalten werde, was in Krummenau-Kappel 1622 geschah.

---

[1]) G. Finsler, kirchliche Statistik der reformirten Schweiz. 1854 bis 1856. p. 622.

Probejahre im Krummenau-Kappel.

Am Osterfest 1632 hielt Grob seine erste Predigt an beiden Orten über Markus 16 Eingang. Der junge Pfarrer war sich des Ernstes der Aufgabe wohlbewußt, daß er, wie es in der Antrittspredigt heißt, „ein noch junges Blut in diesen höchst betrübten und gefahrlichen Zeiten solche große ansehnliche Gemeinden weiden soll; ich bin aber der Hoffnung, Gott der Herr werde mir, wie dem jungen Jeremiae, auch meinen Mund berühren und sein Wort in selbigen legen." Die Predigt hatte er überschrieben mit Jeremia 1, 7 und 8: „Sprich nicht: Ich bin zu jung; denn zu Allem, wozu ich dich senden werde, sollst du gehen; und Alles, was ich dir befehlen werde, sollst du reden. Entsetze dich nicht vor ihrem Angesicht, denn ich will bei dir sein;" „da er," wie sein Sohn sagt, „ihm selbst ein Prophet war, was ihm begegnen werde."

In den Maitagen desselben Jahres schloß er den Bund der Ehe mit Regula Abegg von Zürich, die ihm in Haus und Amt eine ausgezeichnete Gehilfin wurde. Wir werden noch öfter von ihr hören. Er hatte den wichtigen Schritt sehr ernst genommen. Unter Anrufung des göttlichen Beistandes sah er sich nach einem „tugendreichen, züchtigen, mit Gottesforcht wohl gezierten Ehegemahl" um. „Und da mir von ehrlichen Leuten hoch angerühmt worden Jungfrau Regula Abegg, Herren Jacob Abeggen, Bürgers zu Zürich ehelich gel. Tochter, hab ich nach aller Gelegenheit getrachtet, wie sie mir möchte bekannt gemacht werden, da sie mir de facie unbekannt war." Das gelang ihm, er fand was er suchte und traf auch Neigung. Bei den weiteren Schritten war ihm unter Anderen kein Geringerer als Antistes Breitinger Fürsprecher; redete er doch Vater Abegg, der ihn um Rath anging, zu: wenn er selbst eine Tochter hätte, und dieser junge Herr um

sie anhalten würde, wollte er sie ihm nicht abschlagen. Das wirkte. Am 8. Mai 1632 fand in der Kirche zu Kappel die Einsegnug statt „und sind aus allen Gemeinden der Grafschaft Toggenburg die fürnehmsten Herren und Frauen erschienen an der Zahl 180 Personen und waren das hochzeitliche Freudenmahl in Herren Hans Böschen Haus mit des ganzen Volkes Frohlocken gehalten worden."

Mit jugendlicher Begeisterung begann der 21jährige Pfarrer seine Amtsarbeit. Er folgte offenbar dem Beispiel seines größeren Landsmannes Zwingli, wenn er an den Sonntagen bis an's Ende seiner Wirksamkeit im Toggenburg über das Matthäus-Evangelium predigte. Für die Festtage wählte er die „Prophezey" Hoseae, welche ihm wohl willkommene Gelegenheit bot, das zeitgemäße Thema der Abgötterei nach Belieben zu variiren. Besondere Aufmerksamkeit wandte er der Jugend zu und führte „mit liebreicher Dexterität und aller Heilsbegierigen Frohlocken" die Kinderlehre ein, wiewohl viele Papisten sich widersetzten, und auch „etliche Prädikanten selbst, die solche eine beschwerliche Neuerung zu titlen nit geschähmt. In der Schul hat er und seine liebe Ehefrau mit aller Liebe erzeigt beständigen Fleiß, das Gute in die jungen Geschirr zu pflanzen und sie von allem Bösen, sonderlich vom Schweeren abzuhalten mit Versprechung dem, der da andere höre schweeren und es anzeige, Papyr zu geben." Bei allem Eifer war er vorsichtig, bei aller „Herzhaftigkeit" liebreich und dienstbereit. Das gewann ihm die Herzen, so daß er auch von Papisten und Klosterleuten viel Gutes erfahren und die Freude erleben durfte, daß Viele „zu dem heiligen Evangelio bekehrt wurden."

An unangenehmen Erfahrungen fehlte es begreiflicherweise nicht. Die Erfolge Grob's reizten die Gegner. Einige Male setzte man ihm den „Herget"[1]) auf die Kanzel; er stellte ihn

[1]) d. h. ein Crucifix.

ruhig bei Seite. Eines Sonntages nach der Predigt wurde er vor der Kirche mit den Worten begrüßt: Wie hast so lang gepredigt, du lutherischer Ketzer! Als der Pfarrer ungehalten sich erkundigte, wer der wäre und die Antwort bekam, es sei der Narr aus dem Kloster, sagte er lachend: „Ist er ein Narr, so sey er seinem Herrn ein Narr und laß uns mit Frieden.“ Oefter bekam er Besuche von Klostermönchen und anderen Papisten, die ihm Fallen zu legen und ihn in Verlegenheit zu bringen suchten. Aber Grob war ihnen gewachsen. Bezeichnend ist ein Gespräch mit Hofammann Bridler, der ihm eine Zeit lang mit versuchungsvollen Fragen zusetzte. Bridler erklärte: er kümmere sich nicht um das, ob er recht glaube, er wolle es den Pfaffen verantworten lassen. Grob antwortete: die heilige Schrift sage Beides, daß ein jeder seine Bürde tragen und daß der Gerechte seines Glaubens leben werde. Da brach der Hofammann in diese „verruchten“ Worte aus: „Wann Gott am jüngsten Tage zu ihm sagen würde: Hofammann gang in die Höll, daß du also geglaubt, so wollte er sagen: nein, bey Gott, mir nicht; ich will den Pfaffen in die Lucken stoßen, der also zu glauben mich gelehrt hat.“ Der Pfarrer gab ihm darauf zur Antwort: es werde dannzumal nicht also hergehen; es werde der Unbußfertige Rechenschaft geben müssen „auch um ein jedes unnütze Wort, so er werde geredet haben.“

Seit dem Jahre 1633 verschlimmerte sich die Lage der Evangelischen im Toggenburg. Die Nachricht von dem am 16. November 1632 erfolgten Tode Gustav Adolf's ermuthigte die Katholischen. Man versäumte nicht, dieselbe dem Pfarrer Grob durch den obengenannten Narr im Kloster mittheilen zu lassen, welcher vor das Pfarrhaus kam und rief: „Doktor Joßli, ä lug außen, der Schwed ist gestorben!“ Grob hatte besonders viel zu leiden, man setzte ihm als gebornem Toggenburger vor allen zu. Zumuthungen, wie die, das Ave Maria öffentlich von der Kanzel zu sprechen, bei Nennung des Namens Mariae, wie beim

Mittag- und Betglockenläuten den Hut abzuziehen, Kreuze auf den Gräbern zu haben, „den Weiber-Tauf" (Nothtaufe durch die Hebamme, daher auch Hebammentaufe) zu gebrauchen u. s. w., wies er entschieden, doch mit Vorsicht zurück, „wiewol sich etliche Ministri lau und furchtsam zeigten", und verließ sich getrost auf Gott und die gerechte Sache. Dabei berief er sich auf den Landsfrieden und die Toggenburgischen Kapitels-Konstitutionen. Ueber alle Vorkommnisse berichtete er getreulich an seinen väterlichen Freund und Berather Breitinger, welcher nicht müde wurde, in wiederholten Briefen, die er durch eigene Boten übersandte, den wackern jungen Pfarrer zu tapferer Ausdauer, aber auch zur „Fürsichtigkeit" zu ermuntern.

Grob's Schreiben, bemerkt Breitinger unterm 23. April, sei „nicht allein von den Herren Examinatoribus, sondern auch von den Gn. Herren und anderen Verordneten mehr, mit Gnaden und väterlichem Mitleiden angenommen worden, und man sei Willens, in treuem Nachdenkeu zu halten, wie auf's kommlichst Euer aller sammt den biderben Religionsgenossen in dem Toggenburg ein trostliche Rechnung könne getragen werden." Der Antistes wünschte zugleich noch nähere Angaben über die evangelischen Toggenburger Gemeinden, wobei wir hören, daß Grob's Gemeinden 552 Kommunikanten zählen.

Die herzliche Theilnahme, der väterlich freundliche Zuspruch Breitinger's mußte dem auf schwierigem Posten stehenden Pfarrer wohlthun. Dieser versäumte denn auch nicht, brieflich dafür zu danken.

Die Drangsale stiegen, die Drohungen mehrten sich. Im Mai wurde Grob vor das Landgericht zitirt, wovon er sofort Mittheilung nach Zürich machte.

In seiner Antwort stellte Breitinger Grob anheim, ob er vor dem Landrath erscheinen wolle; falls er es thue, werde er sich in Bescheidenheit und Demuth wohl zu verhalten wissen

und inständig um Vergünstigung eines Termins, der in einer so schweren Gewissenssache erfordert werde, bitten und endlich von Allem genau berichten.

Grob entschloß sich herzhaft, der Citation zu folgen. Da zu fürchten war, daß „aus mordlichem Religionshaß Gewalt für Recht gehen möchte", bat er seine geliebte Gattin um ihre Fürbitte und mahnte sie, mit christlicher Geduld sich in Allem in den heiligen Willen Gottes zu schicken. Vor dem Landrath ließ er sich auch dadurch nicht einschüchtern, daß der Landesweibel hinter ihm etliche Male mit den Schlüsseln „gekeßlet". Auf die mehrmalige Zumuthung des Landvogtes, er solle um Verzeihung bitten, antwortete er unerschrocken: Habe ich hierin etwas verschuldet, so strafet mich darum! Endlich wurde er unter ernstlichem Drohen, nicht mehr zu predigen, ledig gelassen. „Mit was für weinenden Freuden und Frohlocken er heimgekommen, ist wol zu erachten." Zur höchsten Verwunderung der Gegner arbeitete Grob freudig und getrost weiter. Während jene die einfältigen frommen Leute durch Verheißen und Drohen, durch Belohnen und Strafen irre zu machen suchten, war er bemüht, nach Breitinger's Rath sie mit Trost und Zuspruch zu „erlaben" und sie zu ermahnen, nur „steif ihre Zuflucht zu den Waffen zu nehmen, welche der streitenden Kirche Gottes von Anfang eigen gewesen, nämlich zum Gebät und Trähnen." Er war auch klug genug, gleich die Fallen zu entdecken, die man ihm legte und ihnen auszuweichen.

Der Einbruch der Schweden auf schweizerisches Gebiet (September 1633) und der tiefe Zwiespalt, der sich hierüber, sowie über die damit zusammenhängende Gefangennahme des thurgauischen Generalwachtmeisters Kilian Kesselring durch die katholischen Orte zwischen den Eidgenossen erhob, mußte auch auf die toggenburgischen Verhältnisse nachtheilig zurückwirken. Das Heer der Katholischen lagerte unmittelbar am Ausgange der Thal-

schaft bei Rickenbach=Wyl. In Zürich hätte man gerne Nachrichten über ihre Lage gehabt. „Da hat Herr Grob“, wie die Biographie bemerkt, „weil er solches jemandem zu vertrauen, Bedenken getragen, sich selbst in seinem nach Landsart ihme verehrten geschnägleten Kragen und modenfarben Kleid gegen der Nacht in selbiges (Lager) begeben, alles besichtiget, von niemandem als von einem Papisten, der zu ihm sagte: Sind Ihr auch auch hier, Herr Pfarrer, dem er lachend geantwortet: Und Ihr auch Herr Pfarrer, gekannt, nicht verraten worden, sonder ungehindert heim kommen und alles umständlich an sein Ort berichtet.“

Am 2. April 1634 richteten die vier evangelischen Orte Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen an den Fürstabt zu St. Gallen ein Schreiben, in welchem derselbe freundlich gebeten wurde, die evangelischen Unterthanen im Toggenburg, wie auch ihre Seelsorger und Prädikanten bei der ungehinderten Uebung ihrer Religion und ihres Gottesdienstes verbleiben zu lassen und dieselben bei ihren geistlichen und weltlichen Freiheiten, dem aufgerichteten Landesfrieden und Verträgen ferner gnädig zu schützen und zu schirmen und die angedeuteten Beschwerden, „dadurch doch den Katholischen an ihrer Religionsfreiheit nützid benommen wird“, gütlich abzuschaffen. In dem vom 1. Mai 1634 datirten Antwortschreiben, welches nicht, wie zu erwarten war, an die vier Städte, sondern nur an Basel gerichtet wurde, behauptet Abt Pius, die Klagen seien theils unbegründet und ganz unwahr, theils zwar wahr, aber nicht, wie sie bezeichnet werden „Einträg, Neuerungen, Zumutungen, Beschwerlichkeiten, Zwang der Lehr und Gewüssen“, sondern alte Bräuche, welche von dem toggenburger Landsfrieden herkommen und bis dahin in steter Uebung geblieben seien, ohne daß bis dahin Klage und Beschwerde darüber geführt worden wäre. „Es würde auch jetzt nicht geschehen, wenn nicht etliche unruhige Gesellen, wie zu vermuthen zuvorderst etliche unbehutsame Praedikanten, die Leute verleiteten

und wider die alten Bräuche Neuerungen einzuführen begehrten." Er ersucht, die Praedikanten ermahnen zu wollen, daß sie ihr Amt ruhig und friedsam versehen, der Neuerungen sich enthalten und bei dem Landsfrieden verbleiben.

Da das Schreiben der vier Orte erfolglos blieb, und gerade Grob noch mehr zu leiden hatte, machte er wieder Meldung nach Zürich. Breitinger war eben in Baden zur Kur. Archidiakonus Heinrich Wondlich übermachte ihm das Schreiben und konnte am 11. Juli Grob berichten, daß von Breitinger den Ehren-Gesandten der IV evangelischen Orte „das Toggenburgisch Geschäft in diese 3 Punkten insinuirt worden: 1. daß Ehren Gemeldte Reformirte Orth sich der evangel. Toggenburger anzunehmen befugt; 2. daß die Toggenburger eines solchen Patrocinii werth; 3. daß treue Hand unverzogenlich vonnöthen. — Worüber ein reiflicher Rathschlag gefasset und gut erachtet worden, ein ansehnliche, ernsthafte und tapfere Gesandtschaft von den IV Orten an den Herrn Abt zu St. Gallen abzufertigen, inzwischen Hrn. Lands-Baumeister Zellweger anbefohlen, allem fleißig nachzuforschen."

Als am 18. Juli der Archidiakon Grob wissen ließ, „daß wegen Hrn. Kesselring werde eine Conferenz zu Aarau gehalten und zugl. das Toggenburger Geschäft und die beschlossene Gesandtschaft zu heilsamer Effectuation beforderet werden, bis daher man sich im Namen des l. Gottes werde zu gedulden haben und den Erfolg seiner weisen Regierung anbefehlen", war bereits Grob der Dienst gekündet.

Am 12. Juli nämlich, als er zur Predigt nach Kappel kam und die Leute schon in der Kirche versammelt waren, wurde ihm von dem Diener des Landesweibels ein Zeddel übergeben, des Inhalts, daß zwar der Fürstabt ihm bewillige, noch zwei Monate die Kirche zu versehen, aber unter der Bedingung, daß er dem Mandat gemäß dem Volk das Ave Maria vorspreche; wenn er es nicht thue, solle ihm von Stund an die Kanzel im Toggen-

burg verboten sein. Grob war überrascht und mußte mit den vertrautesten Gemeindegenossen keinen besseren Rath, als die Predigt einzustellen, was „groß Wehklagen, vielfältige Seufzen und heiße Thränen verursachet, daß dadurch ein harter Stein zum Mitleiden hätte bewegt werden sollen.“ Sofort begaben sich zwei ehrbare Männer zum Landvogt, beklagten sich über das unerwartete Verfahren und sprachen die Hoffnung aus, der Fürstabt werde nicht schärfer mit Grob verfahren, als mit Andern. Auf ihr „unterthäniges Bitten“ bekamen sie vom Landvogt die Antwort, er habe gethan, was sein Herr befohlen habe; wenn Grob der Aufforderung nachkomme und das Ave Maria dem Volk vorspreche, solle er bis zur bestimmten Zeit geduldet werden, wo nicht, solle er den Fleck räumen, auch den Uebrigen sei mitgetheilt worden, wenn sie sich nicht bequemen wollen, so werden sie Alle abgesetzt werden. Als am Montag sich abermals eine Abordnung von vier „verständigen Männern“ einstellte, gab der Landvogt dieselbe Antwort. Mit rührender Beharrlichkeit bemühten sich die Gemeinden, für ihren treuen Seelsorger die Erlaubniß zum weiteren Predigen zu erwirken. Auch Gesandtschaften an den Abt hatten keinen Erfolg. Derselbe erklärte, daß er es nicht wenig bedaure, daß er ihren Prädikanten so lang im Toggenburg geduldet, weil er sich nicht gehalten, wie er gehofft; ja er verspüre, daß Grob nicht geringe Ursache sei, daß eine Gesandtschaft von den evangelischen Orten ihn beunruhigt habe, ja er müsse annehmen, er sei die einzige; um solchem und weiterem Unheil zu begegnen, wisse er kein besseres Mittel, als ihn vom Dienst zu verstoßen. Als die Abgeordneten das in Abrede stellten, wurde ihnen erwidert: So haben die Gemeinden dazu Anlaß gegeben, und ferner zu Gemüth geführt, daß es ihnen zu „großen unstadten“ gedeihen werde, daß sie Ihr. Fr. Gn., wie auch den „wüssenthaften“ Richter, Schwyz und Glarus, übersehen und anderen Obrigkeiten, die sich ihrer nicht anzunehmen haben, nach-

gelaufen seien. Auch das stellten die Abgeordneten in Abrede. In diesem Verdachte liegt offenbar der Hauptgrund, daß gerade gegen Grob so entschieden vorgegangen wurde.

Am 21. August wurde nun sämmtlichen Prädikanten, welche das Ave Maria nicht sprechen wollten, die Kanzel verboten. Der Dekan und der Kammerer erbaten 14 Tage Frist, in dieser Zeit hoffen sie Befehl von ihrem Herrn von Basel zu erhalten. „Nicht ein Stund" erwiderte der Landvogt. Ob sich denn der Fürst und der Landrath nach anderen Obrigkeiten, die ihnen nichts vorzuschreiben haben, richten sollen? Wenn die Herren von Bern Meßpriester in ihrem Land hätten und sie verklagten selbige Obrigkeit vor den V Orten, brächten eine Gesandtschaft zu Stande, was für ein Prozeß würde mit ihnen angestellt? Man nähme sie beim Kopf und schickte sie heim ohne Kopf, und das wäre ihr verdienter Lohn. „Doch, sprach er, auf Hrn. Groben deutend, man wird den Rechten wohl finden."

Nun willigten die Prädikanten wegen des Ave Maria ein, „zuwider der Abred, an die sich Herr Grob gehalten." Noch wurde von Grob und 4 Herren zuerst vor dem Landvogt, dann vor dem Abt selbst der Versuch gemacht, die Bewilligung zu erhalten, daß er die Kanzel noch so lange versehen dürfe, bis ein Prediger gefunden sei, aber vergeblich. Da hielt Grob vor dem Abt um den Abschied an, was er bis dahin auf Bitten der Gemeinden nicht gethan. „Er ist bewilligt", lautete die Antwort.

Mit bewunderungswürdiger Zähigkeit wehrten sich die Gemeinden für ihren Seelsorger. Sie wählten abermals einen Ausschuß und verstiegen sich dazu, den Landvogt durch Geld zu gewinnen. „Wenn 100 fl. nicht helfen, wollen sie ihm gern 200 fl. verehren, wenn er nur ihrem Seelsorger das Predigen zulasse, er möge doch bedenken, daß sie bereits in die 3 Monat verwaiset gesessen. Der Vogt erwiderte, es werde nichts helfen und wenn sie gleich 1000 Kronen, geschweige 200 fl. darlegten. In 14

Tagen sollen sie, wenn nicht von Basel, so doch aus Bündten wieder versehen werden; sie möchten das Herrn Grob anzeigen. Selbst jetzt ruhten die Gemeinden nicht. Aber ihr Bitten war vergeblich; sie wurden abgewiesen mit neuen Gründen, „in welchen der Haß und Has' im Pfeffer gelegen."

Grob fand in Zürich, wohin er wieder genauen Bericht gab, herzliche Theilnahme, namentlich bei Breitinger, der ihm am 26. September einen trostreichen Brief schrieb und ihn seiner Fürbitte und Fürsorge versicherte.

Den Gemeindsgenossen, die nun ohne öffentlichen Gottesdienst waren, sprach der treue Seelsorger von Haus zu Haus und sonst bei jedem Anlaß tröstlich zu, sie besuchten ihn „liebreich Tags und Nachts als gottesfürchtige Nicodemiten" und beriefen ihn bald da bald dorthin unter verschiedenen Vorwänden. Eines Tages wurde ihm mitgetheilt, daß der Wohl Edle und gestrenge Junker Joh. Heinrich Lochmann, Landvogt zu Sax, seiner begehre. Als er vor ihm erschien, eröffnete ihm derselbe, die Regierung von Zürich sei gewillt, aus der Gemeinde Salez in der Herrschaft Sax eine eigene Pfarrei zu machen, zu der bereits bestehenden Kirche ein Pfarrhaus zu bauen, ein gebührliches Ein- und Auskommen zu verschaffen und ihn, Grob, zu einem ständigen Pfarrer und Seelsorger zu berufen, nicht nur, weil er um des Evangeliums willen vom Abt verstoßen worden, sondern zugleich auch in der besten Hoffnung, daß er ein gesegnet Instrument zur Bekehrung der noch papistischen Gemeinde Hag sein möchte. Dabei versprach ihm der Landvogt alle obrigkeitliche Hülfe, Liebe und aufrichtig geneigten Willen und übergab ihm ein von Breitinger im Namen der Examinatoren verfaßtes Schreiben vom 5. November 1634, worin unter anderem mitgetheilt wird, daß die Angelegenheit einem Ausschuß der beiden Stände vorgetragen, reiflich erwogen und daß in „einhelliger, väterlicher Wohlmeinung" gutbefunden und dem Landvogt befohlen worden sei,

„hoch wohl angedeutetes Uns. Gn. HH. Gesinnen an Euch gelangen zu lassen."

Grob sah hierin ein Zeichen göttlicher Providenz und entschloß sich, dem Ruf zu folgen, was er in einem noch erhaltenen Schreiben an Breitinger berichtete. „Hätte zwar gehofft, die Gn. HH. würden an ein solch Ort einen besser qualifizirten Mann als ich bin, berufen haben. Gleichwohl will ich, G. G. alles anwenden und den l. Gott von Grund meines Herzens anrufen und bitten, daß er mir Gnad und Kraft verleihen wolle, daß ich ein nützliches Werkzeug in seinem Weinberg sein könne, und zu meinem Pflanzen und Wässeren sein gnädiges Gedeihen verleihe, daß Alles gereiche zu seines heiligen Namens Ehr und der Gemeind Nutz und Auferbauung."

Auf Wunsch stellte der Landvogt Johann Rudolf Rheding dem abtretenden Pfarrer ein Zeugniß aus. Er bemerkt, daß Grob beurlaubt und entlassen sei, „weil er mit und neben dem Toggenburgischen Landfrieden, Herkommen, Ordnungen und Mandaten sich nit hat bequemen mögen" und bezeugt, daß Grob „in seinem Handel und Wandel, die Zeit weil er auf dieser Prädikatur gewesen, sich aufrichtig, ehrbar und gemäß verhalten hat; daß Ihme, so viel mir bewußt, nichts Ungleichs oder Unehrbars zugemessen oder zugezehlet worden oder werden möchte."

So schied denn der im 24. Altersjahr stehende Pfarrer von seinem ersten Arbeitsfeld im heimatlichen Toggenburg, in dem er ca. 2½ Jahre mit jugendlicher Rüstigkeit und seltener Standhaftigkeit für die gute evangelische Sache gewirkt hatte, viel Liebe erfahren durfte, aber auch viel Kreuz tragen mußte.

Reformatorische Thätigkeit in Salez-Hag.

Die Freiherrschaft Sax war im Jahre 1615 durch Kauf an Zürich übergegangen. Sie bestand aus drei Kilchhören: Sax, Sennwald und Salez. Salez umfaßte zwei Gemeinden: Salez und Hag. Beide waren im Jahre 1564 in ihrer großen Mehrheit zur reformirten Kirche übergetreten. Als aber im Mai 1596 der Beschützer der evangelischen Sache, der edle Johann Philipp, Freiherr von Sax und Forsteck, in Folge einer Dolchwunde, welche ihm sein roher katholischer Neffe, Ulrich Georg, beigebracht hatte, gestorben war, wandte sich Hag zu Ostern 1600 wegen eines Religionsmandates betreffend fleißigen Besuch des Gottesdienstes von der evangelischen Lehre ab. Sobald Zürich die Herrschaft angetreten hatte, suchte es die Abtrünnigen wieder zu gewinnen. Man gestattete ihnen zwar, in dem jenseits des Rheins gelegenen Bendern die Messe an Sonntagen zu besuchen, verpflichtete aber jede Haushaltung, eine erwachsene Person in die evangelische Wochenpredigt nach Salez zu schicken, worauf der Landvogt streng hielt. Die größte Hoffnung setzte man nun auf den im Toggenburg bereits mannigfach erprobten Pfarrer Josua Grob.

Im Anfang Dezember 1634 war er mit seiner Gattin in Salez eingezogen und von Junker Johann Ludwig Schneeberger den Gemeinden vorgestellt worden. Bei dieser Gelegenheit wurden Salez und Hag, welche förmlich zu der Empfangsfeier beschieden worden waren, auf's freundlichste zur Erfüllung ihrer Pflichten ermahnt.

Salez war sehr verwahrlost. Ueber dreißig Jahre hatte es keinen eigenen Pfarrer mehr gehabt, indem es von den Geistlichen zu Sennwald und Sax als Filiale abwechslungsweise versehen wurde. In der Gemeinde waren nur zwei Katechismen zu finden, 18- und

mehrjährige Personen konnten die zehn Gebote „nit verzehlen". Die Leute klagten selbst, sie seien arg vernachlässigt worden. Das Pfrundeinkommen war zu anderen Zwecken verwendet worden, das Pfarrhaus verfallen, so daß Grob über ein Jahr in einem entlegenen Bauernhause wohnen mußte. Zum neu erbauten Pfarrhaus kam dann „durch obrigkeitliches Ansehen und freundlichen Antrieb des Pfarrers" bald ein Garten, ein Holzschopf und eine Scheune.

Nachdem Grob zum Voraus die Salezer Kirche eigenhändig von den Ueberresten des Papstthums, dem Sakramenthäuschen, den Bildern u. s. w. gereinigt, und dafür erbauliche Sprüche der heiligen Schrift hingeschrieben hatte, machte er sich mit allem Eifer an die Arbeit, nicht nur um die Hager zu gewinnen, sondern auch die heruntergekommene Salezergemeinde geistig zu heben. Neben der Predigt richtete er seine besondere Aufmerksamkeit auf Hausbesuche, Katechisation und Schulunterricht. Die Salezer besuchten fleißig die Kinder- und Hauptpredigten und fühlten nun erst recht, wie viel sie bis dahin entbehrt hatten. „Das junge Volk so die Schul nit besuchte" versammelte sich gelegentlich am Abend im Pfarrhaus, wurde in den Hauptstücken christlicher Religion unterrichtet und zum Psalmensingen angeleitet. Die Hager weigerten sich freilich anfangs, die Kinder Grob in die Schule und Katechisation zu schicken. Schon um Neujahr 1635 unterhandelte eine aus fünf Männern bestehende Abordnung derselben in Zürich in dieser Angelegenheit. Man behandelte die Leute mit absichtlicher Freundlichkeit. Sie anerboten denn auch schließlich, die Wochenpredigten fleißig zu besuchen und die Kinder im Winter zu Grob in die Schule schicken zu wollen, baten dagegen inständig vom Besuche der Sonntagspredigt, inclusive Kinderpredigt, dispensirt zu werden. Der Rath willigte ein. „Bedunkt mich," sagt Breitinger in einem Brief vom 5. Januar 1635, „nicht unweislich gehandelt sein, in Betrachtung, daß diese zwei

Mittel zu ihrer Bekehrung, falls dieselbe dem lieben Gott gefällig, genugsam sein könnend. Da in ander Weg, wann sie auch am Sonntag an beiden Orten widerwertige Gottesdienst zu besuchen getrungen würden, wenig Besseres zu gewarten, als daß sie zu Euch bringen würden ermüdete Leiber und verbitterte Herzen."

Zunächst erschienen nur wenige Kinder aus Hag in der Schule. Er unterrichtete sie im Lesen und Schreiben und verfaßte und erklärte ihnen „ganz einfaltige Fragstückli." Sein leutseliges Wesen gewann bald die Herzen, so daß ihm auch die Hager freundlich entgegen kamen, „an den Pfarrer eine sonderbare Liebe warfen" und ihm dieselbe auf manigfache Weise bezeugten. In den Wochenpredigten pflegte er die Texte so auszuwählen, daß er irgend einen streitigen Religionspunkt behandeln konnte „ohne Spitz-, Stich- und Scheltwort," was ihm auch Breitinger an's Herz gelegt hatte.

Der Antistes ermunterte ihn, zunächst auf dem eingeschlagenen Weg fortzufahren und ersuchte ihn, auf die bevorstehende Mai-Synode nach Zürich zu kommen, um mündlich mit ihm verhandeln zu können (17. April 1635). Grob folgte der Einladung und wurde von Breitinger und andern Amtsbrüdern, aber auch von vielen Herren weltlichen Standes ermuntert, im Werk nicht zu ermüden, auch wurde ihm das Bürgerrecht in Aussicht gestellt. In seiner Arbeit stand ihm der Landvogt als treuer Rathgeber zur Seite. Der Erfolg blieb nicht aus. Grob „überkam von den Hagern den einten und anderen Nikodemiten, die er des Nachts mit allem Fleiß unterrichtete in den Wegen des Herrn." Mit großer Vorsicht ging er in seinen Predigten vor. In den Wochenpredigten besonders legte er einerseits die protestantische, andrerseits die katholische Glaubenslehre dar und pflegte dann fortzufahren: „Schau, das lehrend und glaubend wir, das aber unser Gegentheil. Jetz komm, wir wollen aus dem von

Gott eingegeisteten Wort der heiligen Schrift, die eine Kraft Gottes ist zum Heil einem Jeden, der daran glaubt, vernehmen, welche auf dem rechten und welche auf dem Irrweg begriffen," er schloß etwa: „Jetz, lieber Zuhörer, gieb Gott die Ehr und der Wahrheit Platz in deinem Herzen!"[1])

Die Worte des treuen Seelsorgers fielen auf guten Grund, auf seiner Arbeit und seinem Gebet lag Segen. Die Zahl der Nikodemiten, d. h. derer, die ihn Nachts besuchten und sich von ihm belehren ließen, wuchs. Einmal thaten sie ihm kund, daß die Anderen vorhaben, in der folgenden Nacht unter freiem Himmel zu einer Besprechung in der Religionsangelegenheit zusammenzukommen. Grob machte sich zur angedeuteten Zeit in Begleitung des Landvogts auf den Weg und kam wie von ungefähr an der Versammlung vorbei. Freundlich redete er sie an: Es ist kein Zweifel, ihr guten Leute, ihr werdet etwas Gutes berathschlagen, welches Gott wohl leite, welches der Jkr. Landvogt und ich herzlich und zugleich euch und den lieben Eurigen eine gute Nacht wünsche. „Diese Freundlichkeit hat viel gewürkt." Grob hatte auch die Freude, daß ein bis dahin „unguter" Hagener Saul heimlich zu ihm kam, bekannte, daß er geirrt und sich nun mit Mund und Herz zur evangelischen Wahrheit bekennen wolle. Er wurde ein eifriger Paulus. Eine nicht geringe Ehre und Ermunterung war es für den Pfarrer, als ihm die „hochweise gnädige Obrigkeit" in Zürich in Anerkennung seiner mit sichtlichem Erfolge begleiteten Arbeit am 8. Juni 1636 einhellig das Bürgerricht verehrte, das ihm nachher förmlich für seine Nachkommen bestätigt wurde.

Grob erachtete nun die Zeit für gekommen, die Hager zu einer Versammlung einzuberufen, um sie zum entscheidenden Schritte zu veranlassen. Er führte ihnen mit freundlichen Worten zu Gemüthe, wie die Gn. HH. für ihren Leib und ihre Seele sorgen, wie er nun drei Jahre hindurch

---

[1]) Auf Wiedergabe von Predigtfragmenten verzichten wir hier.

ihnen aus Gottes unfehlbarem Wort getreulich den Weg zur Seligkeit gezeigt. Er unterließ auch nicht, darauf hinzuweisen, wie beschwerlich es für sie sei, über den Rhein nach Bendern zu fahren; er ermahnte und bat sie mit Thränen, sie möchten doch ihr zeitliches und ewiges Heil bedenken. Die Leute erwiderten: sie verstehen, daß alles wohl und gut gemeint sei, haben auch kein weiteres Bedenken zu „gehorsamen", als das, daß sie zu Bendern ihre Rechtsame und ihr Kirchengut haben, auch ihre Voreltern daselbst begraben seien. Darauf sprach ihnen der Pfarrer weiter zu und überzeugte sie so weit, daß sie versprachen, eine Gemeindsversammlung zu veranstalten und ihm eine gute Antwort zukommen lassen zu wollen.

Während am folgenden Tage die Hager die Gemeindsversammlung hielten, flehte der treue Seelsorger daheim auf den Knieen Gott um seine Gnadenleitung an. Da brachte ihm die treue Gattin den Bericht, es komme ein Hager. „Kommt er allein, so ist er ein Mann guter Botschaft", erwiderte Grob. Bald nahte ein Zweiter. „Auch dieser ist ein Mann des Friedens", sagte der Pfarrer. Endlich wurde ein ganzer Haufe sichtbar, so daß Grob in Freuden aufsprang und Gott lobte und dankte. Die Leute brachten wirklich gute Botschaft. Freudig bewegt eröffneten sie ihm, daß sie durch sein Predigen und Zusprechen vermittelst des Triebs des h. Geistes von der Wahrheit überzeugt seien und deßhalb mit Mund und Herz sich zu dem h. Evangelio bekennen wollen, mit Ausnahme eines Einzigen, der nicht an der Gemeinde gewesen, daß sie durch Gottes Gnade Bendern und das ganze Papstthum in Ewigkeit verlassen. Im Weitern wollen sie den Gn. Herren überlassen, in ihren Sachen, besonders auch in Betreff des über 4000 fl. betragenden Kirchengutes zu handeln. „Allein bitind sie, daß man dem Weibervolk, dem der Götz noch im Herz stecke, dießmals nichts zusuchen wolle." Grob wußte sich vor Freude kaum zu fassen. Durch Hand und

Mund gab er sie den Leuten kund, sprach ihnen zu, anerbot ihnen seine Liebesdienste, befahl sie „Gott und dem Worte seiner Gnade“ und versäumte nicht, auch ihren Leib durch Verabreichung eines Trunks zu erfrischen.

Der erste Gang des Pfarrers war nun auf's Schloß. Der Landvogt übernahm den Bericht an den weltlichen, Grob den an den geistlichen Stand. Auf dem Heimweg begegnete ihm der Hager, der allein sich widersetzt hatte. Grob sprach ihm zu und gewann auch ihn, so daß nun die ganze „Mannschaft“ aus dem Hag die Annahme des evangelisch-reformirten Bekenntnisses versprochen hatte.[1])

Die Bekehrten — es waren 149 Seelen — hatten das Bedürfniß, ihrem Pfarrer ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Sie schenkten ihm eine — Kuh, was aber noch schöner ist, sie nahmen nicht nur in der Woche, sondern auch an Sonntagen eifrig am Gottesdienste theil.

Von hoher Obrigkeit wurde nun Junker Landvogt Joh. Ludwig Schneeberger in die Herrschaft Sax abgesandt. Bei seiner Ankunft wurde den Herrschaftsleuten, besonders den Salezern und Hagern, Männern und Frauen, geboten, am 17. August 1637 in der Kirche Salez sich einzufinden. Der Gottesdienst begann mit Gesang und zwar aus dem 77. Psalm:

„Zu Gott in dem Himmel droben,
Meine Stimm ich hab erhoben
Und geruft hinauf zu Ihm.
Und er hat erhört mein Stimm.
Stets in Noth, Angst und Gefahre
Mein Zuflucht zum Herren ware,
Mein Hand ich zu Nachts ausstreckt
Und zu ihm in Himmel reckt.“

---

[1]) Die lateinischen Briefe, welche Grob und Antistes Breitinger über das Ereigniß in gehobener Stimmung wechselten, siehe C. Thomann, Beschreibung der Frey-Herrschaft Sax, 1741, herausgegeben von N. Senn. St. Gallen 1863, pag. 39—42.

Dann folgte ein Gebet, hierauf die Predigt über Psalm 45, 11 und 12, welche leider nicht mehr erhalten ist. Nach dem Gebet brachte der Gesandte den hochobrigkeitlichen Gruß und rief dann die Männer der Reihe nach in den Chor, die durch ein Handgelübde in die „Gehorsame des Glaubens und Lebens ganz liebreich aufgenommen wurden.“ Als nun die Frauen an die Reihe kamen, zögerte die erste, worauf ihr der Ehrengesandte freundlich zurief: „Kommen Enneli, kommen in Gottes Namen und machet einen guten Anfang!“ Enneli kam, die andern folgten, nur Eine nahm Reißaus. Auf dem Kirchhof begegnete ihr ein Landsknecht und erkundigte sich nach dem Grund ihres ungeberdigen Benehmens. Sie antwortete: „Sie meinind, ich sollt wie die Andern meinen Glauben verlassen.“ Der Landsknecht sprach ihr zu und sagte: „Ich wollt' Gott danken, wenn ich ein solche Gelegenheit hätte!“ Jetzt war das Gewissen der Flüchtigen beruhigt und sie stellte sich in der Kirche ein. Freudenvoll endete die Feier mit dem alten Kirchengesang:

„O Herr und Gott, dein göttlich Wort
Ist lang verdunklet bliben,
Bis durch dein Gnad uns ist gesagt,
Was Paulus hat geschrieben —
Und andere Apostel mehr
Aus deinem göttlichen Munde.
Und dankend dir mit Fleiß
Daß wir erlebet han die Stunde!“

Nach der kirchlichen Handlung wurden alle Hager, die Herren Pfarrer und Amtsleute der Herrschaft im Schloß bewirthet und „mit erbaulichen Gesprächen auf eine höchst verwunderliche Weis etliche Stunden lang vilfaltig ergetzt.“ Grob wurde mit 50 Kronen beschenkt und aller obrigkeitlichen Gnad und Liebe versichert. „M. G. H. habend auch der Gemeind hiernach frei verehrt allen kleinen Zehenden, so sie ob ihren eigentumblichen Gütern in Hag schuldig gewesen und mir übersendet ein Duzend neue Testa-

mente, 1 Duzend Psalmenbüchlein und drei Duzend Katechismen."

Ueber das Geschehene schlug die „papistische Clerisey" einen großen Lärm an. Der Pfarrer von Bendern zeterte: „Der Pfarrer zu Salez hat mir meine Schäflein verführt; er ist so gewiß des Teufels, als wenn er mit 6 Kettenen hinter 6 Mauern in der Höll eingemauert wäre;" er ließ auch dem Pfarrer Müller zu Sax, später zu Thalweil, dem Freunde Grob's, ein Spottgedicht zukommen mit der Unterschrift: Haereticae pravitatis tuae infensissimus hostis Siard Lenkel. Grob merkte gleich, daß dieser der Bendern-Pfarrer Lienhard Kleß (Umstellung der Buchstaben) sei, und Müller versäumte nicht, eine gereimte Antwort zu geben in dem Stile: „Der arge Siard Lenkel, ein fauler Galgen-Schwenkel!" Der Bischof von Chur, Josephus, wandte sich in einem ernstlichen Schreiben an den Rath in Zürich, die Mönche von Churwalden und Bendern, „wie andere benachbarte Papisten, sowohl Politici als Clerici", ließen es nicht an Versuchungen fehlen, die „Abtrünnigen", besonders die Frauen, wieder zu gewinnen.

Eines Tages ließ der Landvogt den Pfarrer Grob bitten, er möge eilends auf's Schloß kommen. Als er in der Audienzstube erschien, traf er zu seinem Erstaunen den Meßpriester von Bendern beim Vogt, bewillkommnete ihn und sprach lachend: „Ich kenne den Herrn zwar nicht, aber aus aller gehörter Beschreibung wird es sein der Herr Pfarrer von Bendern, der auf der Kanzel daselbst so viel Gutes von mir geredt," worauf der Priester verdutzt erwiderte, er wisse nichts davon, daß er seiner zu Bendern viel gedacht habe. Der Landvogt schloß nun die Thür, legte eine Bibel auf den Tisch und sagte: „Jetz hab ich, wie ich gewünscht, Euch beyde Herren beisammen; da liegt die h. Bibel, aus der disputirt, ich will hören, wer wahr habe. Grob begann, redete von der heiligen Schrift als dem unfehlbaren Wort

des heiligen Geistes, aus dem Gott recht erkannt und der alleinseligmachende Glaube erlernt werde und „hat den Priester so weit in der Bibel eingethan“, daß derselbe verlegen in der heiligen Schrift blätterte und endlich sagte: Das ist ein zürcherisch Buch. Grob erwiderte: „Zu Zürich zwar gedruckt, aber von Gott eingegeistet und das lebendige Wort Gottes. Darauf wußte der ‚arme Zumpel‘ nichts zu antworten, als: Wann mir bewiesen wird, daß dies Buch, wie es hier liegt, aus dem Himmel kommen und gefallen seye, so will ich glauben, daß es das Wort Gottes seye.“ Der Landvogt lachte und sprach: Ich danke meinem Gott, daß ich durch meinen dießmaligen Seelsorger in der göttlichen biblischen Wahrheit unterrichtet und der wahren seligen Religion versichert werde; mit Euch aber habe ich ein Mitleiden, daß Ihr also in der Finsterniß verführt seid, und auch andere durch Euch verführt werden. Darnach ließ er den Tisch decken und machte sich mit den Pfarrherren durch andere Gespräche lustig.

Das Gemeindeleben suchte Grob zu heben, indem er die Kirchendisziplin einführte, wobei ihm der Landvogt Lochmann mit Rath und That behülflich war. In der Seelsorge arbeitete er, wie bisher, treu weiter. Da es damals nicht selten vorkam, daß abgedankte Soldaten sich auf Raub und Mord warfen (Stäcklibuben), hatte er etliche Male Gelegenheit, Mörder zur Hinrichtung vorzubereiten und zu begleiten. Dabei kam nicht nur sein tiefer Ernst, sondern auch seine Herzensgüte zur Geltung. Für einen „gräulichen Unmenschen“ erbat er vom Landvogt Milderung des furchtbaren Urtheils, in der Hoffnung, den bis dahin Reulosen doch noch zur Erkenntniß seines Elendes und zum Gebete bringen zu können. In der Behandlung der Ehesachen kam es zu Differenzen über die Kompetenzen des Landvogtes und der Geistlichen in der Herrschaft Sax. In dem Handel, der in Zürich zu Gunsten der Geistlichen entschieden

wurde, zeigte Grob bei aller Ruhe, mit der er sein Recht verfocht, Entschiedenheit und Freimuth.

Wie übrigens Josua Grob auf jedem Posten seinen Mann stellte, dafür möge folgendes Beispiel sprechen.

Die Schweden hatten unter Wrangel's Anführung einen Beutezug gegen Bregenz unternommen, wohin der Adel und die Abteien aus Oberschwaben sich mit ihren Schätzen geflüchtet hatten, nahmen auch die Stadt (4. Januar 1647) und machten reiche Beute, im Betrage von angeblich 4 Millionen Gulden. Es hieß, sie eilen auf Feldkirch zu. Da nun der Landvogt Lavater, ein guter Freund Grob's, gerade unpäßlich war, ließ er den Pfarrer bitten, er möchte doch eilends Alles am Rhein nach Gutdünken bestellen. Es war Weihnacht-Abend. Sofort legte Grob zwei Bewaffnete in's Pfarrhaus, mit zweien machte er in der Nacht Runde von Haus zu Haus und befahl, daß alle Männer unverweilt mit Unter- und Ueberwehr, auch mit Bickeln, Schaufeln und Aexten sich zu „dem Fahrt" am Rhein begeben. Gehorsamst stellten sich Alle ein. Man zog die Schiffe nach altem Recht an „das Fahr", warf einen Laufgraben auf, errichtete eine Wachthütte und stellte Wachen aus. Wie nun der Pfarrer gegen Tagesanbruch sich nach Haus begeben wollte, um zu studiren, und berichtet wurde, daß eine große Menge Volkes jenseits des Rheines stehe und „jämmerlich um herüber Fuhr begehrind", kehrte er gleich um und traf sofort Anstalten, den Leuten herüber zu helfen. Als diese ungestüm in die Schiffe drängten, ordnete er Schützen in dieselben mit dem Befehl, „daß Niemand bei Strafe des Niederschießens wider die Ordnung in die Schiffe eindringen solle." Alle kamen glücklich über's Wasser. Als die Wachen von Neuem bestellt waren, begab sich Grob auf den Heimweg. Ein im Schnee liegendes weinendes Kind ließ er in die nächste warme Stube tragen. Das Pfarrhaus traf er voll von „geflöchneten" Waaren, auch Seckel mit Geld waren hineingeworfen worden.

Ganz ordnungsgemäß hielt der pflichttreue Pfarrer den Festgottesdienst mit Abendmahl — außer dem Sigristen und den Bedienten waren aber nur Frauen da. Gleich nachher sah er wieder nach, ob Alles ordentlich bestellt sei, besuchte die Flüchtlinge von Haus zu Haus, ohne Unterschied der Religion, sie aller Liebe versichernd. Nachts machte er selbst sorgfältig die Runde. Am zweiten Festtag predigte er wieder, und da mehr papistische als evangelische Zuhörer anwesend waren, behandelte er den Artikel von der hl. Jungfrau Maria. Nachher fingen Viele an, öffentlich über die Priester zu schmähen und sagten, wenn sie irgend Gelegenheit hätten, wollten sie auch evangelisch werden. Alles schlagende Beweise für die Geistesgegenwart des feinen Grob. Bei der nächsten Nachtrunde, die er in Begleit seines 7½ jährigen Knaben machte, traf er in der Wachthütte alle schlafend. Er weckte die Leute, indem er Pulver in's Feuer warf, dem Einen einen Hieb versetzte, den Andern ausschalt. Als die Schweden abzogen, gingen auch die Feldkircher und die übrigen heim, doch nicht, ohne noch dem wackeren, freundlichen Salezer Pfarrer herzlich gedankt zu haben, ja Etliche, „die einen Vorschmack von der heiligen Religion von ihm empfangen hatten", mit weinenden Augen.

Unermüdlich in Gebet und Arbeit, in liebender Fürsorge für den Gatten und die Gemeinde wirkte seine treffliche Frau. In der Haushaltung hat sie sich, sagt er selbst, wie eine gottselige Maria und eine arbeitsame Martha gehalten und auch den äußersten Pfennig zu Rath gezogen. Das war auch nöthig bei der geringen Besoldung. Dieselbe bestand nach einem Verzeichniß Grob's im Jahre 1641 in 166 Gulden 7 Batzen an Zinsen, welche der Pfarrer bei 98 Gemeindegliedern selbst einziehen mußte, in Benutzung einer Wiese mit Heuwachs für zwei Kühe, einem Wäldchen, woraus sich der Pfarrer mit Noth beholzen möge und zwei Vierling Früchten. Gegen eine Entschädigung von 90, später

75 Gulden, konnte der Pfarrer im Schloß Forstegg 20 Mütt Kernen und 10 Eimer Wein in Empfang nehmen, und von Zürich aus wurde ihm ein jährliches Stipendium von 40 Gulden verabreicht. Im Jahre 1636 waren im Hause 8 Tischgänger aus dem Toggenburg, vornehmer, ehrlicher Leute Kinder. „Obwohl die Frau am 7. August 1636 mir glücklich an die Welt geboren eine l. Tochter, sie doch weder Dienstmagd noch Pflegerin oder Vorgängerin haben wollen, sondern alles durch kräftige Gnad Gottes und meinen unverdrossenen Beystand selbst verwalten." Ihre Tochter Regula leitete sie zu allen „anständigen" Stück und Hausarbeiten an und war namentlich auch für ihre religiöse Erziehung sehr besorgt, und Grob erwähnt es als Merkwürdigkeit, daß das Kind schon im elften Jahr das ganze „Zeugniß" und den größeren Theil des Psalters auswendig wußte. Große Freude kehrte mit der am 11. Oktober 1639 erfolgten Geburt eines Sohnes in das Pfarrhaus ein. „Wir wollen dieses Kind Gott schenken und zu seinem Dienst aufopfern", sagte gleich die glückliche Mutter.

Die Hauptaufgabe, welche Grob in Salez zugedacht gewesen, war nun gethan und zwar zur hohen Befriedigung der Gn. Hr. in Zürich. Oefter hatte man ihm als Zeichen der Anerkennung und des Dankes Promotion in Aussicht gestellt. Schon im Mai 1643, als er zur Synode bei den Predigern predigte (Luc. XI, 27 u. 28), war ihm die Pfründe Russikon verheißen worden; sie wurde aber durch einen Glarner besetzt. Ein größeres und schwierigeres Arbeitsfeld wartete des vielerprobten Mannes: Wädensweil.

Fünfundvierzig Jahre Pfarrer in Wädensweil.

Die Wädensweiler Unruhen vom Jahr 1646 waren gestillt. Der Pfarrer, Jakob Vollenweider, hatte während derselben das Zutrauen der gnädigen Herren verloren und wurde, „weil es zu Wädischwyl mit ihme nicht mehr gut thun wollte“, im Mai 1647 nach Flaach versetzt. An seine Stelle wählte der Rath am 13. Mai 1647 von fünf vorgeschlagenen Pfarrern einstimmig Josua Grob, ohne daß dieser um die Sache gewußt oder gar um die Stelle sich beworben hätte. Junker Sekelmeister Schneeberger hatte bei der Wahl geäußert, „Wädischwyl seye noch eine nasse Maur, zu dero Austrochnung er bey seinem Eyd keinen Tüchtigeren wysse, als den Pfarrer von Salez, durch welchen Gott die Hagerische Reformationsmaur aufgebaut und getröcknet habe.“ Am Johannistag nahm Grob Abschied von seiner Gemeinde und zog mit seiner Frau, die es „hart ankam“ und seinen zwei Kindern nach Wädensweil. Er war wirklich der Mann, welcher in hohem Maaße die Eigenschaften besaß, um die unter außergewöhnlich schweren Strafen leidenden Leute mit der Obrigkeit auszusöhnen. Bei aller Entschiedenheit war er so taktvoll und zeigte ein so menschenfreundliches Herz, daß er bald die Achtung und Liebe der Gemeinde gewann. Leider stehen uns hier nicht so ausführliche Nachrichten über seine Wirksamkeit zu Gebote, wie für Krummenau-Kappel und Salez-Hag. Die von seinem Sohne verfaßte Lebensbeschreibung ist unvollendet geblieben und bricht mit der Berufung nach Wädensweil ab. Wir müssen uns daher mit dem spärlichen Material, das anderweitig erhalten ist, begnügen.

Grob gehörte nicht zu den Pfarrern, die es sich auf ihrer Pfrunde wohl sein ließen. Unermüdlich dachte und arbeitete er für das Wohl der ihm anvertrauten Heerde. Mit den Bedürf-

nissen des Volkes wohl vertraut, verstand er es, populär zu predigen; die noch vorhandenen Predigtfragmente bezeugen es, gelegentlich hoben es Zuhörer lobend hervor, so keine Geringern als die Vettern Werdmüller, General Hans Konrad und Oberst Johann Rudolf. Zwei im Jahr 1681 im Druck erschienene Predigten, die eine beim Einzug eines neuen Landvogtes über Röm. 13, 1, die andere bei Einsegnung eines Pfarrers zu Horgen über 2. Tim. 4, 5, konnten wir bis jetzt nicht auffinden.

Die Unwissenheit des Volkes war in damaliger Zeit groß. Um die Gemeinde, namentlich die jüngere Generation, in religiöser Erkenntniß zu fördern, begnügte er sich nicht mit der Predigt, der gewohnten Kinderlehre und den Hausbesuchen. Er war überzeugt, daß das nicht zum Ziele führe und richtete, wie aus einem Schreiben vom Jahr 1677 hervorgeht [1]), zehn Jahre früher im Einverständnisse mit dem Stillstand ein privatum exercitium ein, indem er alle Sonntage nach beendigter Kinderlehre diejenigen jungen Leute, welche „des publici examinis entlassen waren (was vor dem 18. bis 20. Jahre nicht geschah), bei beschlossenen Thüren in den Hauptgründen der Religion anführte". Er theilte sie in 8 Klassen ein und unterrichtete die Söhne und Töchter gesondert, um „Ungelegenheiten" zu vermeiden. Die Betreffenden wurden jeweilig acht Tage vorher von der Kanzel zu dem Exercitium aufgefordert, und stellten sich, wie Grob um Pfingsten 1671 an den Antistes berichtete [2]) ganz willig und gehorsamlich ein. Sonntäglich erschienen so 40—60 Personen, so daß im Ganzen 400—500 Erwachsene an diesem religiösen Unterricht theilnahmen. „Und ist von diesem exercitio frey kein einige erwachsene Person, was Alters sie immer seye. Mit ihnen handlen ich freundlich und ernstlich, alles gesprächweise", dabei spürte er, wie er bekennt, den göttlichen Segen. Dieses Exer=

[1]) Staatsarchiv, Pfrund=Acten Wädensweil.

[2]) Staatsarchiv, Akten des Kapitels am Zürichsee.

citium suchte er als Dekan auch den Kollegen des Kapitels beliebt zu machen, was ihm theilweise gelang, „an andern Orten seufzen die Gemeinden darnach".

Am 7. Mai 1672 hatte ihn nämlich die Synode zum Dekan des Kapitels am Zürichsee gewählt, in welchem Ehrenamte er bis zu seinem im Jahre 1692 erfolgten Tode verblieb; sein Nachfolger war sein Sohn Hans Jakob Grob, Pfarrer zu Stäfa. Das Kapitel umfaßte damals die Kirchgemeinden: Stäfa, Hombrechtikon, Männedorf, Meilen, Herrliberg, Küßnacht, Zumikon, Richtersweil, Wädensweil, Horgen, Hirzel, Thalweil, Kilchberg (Pfarrer und Diakon), Altstetten, Schlieren, Dietikon, Zurzach, Degerfelden, Sax, Sennwald und Salez. Der 61jährige Mann hatte nun reichlich Arbeit. Besonders zeitraubend waren die Hausbesuche in der weithin sich ausdehnenden Gemeinde,[1]) mit denen er es genau nahm. „Ich unterlassen nicht, *καὶ εὐκαίρως καὶ ἀκαίρως* (gelegen und ungelegen) einen jeden zu besuchen, zu vermahnen, zu trösten, und das *ἀπόδος τὸν λόγον τῆς οἰκονομίας σου* (gib Rechnung von deiner Verwaltung) tönet täglich in meinem Herzen." Dazu lag auf ihm die Dekanatspflicht, die 21, beziehungsweise 22 Pfarrer des Seekapitels zu besuchen, fleißig Nachfrage zu halten, was sie studieren, was für Bücher sie haben und lesen, ob sie im Lehren und Predigen nichts versäumen, Armen und Kranken eine fleißige Rechnung haben, auf und neben der Kanzel ihres Berufes warten, wie es stehe in ihren Haushaltungen, ob sie und die Ihrigen einen frommen, stillen,

---

[1]) „Der Pfarr sind ynverlybet nachvolgende Dörfli: Uff dem Reyn. Im schwarzen Bach. Geyßeren. Wolffbül. Suwbad. Im Stollen. Müllistalden. An der Egg (Ortschaften der gegenwärtigen Kirchgemeinde Schönenberg). Eisenrüti. Mugern. Herlisperg. Ötischwend. Naglikon. Im Ort. Hangenmos. Im Oberdorff. Die Maßholtern. Im Dorff. Hat uff dißmal Communikanten über die achtendhalb hundert." Verzeichniß von Pfarrer Jakob Vollenweider vom 5. Dezember 1638. Staatsarchiv, Pfrundakten Wädensweil.

eingezogenen und ehrbaren Wandel führen, oder aber ob sie durch ihr böses Exempel und unrichtig Leben Jemanden ärgern, auch ob sie sich mit ihren Pfarrangehörigen wohl vertragen können u. s. w. Für die drei entlegensten Gemeinden im Rheinthal freilich war die Einrichtung getroffen, daß die drei Pfarrer einander und zwar je zwei den dritten visitirten und den Befund dem Dekan übermittelten, der denselben dann einfach in die acta visitationis setzte.

Charakteristisch ist, wie sich Grob in einem Gespräch mit Oberst Johann Rudolf Werdmüller und bei der daran sich knüpfenden inquisitorischen Untersuchung verhielt. Bei Anlaß der Huldigungsfeierlichkeit des Junker Landvogt Escher am 4. März 1652 hatte sich im Schloß Wädensweil eine größere Gesellschaft zusammengefunden, in welcher sich außer mehreren Mitgliedern des Kleinen und Großen Rathes auch die Geistlichen von Wädensweil, Richtersweil und Hirzel befanden. Der ebenfalls anwesende Oberst J. R. Werdmüller, welcher durch kriegerische Tüchtigkeit zu hohen militärischen Würden emporgestiegen war und nach seiner Rückkehr aus Dalmatien 1651 an der käuflich erworbenen Au ein Landhaus hatte erbauen lassen, wandte seine besondere Aufmerksamkeit dem Wädensweiler Pfarrer Grob zu und setzte sich an der Tafel an seine Seite. Der weltgewandte, gebildete und witzige Herr Oberst mochte sich von dem klugen, sicher auftretenden und um Antwort nicht verlegenen Geistlichen besonders angezogen fühlen und setzte das vorher begonnene Gespräch mit ihm fort. Im Laufe desselben äußerte er sich über das ewige Leben: „Man beschreibt das ewig Leben ganz ungleich. Ich glaube nit, wann Euer Zehn, minder oder mehr, das ewig Leben beschreiben solltend, daß sie in Worten wurden zusammenkommen, sie läsend's dann aus einem gleichen Zeddulein." Grob erwiderte darauf, die Abweichung in formalibus habe nichts zu bedeuten, wann man nur in der Hauptsach zusammenkäme. Darin

aber stimmen alle nach Gottes Wort reformirten Kirchen mit einander überein, daß das ewige Leben sei ein Genüge und Fülle im Genuß aller himmlischen Freude in dem Hause des Vaters und der Gesellschaft aller auserwählten Menschen und Engeln. Werdmüller äußerte weiter: „Ist in dem ewigen Leben eine Genüge und Fülle alles Guten, so folget, daß daselbst eine Konfluenz aller Begierden. Der Eine ist ein Säufer, der Ander hat schöne Mägdlein lieb, der Dritt ist inklinirt zu einem Anderen. Sollte man dann im ewigen Leben dieß alles finden? Wenn dieses nicht zu finden, so ist die Freud nicht vollkommen. Dann wann Einem sein Will nicht erfüllet ist, so ist ja die Freud nicht vollkommen." Der Pfarrer entgegnete: „Im Himmel ist keine solche Konfluenz der Begierden, sondern lauter Heiligkeit und Gerechtigkeit. In Himmel geht nichts Unreines, Apok. 21 und 22, besonders Matth. 22. Ihr irrend, sagte Jesus zu den die Auferstehung leugnenden Sadduzäern; dann ihr wüssend weder die Schriften noch die Kraft Gottes. Im Himmel werden sie weder wyben noch mannen, ergo auch keinen Affekten unterworfen sein, sondern sie werden wie die Engel sein." Als der Oberst hier die Frage einwarf: Aber wer sagt's mehr als Christus? antwortete Grob: „Lieber Herr Oberst, das ist genug, Christus ist der Grund und Mund der Wahrheit selber. Wann der Herr redet, wer wollte daran zweifeln? Ich bin zu erweisen erbötig, daß eben das gegründet ist in den Büchern des Alten und Neuen Testaments. Alkoran lehrt wohl also, aber nicht die Bibel." Beim Abschied bezeugte Werdmüller dem Pfarrer in Gegenwart mehrerer Herren, „daß ihm auf seine Propositionen von Herrn Pfarrer ein volles Genüge geschehen, er sei nicht wenig in seiner guten Hoffnung bestärkt, er danke auch dem lieben Gott dafür; und wo immer Gelegenheit fürfallen werde, begehre er ferner noch Mehreres mit ihm zu sprechen." Ueber das Gespräch wurde Grob gegen Ende des Jahres in Zürich verhört und verfaßte einen eingehenden Bericht, der Rede

und Gegenrede enthält.[1]) In demselben beschwert er sich nachdrücklich und ernst darüber, wie in dieser Sache verfahren werde, daß auf die bloße Verzeigung des Junker Rathssubstituten Schmid hin solche Einvernehmen erst nach längerer Zeit geschehen, „da doch vier namhafte Herren des Kleinen Raths und mehrere Herren des Großen Raths nebend Junker Rathssubstitut Schmid und den Herren Pfarrern Heiz und Bürkli allem zugeloset; auch daß er so lange Zeit nachher mit dieser Sach beunruhigt werde, da sein Gedächtniß etwelchen Schwachheiten unterworfen sei. Indeß ne videar refractarius et inobediens, will ich treu berichten, und bezeuge an Gott, daß die Passiones hierin keineswegs will den Meister spielen lassen." Man sieht, Grob widerstrebte das Vorgehen und zwar, wenn wir einen Schluß von seiner Gesinnung aus ziehen dürfen, mehr als er sagte. Er wußte, daß es in Zürich Herren gebe, die mit extra feinen Nasen für Ketzerriecherei begabt waren und mußte fürchten, daß man ihn selbst verdächtigen könnte, weil er über so ketzerische Aeußerungen, wie sie Werdmüller gethan, nicht sofort Bericht gemacht. Darum unterließ er es auch nicht, sich zu entschuldigen, daß er nicht sofort über das Gespräch berichtet habe, was er damit that, daß er sagte, es seien ja Herren vom Kleinen und Großen Rath da gewesen. Dann läßt er wieder sein Urtheil über die Sache durchblicken in den Worten: „Zugleich bin ich in Gedanken und Sorgen begriffen gewesen, daß dergleychen Berichten als zu früezytig lychtlich in Ungnaden vermerkt, und als ein Vorgriff und wunderlichs Gesuch hätte mögen erachtet werden." Endlich hält der vorsichtige Grob, um jedem Verdacht zu entgehen, für gerathen, seine eigene Orthodoxie auf feierliche Weise zu bezeugen.

---

[1]) Bis dahin suchten wir denselben vergeblich auf dem Staatsarchiv Zürich und mußten uns mit den Mittheilungen begnügen, welche J. A. Werdmüller Glaubenszwang der zürcherischen Kirche im 17. Jahrhundert, 1845, giebt.

Ueber Grob's Amtsführung sprechen sich die Visitationsberichte sehr anerkennend aus, in einem heißt es, er habe „wegen seines Predigens, Katechisirens und exemplarischen Wandels einen fürträffenlichen Ruhm." Wie hoch er geschätzt war, geht auch daraus hervor, daß er 1677 in den Vorschlag zur Antisteswahl kam. Gegen etwaige Uebergriffe des Landvogts in seine Amtsrechte (Präsidiren des Stillstandes während der ganzen Sitzung) wehrte er sich energisch und verwahrte sich mit Erfolg dagegen vor dem Rath. Er bekundete historischen Sinn, indem er den „beschwerlichen Zustand der evangelischen Kirchen in der Grafschaft Toggenburg" mit Einflechtung zweier Urkunden[1]) und die Freigrafschaften Sax und Forsteck, hauptsächlich ihre Reformation[2]) beschrieb und über die Ereignisse beim Einfall der fünf Orte in's zürcherische Gebiet in zwei Briefen vom 3. und 15. Februar 1656 berichtete[3]).

Die von Grob selbst verfaßte Lebensbeschreibung seiner Gattin gestattet uns einen Einblick in sein Familienleben. An den Kindern durfte er viel Freude erfahren. Die Tochter Regula verheirathete sich 18 Jahre alt um Ostern 1654 mit Landschreiber Hans Jakob Eschmann in Wädensweil. Der Sohn absolvirte glücklich sein theologisches Examen, hielt in Wädensweil am 11. Mai 1661 seine erste Predigt, wurde am 6. Januar 1668 Pfarrer in Richtersweil und am 9. Februar 1669 vom Vater getraut mit Regula Rahnin. Als Merkwürdigkeit erwähnt Grob, daß er als Dekan im Jahre 1676 seinen Sohn in Stäfa einsegnen konnte, was seit der Reformation in unserem Lande nie vorgekommen sei. Von seiner Gattin rühmt er, daß sie ihn mit unvergleichlicher Liebe geliebt, so daß er nicht glaube, „daß bald

---

[1]) Stadtbibliothek Zürich, 8 Bl., Mscr. F. 50. 590/97.
[2]) Ebendaselbst, 4 Bl., Mscr. F. 586/89.
[3]) Staatsarchiv Zürich, Vilmerger (Rappersweiler) Krieg.

ihres Gleichen an Gottseligkeit, Hauslichkeit, Freundlichkeit, Gutthätigkeit gegen Frömden und Heimschen, Reichen und Armen, gegen denen sie sonderbar gütig gewesen", werde zu finden sein. Aber auch bei ihm habe es geheißen: „Kein Freud ohne Leid!" Er erwähnt die Trübsale, die er von den „Feinden der h. Religion" erfahren, was er erlitten von „falschen Brüdern" und durchgemacht während der Belagerung von Konstanz, der Eroberung von Bregenz und dem „Oertischen Einfall" in die Herrschaft Wädensweil. Schmerzlich war den Großeltern der Verlust von 7 Enkeln, „das suchte sonderbar nahe zum Herzen und durchschnitt Mark und Bein." Der fromme Muth, mit welchem seine liebe Frau all das Leid durchlebte, war ihm ein Trost. Mit außergewöhnlicher Geduld trug sie die schweren Krankheiten, die sie selbst befielen. Einmal lag sie 30 Wochen unter großen Schmerzen am Fieber. Unermüdlich schöpfte sie Muth und Kraft im Gebete. „Ach Herr nimm mich mir und gieb mich ganz zu eigen dir", war einer ihrer Lieblingsseufzer. In der Trübsal erfahren und bewährt, verstand sie es auch, Kranken und Sterbenden tröstlich zuzusprechen. Mit geschickter Hand wußte sie zu helfen in Krankheit, bei Geburt und Tod. Mit rührender Ausführlichkeit schildert der Gatte die letzte Krankheit und die letzten Stunden der treuen Lebensgefährtin. „Unter unserem Gebät und Rufen zu Gott ist mein Sondertraut und Herzenstrost sanft und seliglich in dem Herrn entschlafen (17. Januar 1678). Es war bei ihr wahre Gottesforcht, wahre Liebe und beständige Treu gegen mir und meinen l. Kindern und Kindeskindern. Die Ehr, meine Freud, mein Ghülf, mein Trost auf Erden, ist nun dahin, und ist mein Kron gefallen von meinem Haubt. O der kurzen Tagen! o der kurzen Stunden!" Die Leichenpredigt hielt Johann Ulrich Brennwald, Diakonus zu Kilchberg, über die Worte der Offenbarung: Das erste ist vergangen, siehe ich mache Alles neu! und sprach „anstatt vieler und weitläufiger Personalium, die in unseren

Kirchen nit gebräuchlich, ihr zu billichen Ehren als passende Grabschrift:

> Eine fromme Matron rastet hier,
> War ihres Ehemanns wahre Zier
> Und ihrer Kinderen wahre Kron,
> Tragt fehrner dieses Lob darvon,
> Daß sie gewesen tugendreich,
> Barmherzig, arbeitsam zugleich,
> Stuhnd ihrem Hauß getreulich vor
> Ihr Seel' jetzt schwebt bei Gott empor.
> Vier Kindeskind an diesem Ort
> Bei ihrer ruhend hier und dort."

Der Wittwer überlebte die Entschlafene um 14 Jahre. In einer in Privatbesitz sich befindlichen, erweiterten Abschrift der Lebensbeschreibung des J. Grob findet sich über seinen Tod folgende Notiz: Ein Mann war in den See gefallen. In Menge standen die Leute am Ufer, zauderten aber mit der Hülfe. Da kam auch der Pfarrer herzu. Der 81jährige Greis sprang sofort in's Wasser und rettete den Mann, wurde aber nachher vom Fieber befallen, das ihm den Tod brachte (Februar 1692).

So beschloß er edle Mann seinen gesegneten Lebenslauf durch eine Liebesthat, bei der er sein Leben einsetzte. Trefflich paßte auf ihn das Bekenntniß des Paulus, welches sein Amtsnachbar, Pfarrer Körner in Richtersweil, der Leichenpredigt zu Grunde legte: Ich halte auch mein Leben nicht theuer für mich selbst, so daß ich meinen Lauf mit Freuden vollende und den Dienst, den ich von dem Herrn Jesu empfangen habe, zu bezeugen das Evangelium der Gnade Gottes.

Vor mir liegt ein Bild des Jost Grob, unter dem die Verse geschrieben stehen:

> Im Toggenburg geübt: Zu Sax im Hag Bekehrer,
> Am Zürichsee Dekan: Wie auch ein Threuer Lehrer,
> Zu Wädeschwyl vil Jahr: Entvfing den Gnadenlohn,
> Besitzt im Himmel hoch die Ewig freuden Kron.

Nachdenklich schaut das kluge Auge Einen an. Aus dem Angesicht sprechen Ernst und Sicherheit, verklärt von Wohlwollen. Die Jahre, welche dem Manne viel Kreuz brachten, haben manche Furche eingegraben. Es liegt etwas Ehrfurchtgebietendes, aber auch Herzgewinnendes in seiner Erscheinung.

Das ehemalige
Augustiner Chorherrenstift St. Martin
auf dem Zürichberg.

Von H. Zeller=Werdmüller.

> Die Pflege der Geschichte ist ein Akt der Dankbarkeit gegen die Vergangenheit, eine Pflicht gegen die Zukunft.
> (Gelzer, Monatsblätter.[1])

Welcher Bewohner von Zürich und seiner Umgebung hätte nicht schon irgend einmal an einem schönen Sonntagsnachmittage einen Spaziergang nach dem „alten Klösterli" auf dem Zürichberg gemacht, dem freundlich gelegenen Hof auf der Hochebene mit dem schönen Blick nach dem Glattthal.

Auf den freundlich wechselnden Vordergrund der mit schönen Bäumen besetzten Lehnwiese und des am Ostabhang des Zürichberges sich weithin erstreckenden Waldes — am 4. Juni 1799

---

[1]) Herr J. Häberli=Schaltegger hat unter diesem Titel und Motto am 30. September und 1. Oktober 1890 im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" eine Arbeit veröffentlicht, welche er dem Taschenbuch gütigst zur Verfügung gestellt hat. Herr H. Zeller=Werdmüller, welchen wir im Einverständniß mit Herrn H. zur Ergänzung des Materiales einluden, hat dieselbe dann allerdings ziemlich vollständig umgearbeitet und in vorliegende Gestalt gebracht. Die Redaktion.

hatte Feldzeugmeister Wallis vergebens versucht, durch denselben von Schwamendingen her das von den Franzosen vertheidigte Klösterli zu erreichen — folgt eine ausgedehnte Landschaft, Wiesen und Aecker wechseln mit einander ab; dann belebt ein schmuckes Dorf das Bild, und fern im Hintergrunde erheben sich, hier sanft, dort steil, die schön bewaldeten Berge des Zürcher Oberlandes: der aussichtsreiche Schauenberg, das Hörnli und Schnebelhorn, der stotzige Tößstock, der Allmann und der vielbesuchte Bachtel. Majestätisch ragt über diese Vorberge der Säntis in die Lüfte; der Speer schließt das schöne Gemälde ab.

Der Höhenzug, welcher das Limmatthal bei Zürich nach Osten abschließt (der Geißberg, der Sattel des Zürichberges, der Adlisberg) ist in seinen untern Gehängen frühzeitig besiedelt worden, während die Kuppen heute noch in herrlichem Waldschmuck prangen. Auch die vereinzelten Gehöfte im Walde, wie Adlisberg, Tobelhof u. s. w. sind wohl früh urbar gemacht worden. Neben den Hörigen des königlichen Hofes und den Eigenleuten der beiden Stifte der Probstei und der Abtei Zürich erscheinen bei Gerichtsverhandlungen des X. Jahrhunderts mehrmals die homines de monte, die Leute vom Züriberge, in bevorzugter Stellung. Da dieselben indessen zu Geschäften zugezogen sind, welche die Rüti im äußern Riesbach und Fällanden betreffen, so muß man den Begriff des Berges jedenfalls ausdehnen, denselben nicht wie gewöhnlich auf die Abhänge des heutigen Zürichberges, auf Fluntern, beschränken. Es sind die freien Bauern des Kirchspiels Großmünster, auf dem rechten Limmatufer, von Wipkingen bis Wytikon und Zumikon, welche als homines de monte zusammengefaßt sind, und unter und zwischen den homines de fisco und den Hörigen der Stifte angesessen waren.

Einem freien Geschlechte aus den Leuten vom Berge mochte nun jener Rudulf entstammen, welcher sich zu Anfang des XII. Jahrhunderts bewogen fand, zum Heile seiner Seele eine geist-

liche Stiftung auf dem Zürichberge zu errichten. Am 18. Februar 1127 [1]) schenkte Rudulf mit seiner Gemahlin Lieba, seiner Tochter Bertha und deren Söhnen Rudulf und Rüdiger — er war also ein bejahrter Mann — den Märtyrern Felix und Regula ein ihm gehöriges, waldiges Grundstück auf dem Zürichberge mit Aeckern, Wiesen und übriger Zubehörde. Er machte hiebei zur Bedingung, daß die hier Gott dienen wollenden Brüder sich einen beliebigen Meister setzen, und daß sie, falls die Zahl der Brüder die Einsetzung eines Priors, oder Dekans, oder eines höhern Vorgesetzten erlauben sollte, eine solche in freier Wahl, ohne jede geistliche oder weltliche Investitur vorzunehmen haben.

Der Probst des Großmünsters und dessen Chorherren sollen weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen irgend welche Herrschaft über die — in ihrem Kirchspiel gelegene — neue Stiftung ausüben, einzig hat letztere von dem Grundstück, welches Lehen von der Kirche ist, der Probstei am Feste der Stadtheiligen eine Wachskerze von einem Pfund Zürcher Gewichte entrichten. Bei dieser Schenkung waren zugegen: Trutmann, der Probst vom Großmünster, mit drei Priestern, 5 Diaconen und 5 Subdiaconen, sowie 15 Laien von Zürich [2]). Ausgestellt wurde die Urkunde zur Zeit König Lothars (von Supplingenburg) unter Bischof Ulrich I. von Konstanz, als Arnolf (von Lenzburg-Baden) Graf und Reichsvogt [3]) zu Zürich war. Die Kastvogtei des Klosters wird dem Grafen übertragen, welcher dieses Amt keinem andern abtreten soll. Graf Wernher von Baden- (Lenzburg)

---

[1]) Die Urkunden bis 1234 sind dem Zürcher Urkundenbuch, die spätern dem auf der Stadtbibliothek aufbewahrten Urbar des Klosters entnommen, soweit nichts Anderes angegeben ist.

[2]) Alle diese 29 Namen, mit Ausnahme eines einzigen, Johannes, sind rein deutsch, wie dies noch lange in unserer Gegend der Fall war.

[3]) Eigentlich Unter-Reichsvogt, subadvocatus.

Sohn Arnolfs, drückte dem Pergamente seinen Siegelring auf. Des Herzogs von Zähringen, welcher 1098 vom Kaiser die Reichsvogtei über Zürich erhalten, deren Ausübung aber den Lenzburgern übertragen hatte, wird mit keinem Wort gedacht.

Auf dem von Rudolf geschenkten Boden erhob sich bald ein St. Martin geweihtes Klösterchen, welches am 18. Dezember 1142 von Conrad und dessen Gattin Adelheid mit einer Mühle im Stampfenbach begabt wurde, ebenso am 19. Oktober 1145 durch Arnolf (von Hottingen) und dessen Frau Hophemia mit einem Acker vor dem Thore Zürichs. Diese Vergabungen wurden 1145 von Graf Wernher bestätigt.

Im Jahre 1149 wurde die Martinszelle auf dem Zürichberge neuerdings bereichert; vor dem Grafen und Reichsvogt Wernher von Baden und dessen Bruder Cuno und in Gegenwart seiner Mitbürger übergab Probst Heinrich (Madalla) vom Großmünster und seine Brüder Rudolf, Werner und Burkhard am 13. März im Königshofe Zürich Erb-Güter zu Niederglatt und Höri an das neue Stift; Conrad, Sohn Rudolfs und der Hacicha am 20. März vor einer gleichen Versammlung am Butzenbühl bei Oerlikon seinen Weinberg und Aecker am Zürichberg, am 31. Mai vergabte Perchtolf ein Gut in Ried (bei Steinmur?). Die beiden ersten Urkunden sind besonders dadurch wichtig, daß darin zum ersten Mal der Bürgerschaft von Zürich gedacht wird, daß die Bürger mit ihren Geschlechtsnamen bezeichnet werden, und daß bei dem Schenkungsakte neben dem Vogte nur die aus den Freien, Fiscalinen und Dienstleuten der Stifte erwachsene Bürgerschaft Zürichs zugegen ist.

Ein verschiedenes Bild zeigt eine Urkunde vom 28. Juni 1153. Laut dieser haben Lintolf, Rudolf und Gerung ein Gut zu Wallisellen in Gegenwart des Grafen und Vogtes Wernher und seines Bruders Cuno, Adalberts, Sohn des Grafen Wernher von Habsburg, Gebezo's von Raprechtswil, Burkhards von

Bendlikon und Burkhards und Wernhers von Oberhusen an St. Martin übergeben. Diese Uebergabe wurde von den Schenkern auf der Malstatt Berchheim (Berikon bei Bremgarten) öffentlich bestätigt in Gegenwart des Markgrafen Wernher (von Lenzburg-Baden), seiner Brüder Arnold und Cuno, und des Grafen Humbert (von Lenzburg-Lenzburg) mit seinem Bruder Rudolf. Hier haben wir das Gericht der Landgrafschaft auf offener Malstatt, dort das Vogtgericht von Zürich vor uns.

Da inzwischen das neue Stift eine feste Form gewonnen, und die, dem Bischof Martin von Tours gewidmete, Kirche eingeweiht war, ertheilte Bischof Hermann I. von Konstanz zwischen 1153 und 1155 der Stiftung seine Genehmigung. Als Besitzungen derselben werden genannt: Ein Weinberg auf dem Zürichberg, eine Mühle an der Limmat (die spätere Walke) Güter in Riet, Witellikon, Raglikon, Rüschlikon, Birchwil, Rieden, Wallisellen, Opfikon, Oberhusen, Rübisberg, Ober- und Niederglatt, Ober- und Niederhöri, Rossikon, Oerlikon, Herrliberg, Heslibach, Waltikon und Wytikon.

Im Bestätigungsbriefe findet sich folgende Formel: „Diejenigen Brüder aber, welche in dieser Kirche ihr Gelübde abgelegt haben, und wieder vom guten Vorsatze in irgend einer Weise abweichen sollten, und im Irrthume des Abfalles die Schritte des Verräthers Judas nachahmen sollten, belegen wir allen Christen gegenüber, damit sie keine Gemeinschaft mit denselben eingehen, im Namen des Allmächtigen Gottes mit dem Interdikt, wenn sie nicht zuvor von ihrem Probste Verzeihung erlangt haben."

Ein geistreicher Gelehrter glaubt aus dieser Stelle zu erkennen, daß unter den Brüdern des Klosters theilweise ein kirchenfeindlicher Geist geherrscht habe, und daß dieselben unter dem Einflusse der Lehren des großen Brescianers Arnold gestanden haben, welcher ja allerdings, aus Italien flüchtig, zwischen 1139 und 1145 sich in Zürich aufgehalten hatte. Er säete hier, nach

Otto von Freising, das Amt eines Lehrers annehmend, eine Zeit lang die „verderbliche“ [1]) Lehre. Der erwähnte Gelehrte vermuthete sogar, Arnold habe unter dem Schutze des Grafen Wernher von Lenzburg in dem lieblich gelegenen Klösterchen sich aufgehalten. Gewiß eine ansprechende Vermuthung, leider ist aber in angeführter Formel nichts anderes zu erkennen, als die Verpflichtung für die Brüder, ohne Bewilligung des Probstes weder von der Klosterregel abzuweichen, noch aus dem Kloster auszutreten.

Am 31. Mai 1154 nahm auch der Pabst Anastasius IV. den Probst Chebizo und die Kirche des hl. Martin auf dem Zürichberg in seinen Schutz und bestätigt dessen Besitzungen und Rechte [2]). Die in dem päbstlichen Schreiben ertheilten „Gnaden“ weichen in keiner Weise von dem üblichen Schema ab, welches bei solchen Gelegenheiten aus dem Formelbuche der päbstlichen Kanzlei abgeschrieben wurde. Die kaiserliche Bestätigung Friedrich I. vom 9. Februar 1158 ist jedenfalls in vorliegender Gestalt eine Fälschung, da z. B. das Monogramm Conrad II. an Stelle desjenigen Friedrichs angebracht ist. Derartige Vervollständigungen des Urkundenbestandes seitens der geistlichen Herren war damals nicht Ungewöhnliches.

Aus den angeführten bischöflichen und päbstlichen Urkunden geht hervor, daß das neue Kloster den Orden der regulirten (klösterlichen nicht weltpriesterlichen) Augustiner Chorherren [3])

---

[1]) Nach Ansicht des Pabstes nud seines Clerus.

[2]) Einen weitern Bestätigungs- und Schutzbrief erhielt Zürichberg im Jahre 1311 von Clemens V. (Staatsarch. Obm. Urk.)

[3]) Die sog. Regel des h. Augustin war im Jahre 1063 auf Befehl des Pabstes Alexander II. nach den in den Schriften des Bischofs Augustin von Hippo enthaltenen Vorschriften über das gemeinsame Leben der Geistlichen zusammengestellt und den Chorherrenstiften zur Annahme empfohlen worden. — Die Chorherren schieden sich seitdem in weltliche und in regulirte Stifte.

angenommen hatte, und daß demselben ein Probst, Namens Chebizo oder Gebezo vorstand. Ein Verbrüderungsvertrag mit dem Probst Bernh(ard?) von Marbach im Elsaß belehrt uns, daß die Regel dieses Ordens den Chorherren auf dem Zürichberg von jenem Stifte aus übermittelt worden war, und daß in Folge dessen in jedem der beiden Klöster für die verstorbenen Brüder des andern gewisse Seelenmessen gelesen werden sollten. Im Fernern scheint sich Zürichberg unter Aufsicht der bedeutenderen Augustiner-Abtei Kreuzlingen befunden zu haben, denn nicht nur wurde der Stiftungsbrief von 1127 dort hinterlegt (er befindet sich noch im Staatsarchiv Frauenfeld, Abtheilung Kreuzlingen), sondern es wirken auch späterhin Angehörige von Kreuzlingen bei Abschluß von Verträgen mit, welche St. Martin betreffen, so 1223 der Abt, 1264 Berchtold v. Bodmann, Priester des Klosters Kreuzlingen. Nach einer Urkunde von 1457 im Konstanzer Diöcesanarchiv zu Freiburg i. B. war der Abt von Kreuzlingen Oberer des Augustinerklosters auf dem Zürichberg, welcher den Probst dem Bischof von Konstanz zur Bestätigung zu präsentiren hatte.[1]) Auch mit den Augustiner-Chorherren von Ittingen (dieselben verwandelten sich erst 1463 in schweigsame Karthäuser) standen sie durch gemeinsame Regel in gewissen Beziehungen.

Neue Vergabungen kamen den Chorherren in den nächsten Jahren zu. Gerung, welcher dieselben schon 1153 bedacht hatte, schenkt gemeinsam mit der Gattin Berta und den Kindern Konrad, Berta und Hadewig sein Gut zu Wallisellen, Winkel und Bassersdorf mit allen seinen Eigenleuten, vor Markgraf Wernher von Baden und dessen Bruder Cuno, in Gegenwart Ulrichs von Rapperswil, Werners von Tutwil, Konrads von Bonstetten, Konrads und Burkhards von Bendlikon und Berchtolds von

[1]) Laut gütiger Mittheilungen von H. Dr. A. Nüscheler-Usteri.

Rufers. Auch diese Urkunde scheint, wie die frühere, von Wernher als Landgraf ausgestellt zu sein, weshalb er seiner Stellung als Vogt auch im Titel nicht erwähnt.

Auch die Familie des Gründers blieb ihrer Stiftung gewogen. Lieba von Fluntern (Flontrein) wahrscheinlich nicht die schon 1127 bejahrte Gattin Rudulfs, sondern deren Urenkelin,[1] schenkt mit der Hand ihres (erbetenen) Vogtes ihr ererbtes freies Eigenthum (allodia, que jure hereditario possedi) auf dem Zürichberg und zu Winkel mit allen ihren Hörigen und aller Zubehörde zu ihrem und ihrer Eltern Seelenheile an das Kloster St. Martin. Die Uebergabe erfolgte den 8. Dezember 1155 an der öffentlichen Reichsstraße zu Kloten, also vor dem Grafschaftsgerichte, in Gegenwart des Grafen und Reichsvogts Wernher von Baden und seines Bruders Cuno; anwesend waren ferner Graf Hartmann von Kiburg, seine Brüder Albert und Uodalrich, Rudolf von Wülflingen, Friedrich von Winterberg, Konrad von Bendlikon, der Probst Heinrich vom Großmünster, der (Chorherr?) Rudolf Mula; auch neun Stadtzürcher (urbani Turicenses) hatten sich hiezu eingefunden.

Diese Schenkung bestätigte Adelheid, die Witwe Rudolfs des jüngern von Fluntern, mit ihrer Tochter Lieba, unter Zuziehung von vier Zürchern, deren Treue die Obhut über genannte Allode anvertraut war, Adalbero Wallo, Rudolf vom Neumarkt, Rudolf Madalla, und Ulrich Schiffili, am 21. Dezember

---

[1]
1127 Rudulf ux. Lieba

1127 Berchta. Gatte: ? — von Fluntern.

1127 Rudolf von Fluntern. ux. Adelheid 1155. — 1127 Rüdeger von Fluntern.

1155 Lieba von Fluntern.

in Gegenwart der versammelten Mitbürger (concives) von Zürich von welchen 22 mit Namen und Geschlecht genannt sind.

Ebenfalls vor einer Versammlung zürcherischer Bürger, worunter Heinrich der Meier des obern Theiles der Stadt, Ulrich der Meier, Sohn Ortliebs, als Beamte, Rudolf Mülner als erster seines später so einflußreichen Geschlechtes besonders erwähnt werden dürften, schenkte der Priester Heinrich von Rossikon am 21. Mai 1159 ein Gut zu Höri. Graf Wernher, welcher die Urkunde hätte besiegeln sollen, war indessen in Italien bei Kaiser Friedrich abwesend, ja schon 7 Wochen vorher vor Crema gefallen. Es hängt deshalb das Siegel seines jüngsten Bruders, Graf Arnold, welches erst etwa 10 Jahre später beigebracht wurde, Denn es folgte vorerst der auf Burg Baldern gesessene zweite Bruder, Graf Cuno, im Amte eines Grafen und Vogtes.

Von diesen tauschten zu Bendlikon am 24. Februar 1167 Probst Gebezo von Zürichberg und seine Mitbrüder einen mansus in Adlisberg von Probst Heinrich am Großmünster und dessen Mitchorherren ein, wogegen sie ihre Besitzungen in Oberhusen an den Großmünster abtraten. Cuno besiegelt den Brief in seiner Eigenschaft als Vogt des Klosters. Unter den anwesenden 6 Edeln ist Walther v. Eschenbach, der spätere Stifter der Abtei Kappel, hervorzuheben, die 12 zürcherischen Bürger sind schon in den frühern Urkunden genannt.

Drei Urkunden sind noch aus der Zeit Arnolds von Lenzburg-Baden erhalten. Am 26. Februar 1169 übergab der freie Mann Cuno von Rheinheim den vierten Theil eines mansus in Höri dem h. Martin, was er zuerst vor Bischof Otto von Konstanz im Beisein einer Reihe Konstanzer Chorherren zu Zürich bezeugte, und dann auf der Gerichtstätte Strubeneich [1]) (bei Tättwil?) durch

[1]) Unter einer knorrigen, seltsam gestalteten („struben") Eiche.

Graf Arnold von Baden bestätigen ließ. Hiebei waren neben andern Edeln Graf Ulrich von Lenzburg, und Rudolf von Wülflingen mit seinem Sohne Hermann, anwesend.

Am 24. März 1172 verkauften die 3 Söhne Reinger's von Breite ein Gut zu Birchwil an St. Martin, worüber nur eine Aufzeichnung mit Zeugenangabe vorhanden ist; dagegen beurkundete und besiegelte der Graf und Reichsvogt Arnolf am 24. April des gleichen Jahres in der königlichen Pfalz Zürich (der Reichsburg auf dem Lindenhofe) eine Schenkung von Gütern zu Wallisellen und Dietlikon, welche der freie Mann Humbert und dessen Söhne Heinrich, Rudolf und Ulrich dem h. Martin gemacht hatten. Neben den Edeln Walther von Eschibach, Eberhard und Conrad von Wädiswil waren 16 zürcherische Bürger bei dieser Uebergabe zugegen. Diese Urkunde ist die letzte aus der Gründungszeit des Klosters Zürichberg, es ist auch die letzte, welche der Zürcher Reichsvögte aus dem Hause Lenzburg erwähnt. — Am 10. November 1172 sank Graf Arnold kinderlos in's Grab, ihm folgte in wenigen Wochen sein Stammvetter, Graf Ulrich von Lenzburg, als letzter des Stammes. Die Landgrafschaft im Zürichgau wurde vom Kaiser 1173 an Graf Albrecht von Habsburg verliehen, die Reichsvogtei Zürich fiel an Herzog Berchtold IV. von Zähringen zurück.

Die Lenzburger Urkunden für Zürichberg sind eine äußerst wichtige Quelle für die Erkenntniß der Zürcher Verhältnisse im zweiten Drittel des XII. Jahrhunderts, es ist wohl das einzige bleibende Verdienst, welches sich die Brüder des h. Martin überhaupt erworben haben, daß sie allein die Urkunden aus jenen Tagen sorgfältig aufbehalten und für die vaterländische Geschichtsforschung gerettet haben.

Aus den folgenden 50 Jahren fehlen alle Berichte über St. Martin; den Namen eines Probstes überliefert eine Beschreibung Johannes Klarers alias Schnegg, Vikars zu Schwerzen=

bach, über die Beisetzung der Gebeine des ehrwürdigen Diener Gottes Einhard in der Kirche zu Schwerzenbach. Die Beschreibung stammt von 1508, gibt sich als eine Uebersetzung einer Urkunde Chorherr Hugo's von Constanz vom 28. Oktober 1188 und muß, nach Durchprüfung des Personenverzeichnisses, als unverdächtig bezeichnet werden. — Bei dieser Wiederbeisetzung, welche unter großem Zulauf von Andächtigen und Geistlichen stattfand, nahm nach dieser Aufzeichnung neben einer Reihe Weltgeistlichen aus der Umgegend auch „Herr Rudolff, propst von dem Zürychberge" theil.

Als im Jahre 1219 die aus dem Stande der Königshörigen hervorgegangenen Dienstleute des Fraumünsters, der Ritter Rudolf und die Chorherren Otto und Burkhard de Platea (in Gassen) im Augustiner Chorherrenstift Ittingen einen Altar der Märtyrer Felix und Regula begabten, auch den dortigen Martinsaltar mit einem nächtlichen Lichte versahen, ist ein Priester Rudolf de Monte, ohne Zweifel ein Chorherr vom Zürichberg, in der Zeugenreihe mit aufgeführt.

Unterdessen hatte sich zwischen dem Großmünster und St. Martin ein Zehntenstreit erhoben; laut Schutzbrief des Papstes Clemens III. am 30. Mai 1188 für Probst und Capitel des Großmünsters hatte das auf seinem Grund und Boden erbaute regulirte Chorherrenstift St. Martin demselben sowohl einen gewissen Grundzins als auch Zehnten zu entrichten. Ueber den Umfang dieser Verpflichtungen entbrannte nun ein Streit, welcher am 13. Januar 1223 in der Kirche zu Zollikon von den vom römischen Stuhle verordneten Richtern, den Aebten Wido von Cappel, Arnold von Muri und dem Prior H. von Kappel grundsätzlich entschieden wurde. Darnach sollte St. Martin nur die althergebrachten Zehnten entrichten, weitere Ansprüche für immer abgewiesen sein. Dagegen wurde dem bisherigen Wachszins ein weiterer von zwei Mütt Nüssen Zürcher Maaßes beigefügt,

welcher als Zeichen der Unterwürfigkeit jeweilen auf Galli an Probst und Kapitel abgeliefert werden sollte. Eine Menge geistlicher und weltlicher Personen wohnten dem Schiedspruche bei, darunter von Ordensgenossen der Abt von Kreuzlingen, sowie der Prior und ein Bruder von Ittingen. Nach endgültiger Verständigung zwischen den Kustoden des Großmünster und Zürichberg vom 19. September 1225 betraf der Streit nicht die unbestrittenen Kornzehnten, sondern den Zehnten des Obstes und des Wieswachses. Man einigte sich dahin, daß der Umfang des alten Klosters und die Güter im Adlisberg von diesen Zehnten frei bleiben sollen, ebenso von demjenigen auf weißen Rüben (rapæ Räben), daß aber St. Martin gehalten sein solle, von den Besitzungen in Fluntern und Schmelzberg (Snellisperch) diese Abgaben zu entrichten. (Noch im XIV. und XV. Jahrhundert erhoben sich kleinere Zehntenstreitigkeiten über andere Besitzungen zwischen beiden Stiften.)

In dieser Urkunde ist von einem alten Klösterchen (antiqua cella) die Rede. Es ist möglich, daß hiemit nur der ursprüngliche Besitz des Klosters, wie er von Rudolf im Jahr 1127 geschenkt worden war, im Gegensatz zu den Besitzungen in Adlisberg, Fluntern und Schmelzberg gemeint ist. Dr. A. Nüscheler-Usteri vermuthet aber, wahrscheinlich mit Recht, daß das Kloster zuerst mehr nordwestlich, gegen das Oberholz und die Liebwies hin gestanden habe, woselbst nach Aussage von Herrn Gemeinderath Meier im Klösterli beim Pflügen Mauern zu Tage getreten sein sollen [1]). In diesem Falle wäre eben beim Bau eines eigentlichen Klosters mit Kreuzgang, welcher jedenfalls aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts stammte, der Neubau neben der ersten nothdürftigen Anlage errichtet und letztere nach Bezug des-

[1]) Vögeli, Altes Zürich II. 554.

selben abgebrochen worden. Der Kreuzgang wird 1264 urkundlich erwähnt.

Andere suchen den ursprünglichen Standort bei der St. Liebakapelle, deren Grundmauern noch 1842 in der sog. Liebwies, 600 Meter nordwestlich des Klösterlis, sichtbar waren. Diese Kapelle war indessen bis zur Reformation im Gebrauche und erscheint wenigstens später in keinen unmittelbaren Beziehungen zum Augustinerstifte [1]). (Näheres über dieselbe s. Vögeli II, 559). Doch ist es möglich, daß hier die später zu erwähnenden weiblichen Augustinerinnen sich angesiedelt hatten.

Wie mit dem Großmünster, so hatte sich Probst Hermann und das Kloster vom Zürichberge auch mit den Bauern von Witikon auseinander zu setzen, welche ein gewisses Waldstück im Adlisberg beanspruchten. Probst Hermann ließ sie dafür durch den Bischof von Constanz in den Bann thun und erzielte durch dieses herrliche Rechtsmittel den Erfolg, daß ein Schiedsgericht zu Stande kam, welches an Ort und Stelle dem Kloster Recht gab. Die Bauern von Witikon und Meister Lütold, der (regensbergische) Amtmann zu Grüningen, verzichteten hierauf auf alle Ansprüche und Gerichtsbarkeit über diesen Wald. Die Urkunde ist am 15. September 1229 (wohl eher 1243) ausgestellt.

Ueber einen neuen Weg vom Zürichberg nach den Gütern im Adlisberg verständigte sich Probst Hermann 1234 mit der Aebtissin vom Fraumünster. Er erhielt gegen einen Zins von 2 Vierteln Weizen einen 20 Fuß breiten Weg über das Land der Abtei zu Lehen. — In beiden Urkunden erscheint auch ein Amtmann (minister) des Klosters, Ulrich, welcher die zeitlichen Güter des Stiftes zu verwalten hatte.

---

[1]) Im Jahrzeitbuche des Großmünsters ist erwähnt, daß jeweilen am Georgstage, 23. April, eine Prozession vom Großmünster aus zu dieser Kapelle hinaufzog.

Es kann hier nicht davon die Rede sein, die Gütererwerbungen, welche St. Martin zur Abrundung seines Besitzes während der zwei folgenden Jahrhunderte machte, im Einzelnen zu betrachten, da dieselben wenig Bemerkenswerthes enthalten.

Einige Urkunden rechtlichen Inhaltes dagegen dürfen nicht übergangen werden, ebenso wenig solche von geistlicher Seite, welche wenigstens einigen Aufschluß über Leben und Treiben auf dem Zürichberge geben.

Am 28. Juli 1265 besiegeln drei Schiedsrichter, Meister Rudolf (Biber), Leutpriester zu Bürglen, Conrad (von Mure) Cantor, und Welcho, Leutpriester, alle drei Chorherren der Probstei Zürich, einen Vergleich betreffend den Gerichtsstand der Angehörigen des Stiftes St. Martin zu Fluntern.

Sie entscheiden, daß die persönlich auf den Gütern der Kirche Zürichberg sitzenden Leute zu Fluntern mit den andern Dorfgenossen zum Mai- und zum Herbstgerichte des Probsts vom Großmünster oder dessen Verweser zu erscheinen haben. Sie sind diesem Gerichte in allem unterworfen, was die Wahl von Hirten, Förstern, Wächtern und andern zum gemeinen Nutzen, Vortheil, Ruhe und zur Vertheidigung von Habe und Leuten zu treffende Einrichtungen unter den Leuten von Fluntern betrifft. Ebenso haben sie zu erscheinen, wenn der Probst mit den Leuten über drohenden Krieg und andere Gefahren und über Frieden und Ruhe im Dorf zu berathen wünscht. Sonst stehen diese Leute nicht unter dem Großmünster. Vergeht sich einer aus ihnen gegen die Leute des Letztern, so hat der Probst vom Zürichberg über denselben in einem, spätestens in drei Monaten zu richten, sonst übernimmt das Stift Zürich die Beurtheilung. Leute des Großmünsters, welche sich gegen die Angehörigen St. Martins vergangen haben, sind von ihrem Herrn zu richten [1]).

---

[1]) Staatsarch. Zürich. Obm. Urk. Nr. 26.

Am 20. Januar 1322 bestätigt der Landvogt König Friedrichs, Graf Eberhard von Nellenburg, dem Kloster die Gerichtsbarkeit über seine Eigenleute und diejenigen, welche auf dessen Gütern zwischen Zürichberg und Zürich angesessen sind [1]).

Am 16. November 1271 machte der gelehrte Cantor des Großmünsters, Conrad von Mure, verschiedene Stiftungen zu Gunsten der Abtei, der Probstei, des Siechenhauses an der Sihl, des Spitals und der Augustiner auf dem Zürichberge in Gestalt von Gaben, welche jeweilen am Feste des h. Martins zur Vertheilung gelangen sollten. Bezüglich des Zürichberges bestimmte er: „Aber der jeweilige Cantor soll von den der Cantorei in Rüti, an dem Orte, der ‚bei dem fallenden Brunnen' genannt ist, und in Uetikon zugewiesenen Einkünften jährlich an diesem Festtage den Geliebten in Christo, dem Probst und Convent beider Geschlechter der Kirche auf dem Zürichberge vom Orden des h. Augustin einen Mütt Weizen zur Erquickung des Conventes verabfolgen" [2]). — Der Probst und die Conventsbrüder sowohl als die — einzig in dieser Urkunde erwähnten — Conventsschwestern (diese wohl in einem bei der St. Liebenkapelle oben befindlichen Schwesternhause) werden bei ihren frohen Martinimahlzeiten unzweifelhaft noch lange Jahrzehnte hindurch des gütigen Gebers gedacht haben.

Im Jahre 1290 betrübte es den greisen Bischof Rudolf von Constanz, einen Grafen von Habsburg-Laufenburg, daß die Kirchweih des Klosters, der Gedächtnißtag der Weihe der St. Martins- und Johannes des Täufers-Altäre, auf den 13. März, in die Zeit der Fasten und Trauer fiel und deshalb nicht genügend gefeiert werden konnte; er verlegte dieselbe daher auf den ersten Sonntag nach Walpurgis (1. Mai), „wann die Gestirne, das

---

[1]) Staatsarch. Zürich. Obm. Urk. Nr. 75.

[2]) G. v. Wyß, Gesch. der Abtei Zürich. Urk. Nr. 221.

Land und das Meer frohlocken"; er verlieh den Besuchern des Festes einen vierzigtägigen Ablaß, laut Urkunde vom 18. Juni des genannten Jahres.

An dieser Kirchweih mag es nach Beendigung des Hochamtes auf blumiger Wiese am Waldrande unter den blühenden Obstbäumen, bei Reigengesang und dem Ton der Fiedel hoch hergegangen sein, wie Hadloub singt:

Die den winter hâten leit
wan sî manigen tag sahn trüben
Und ouch gar anmäzen kalt
Die hant nu vil süezekeit.
vogel went den sumer üeben
mit ir stimme manigvalt;
heide die stant grüen
und gel[1]) von bluomen
und der Sunne küen
sîs schœne und glanz;
da bî sieht man boume blüen,
da wir unter suln schowen
schöner frowen mangen Tanz.

Heinrich von Klingenberg, der Freund des Minnegesangs, 1293 Nachfolger Bischof Rudolfs von Habsburg, scheint sich an der wohlwollenden Verfügung Rudolf's nicht gestoßen zu haben, er mochte selbst seine Freude an derselben haben. War doch sein Verwandter, Conrad von Klingenberg, Chorherr, (später, 1312, Probst) auf dem Zürichberg, und war nicht seines Schützlings Johannes Hadloub, Frau,[2]) wie dessen ganzes

---

[1]) Wohl vom bekannten Löwenzahn.

[2]) Zinsrodel des Großmünsters (Probstei 2a) census in fluntern in curia seu curias wilhelmi werkmeisters: it. uxor Johis hadelôp 1 m (modium) t (tritici).

Geschlecht[1]), in Fluntern begütert. Gerne stellen wir uns vor, wie Hadloub, auf Besuch bei dem Chorherrn, das fröhliche Treiben mit ansieht, und daraus den Vorwurf zu obigem Verse entnimmt.

Bischof Rudolf III. von Konstanz aus dem Hause Montfort, Verweser zu Chur, scheint grämlicher veranlagt gewesen zu sein, als er am 24. Juli 1324 verfügte: „Damit nicht so viel Ungehörigkeiten vorkommen, wie solche von dem hier zusammenströmenden Landvolk verübt zu werden pflegen, da doch diese Jahreszeit an sich schon zu freigebig und zu ungebunden ist, der angenehmen Lüfte halber, so verlegen wir, damit dort der Dienst Gottes eher vermehrt werde, durch Gegenwärtiges das Kirchweihfest auf den Tag nach Martini." — An diesem Tage säuseln allerdings für gewöhnlich keine Frühlingswinde und die Sauserzeit ist auch schon vorbei. —

Das Kloster war niemals stark bevölkert; im Jahr 1264 werden neben dem Probst ein Priester und zwei Laienbrüder genannt, 1305 zwei Chorherren, nichts läßt auf einen zahlreichen Konvent schließen. Neben einigen Herren des niedern Adels, Conrad von Klingenberg, Rudolf von Tüfen, im Anfang des XIV. Jahrhunderts, sind es wohl meistens Angehörige des Mittelstandes, welche in dasselbe eintraten. Nach der Zahl der Besitzungen, und nach den spärlichen Resten der Klostergebäude, welche sich bis ins XIX. Jahrhundert erhalten haben, zu urtheilen, hätten die Chorherren sich jedenfalls eines behaglichen Lebens freuen können. Für genügende Fische auf die Tafel hatte die Geistlichkeit vom Großmünster gesorgt, indem Probst Rudolf von Wartensee am 26. Juni 1342 dem Gotteshaus auf dem Zürichberg die Fischerei zu Schwamendingen vom Kriesbach bis zum Seebach, der Custos Rudolf Brun diejenige vom Seebach bis drei

---

[1]) Altes Zürich II, 563.

Klafter unterhalb der Glattbrücke zu Erblehen verliehen hatte[1]). Und in Zürich besaßen sie seit Mitte des XIV. Jahrhunderts ein eigenes Amthaus im Rindermarkt als Absteigequartier. Dennoch fand sich der Bischof von Konstanz unterm 14. Dezember 1362 bewogen, dem Kloster wegen seiner Armuth, seiner geringen Hülfsmittel und seiner andern Sorgen und Beunruhigungen wegen, die dem Bischof schuldige jährliche Steuer von 3 auf 2 Mark zu ermäßigen.

Es war diese Noth, wenn eine solche vorhanden war, wohl ein Folge der Kriegsjahre 1351 bis 1355. Im Herbste 1351 lag Herzog Albrecht von Oesterreich mit großer Macht zu Oerlikon, Schwamendingen und Affoltern und verwüstete, verbrannte und verheerte das Land um Zürich; dieß wiederholte sich auf Margaretha 1352, doch wird das Kloster kaum schon schwer betroffen worden sein, da die Zürcher beide Mal, bestimmt 1352, den Zürichberg besetzt gehalten zu haben scheinen. Um Jakobi 1254 erschien Albrecht abermals an der Glatt, ihm folgte im September der deutsche König Karl IV. Zusammen zogen sie von Kaltenstein (der Forch) her an die Klus, sie brannten und verwüsteten alles,

---

[1]) Dagegen sollten alle Chorherren von St. Martin, welche Priester sind, jeweilen am nächsten Dienstag nach des h. Kreuzes Tag zu Maien eine Messe für alle verstorbenen Chorherren des Stiftes Zürich lesen, und ebenso an diesem Tage die Frohnmesse mit dem Amt salus prepositi für die lebenden Chorherren gehalten werden. Dafür soll der Pfleger dem Convent ein Gericht von Fischen geben, auch jeglichem Conventherren ein Quärtlein fremden Weines, damit die Herren desto williger sich dem Gottesdienste fügen. Wer sich aber aus Muthwillen der Messe entzog, sollte vom Probst gestraft und gezwungen sein, die Messe nachträglich zu lesen. Der Jahrzeitenpfleger von Zürichberg sollte aber jeweilen am Maien- und Herbstgedinge zu Schwamendingen im Kelhofe und zu Oberhusen vor dem Verweser von Probst und Custos sich einfinden, um die Stiftsoffnung und die Rechnung der Höfe verlesen zu hören (laut Erneuerungsbrief von 1491).

was vor der Stadt noch unversehrt war, und zerstörten die Rebberge. Samstags den 14. September sodann zogen sie oben an Hottingen und Fluntern hin nach dem äußern Letzegraben bei der Spannweid, und legten sich vor die Stadt. Es war ein Glück für die Umgegend, daß sich der König schon am folgenden Tag mit Zürich verständigte und wieder abzog.

Daß die Besitzungen von Zürichberg, hauptsächlich die Reben am Restelberg bei diesem Zuge schwer zu Schaden kamen, läßt sich denken. Und das Kloster selbst war, wenn es nicht etwa ausgeplündert wurde, jedenfalls lästiger Einquartierung ausgesetzt. Ob einer der Fürsten, wer von den 28 Grafen, 5 Bischöfen und andern Herren sich dort einlegte, berichten die Jahrbücher uns nicht.

Noch im Jahr 1355 mögen die auf Neu-Regensberg liegenden ungarischen berittenen Bogenschützen ihre Streifzüge bis zum Zürichberg ausgedehnt haben. — So war es schließlich kein Wunder, wenn das Stift, wenigstens vorübergehend, herunterkam.

Aber schon 1374 am 1. Mai war Probst Johannes im Stande die Mühle bei St. Leonhard mit Haus und Hofstatt, zum Paradies genannt, Erblehen des Klosters selbst, von dem Erblehensträger Johannes Kunz um 178 Goldgulden zu kaufen, allerdings zu späterem Wiederverkauf.

Ebenso erwarb das Stift Freitag nach Valentin 1384 von Hartmann von Jestetten die Vogtei zu Rügensberg[1]).

Dagegen scheinen zu Ende des Jahrhunderts im Innern des Klosters blutige Ereignisse, Mord und Todschlag, vorgefallen zu sein, denn am 15. August 1398 mußte Bischof Heinrich von Thermopolis, der Generalvikar des Bischof Burkhard von Konstanz den durch verwegenes Blutvergießen entweihten Kreuzgang des Klosters

---

[1]) Urk. d. Antiq. Gesellschaft.

rekonziliiren. Er verlieh bei diesem Anlaß den im Kloster an gewissen Tagen gewisse Gebete Hersagenden 40 Tage Ablaß für kriminelle und ein Jahr Ablaß für käufliche Sünden.

Im Beginn des XV. Jahrhunderts vernehmen wir, daß der Probst von Zürichberg auch an der Konstanzer Kirchenversammlung Theil genommen hat; ob der 1407 amtende Heinrich Gloggner, ob der 1417 bis 1442 vorkommende Probst Johannes, ist unbekannt.

Letzterer scheint ein guter Haushalter gewesen zu sein, er erwarb 1419 Güter zu Rümlang, 1423 einen Hof zu Witikon, 1424 einen solchen zu Steinmur für sein Gotteshaus; wogegen er allerdings am 15. August 1427 mit Zustimmung der Pfleger den Hof Rüdensberg an die Chorherren zum Großmünster verkaufte. Auch bewirkte er, daß am 12. Mai 1441 der Rath in Zürich seinem Stifte wegen dessen Armuth alle Einkünfte, Gülten und Nutzungen der Pfarre Egg übergab unter der Bedingung, daß es die Seelsorge daselbst versehe[1]).

Auch bei seinen Geistlichen Obern scheint Probst Johannes in Ansehen gestanden zu sein. Denn 1439 bekleidete er das Amt eines Richters und Bewahrers der Rechte und Privilegien des Priors und Convents der Predigerbrüder in Zürich, ebenso der Priorinnen und Convente von Oetenbach und Töß[2]).

Wie es Zürichberg während des Toggenburger Erbschaftskrieges 1443 und 1444 erging, ist unbekannt. Die Kirche scheint von Plünderung und Entweihung verschont gelieben zu sein, da sie in der Kundschaft vom 20. Juni 1444 über die Gräuelthaten der Schwizer nicht mit aufgeführt ist. Auch wurde nach der Chronik Fründs, des Landschreibers von Schwiz, auf dem rechten Limmatufer mit den Reben in schonender Weise verfahren.

---

[1]) Staatsarch. Zürich. Urk. Küsnach.

[2]) Hottinger, Spec. Helvetico-Tigurinum S. 303.

Während des Krieges oder bald hernach muß Johannes gestorben sein; Freitag nach Jakobi 1448 verkauft sein Nachfolger, Probst Ortolf, das Schönengütli zu Winkel, mit Zustimmung der vom Rath gesetzten Pfleger, Rüdger Studler und Conrad von Cham, Bäcker [1]).

Ein schlimmerer Feind als die Schwizer bedrohte von innen heraus den Bestand des Klosters. Wie fast überall ging auch hier das geistliche Leben in weltlichem Treiben unter; zum Kloster gehörten schließlich neben dem Probst Jodocus Selmann nur noch zwei Chorherren, Ludwig Müller, Leutpriester zu Egg und Thüring Schmid, welcher 1472 Caplan des St. Georgsaltars bei St. Peter wurde; es drohte demselben der gänzliche Verfall, nicht sowohl in ökonomischer Beziehung, — gegen diesen schützte einigermaßen die Kastvogtei, welche der Rath durch besondere Pfleger über das Stift ausübte, — allein „wegen Mangels und Gebrestens göttliches Dienstes", wie sich der Rath ausdrückt. Hiegegen sollte nach Ansicht der weltlichen wie der geistlichen Obrigkeit eine gänzliche Umgestaltung des Klosters helfen. — Nachdem am 11. November 1471 Burgermeister und Rath der Stadt Zürich das Generalkapitel der Augustiner Congregation von Windesheim seines Schutzes für das Kloster Zürichberg versichert und sich wie bisher Bestellung von Pflegern vorbehalten hatte, übergab Bischof Hermann III. (von Landenberg) mit Urkunde vom 6. Februar 1472 das Stift an das genannte Generalkapitel. Er stellt fest, daß das vorzüglich begründete, genügend versorgte Kloster im Lauf der Zeit, weil die Insassen nicht nach der Regel

---

[1]) Urk. der Antiq. Gesellschaft.

lebten, und vielleicht wegen nachlässiger Leitung, sowohl in geistlicher als in weltlichen Dingen sehr zurückgekommen sei. Er einverleibt das Kloster, in welchem die regelmäßige Beobachtung der Regel bereits begonnen hat und nun festgehalten werden soll, dem Generalkapitel von Windesheim. Dasselbe soll nach seinen Satzungen einen Prior bestellen lassen, es sollen auch die statutengemäß zeitweise abzuordnenden Visitatoren das Recht haben, den Prior und andere Vorgesetzte, wenn nöthig, abzusetzen und andere geeignete Maßnahmen zu treffen. Der Bischof behält sich seine oberste geistliche Gerichtsbarkeit vor und setzt das vom Kloster an ihn und seine Nachfolger zu entrichtende Jahrgeld auf 10 Goldgulden rhein. fest, ohne weitere Leistungen, so lange die schon glücklich begonnene regelmäßige Observanz daselbst Bestand hat. Er ertheilt zum Schlusse andächtigen Besuchern und frommen Gebern gleichen Ablaß, wie sein Vorgänger im Jahr 1398.

Die genannnte Congregation von Windesheim gehörte einer strengern Richtung der regulirten Augustiner Chorherren an[1]). Das Mutterkloster Windesheim im Bisthum Utrecht war von Florentius Radewin, dem Lehrer des durch seine Nachfolge Christi bekannten frommen Thomas a Kempis, im Jahre 1386 als Zweig der Brüder des gemeinsamen Lebens, aber nach den Regeln der Augustiner Chorherren begründet und genoß eines weit verbreiteten, großen Ansehens. Ein Theil der Congregation neigte sich den strengen Ansichten der Carthäuser zu und erstrebte Einführung der ewigen Clausur. Unter solchen Einflüssen sind auch wahrscheinlich die Augustiner Chorherren von Ittingen 1467 zum Carthäuserorden übergetreten.

[1]) Ihre Ordenstracht war ein langes weißes Kleid mit kurzem Mäntelchen, an dem eine Capuze befestigt war, eine Abart der alten Tracht, welche sich nur durch langen Mantel unterschied.

Die Congregation hat jedenfalls schon im Jahre 1471 Schritte gethan, der Aufgabe nachzukommen, St. Martin umzugestalten, wie aus dem Wortlaute der städtischen und bischöflichen Urkunden hervorgeht; es verstrichen aber zwei Jahre, bis das Werk durchgeführt war.

Am 28. Juli 1473 waren die beiden Visitatoren des Generalkapitels für die Diözesen Straßburg, Basel und Constanz, Johannes, Prior von St. Mainulf in Bodeken (bei Paderborn) und Johannes, Prior von St. Peter in Hegnen (bei Worms) in Zürich anwesend. Dieselben übernahmen das Kloster St. Martin auf dem Zürichberge auf besondern Wunsch des Raths von Zürich durch den Bischof von Konstanz zu Handen von Windesheim, nachdem der letzte Probst Jodocus Selmann und seine beiden Conventualen ihre Zustimmung hiezu freiwillig gegeben und ihre Entlassung genommen hatten. Sie einverleibten dasselbe ihrem Orden und vollzogen dies im Auftrage des Priors Theodor von Windesheim und des ganzen Generalkapitels nach sorgfältiger Berathung und Berücksichtigung aller Verhältnisse.

Am gleichen Tage zogen drei Profeßpriester des regulirten Chorherrenstiftes in Basel, Johannes von Holt, Hilarius von Wallis und Dietrich von Bocholt im Kloster ein und legten vor dem Hochaltar in Gegenwart der Visitatoren folgendes Gelübde ab: „Ich Bruder N. übertrage mein im Hause zu Basel abgelegtes Gelübde auf dieses Haus vom Zürichberg und verspreche an diesem Orte zu verbleiben, und Gehorsam gegen den zukünftigen hier nach Vorschrift der Regel des h. Augustin und den Constitutionen des Generalkapitels einzusetzenden Prior und dessen Nachfolger". Daraufhin wählten dieselben unter Beobachtung der gewohnten Feierlichkeiten zum ersten Prior Johannes von Dalem, was durch die Visitatoren bestätigt wurde.

Bei geordneterem Haushalt wurde es dem Stifte möglich, hie und da Ersparnisse zu machen und Gülten zu erwerben, auch kleinere Landankäufe zu bewerkstelligen.

Der Kirchensatz Egg wurde am 16. Januar 1478 an die Johanniter von Küsnach abgetreten[1]), in Tausch gegen den Kirchensatz und die Widum zu Dübendorf, welche indessen ebenfalls nebst der Fischerei in der Glatt[2]) am 7. Februar 1487 um Fr. 400 rhein. an Hans Waldmann von Dübelstein, Ritter, überlassen wurden[3]); der Erlös diente offenbar zum Ankauf eines Hauses und einer Hofstatt im Restelberg mit Zubehörde.

Als im Jahr 1481 Caspar Denzlinger, Kaplan beim Großen Münster, sein Haus zum rothen Stern (zwischen oberer und unterer Zäune beim Chamhaus) an das Kloster vergabte, verlegte dieses sein Amthaus aus dem Rindermarkt dahin.

Auch die kirchliche Seite wurde nicht vernachlässigt. Am 22. November 1485 weihte Daniel Episcopus Billensis, Generalvikar Bischof Otto's (von Sonnenberg) von Constanz die 6 Altäre in der Kirche außerhalb des Chores, am folgenden Tag den Altar im Kapitelhaus, und rekonziliirte die Kirche mit dem Kreuzgang bis zu den an dessen Pfeilern eingehauenen Kreuzen. Hiebei war Bruder Laurencius, der vierte Prior nach Umgestaltung des Stiftes, zugegen, und ließ darüber eine Aufzeichnung machen.

Sein Vorgänger (der dritte Prior), Heinrich de Spira, hatte sich 1483 mit den Angelegenheiten des Augustinerstiftes

---

1) Staatsarch. Zürich. Urk. Küsnach.

2) Der Verkauf der Fischerei scheint nachher rückgängig gemacht worden zu sein, da derselbe ohne Genehmigung des Lehensherrn, des Probstes zum Großen Münster, vor sich gegangen war. — Das durch dieses Versehen verfallene Lehen wurde indessen am 22. Juni 1491 dem Kloster von dem Zürcher Probst und Custos neuerdings zum alten Zins von 1342 verliehen.

3) Staatsarch. Zürich. Urk. Stadt und Landsch. 3636.

Beerenberg zu beschäftigen[1]), dessen Congregation (die sog. Steiger) am 17. Juni 1482 vom Papste aufgehoben worden war. Beerenberg sollte der Congregation von Windesheim zugetheilt werden, was indessen wie bei Zürichberg erst nach mehreren Jahren endgültig vollzogen wurde.

Im Kloster selbst scheint nach verschiedenen Richtungen hin gearbeitet worden zu sein. Ein ziemlich sorgfältig abgefaßtes Urbar des Urkundenbestandes stammt aus dieser Zeit[2]). Dasselbe wird allerdings nicht zu Geschichtsstudien, sondern zu Verwaltungszwecken angelegt worden sein, da auch andere Anzeichen auf einen sorgfältigen genauen Haushalt hinweisen.

Ein Zinsbuch, welches der Arzt Dr. Nikolaus Münch für sich angelegt hatte und welches von demselben mit seinen Gülten und anderm Besitz an Zürichberg vergabt worden war, diente dem Bruder Nicolaus de Valesia, einem der 1473 eingetretenen Mönche, als Rechnungsbuch, in welchem er seit 1501 die eingehenden Gülten des Klosters, ebenso die zu leistenden Zinse desselben auf's Sorgfältigste Jahr für Jahr eintrug. Ihm folgte 1509 bis 1517 Bruder Paulus Frei als Prokurator des Klosters; bis 1531, der Uebernahme des Stiftsvermögens durch den Rath ist das Buch sauber und schön nachgeführt[3]).

Ein Chorherr des Stiftes, Martin von Bartenstein, aus einem fränkischen Geschlechte, schrieb ein noch auf der Zürcher Stadtbibliothek befindliches hübsches Oktavbändchen zusammen, Hystórien oder legendt von den seligen Martren sanct felici, sanct Regula und sanct Exuperantio unsern heiligen Patronen, als Erbauungsbuch für eine „erwirdige“ Frau von Arms.

---

[1]) S. Zürcher Taschenbuch 1882, S. 289.

[2]) Mscpt. der Stadtbibliothek Zürich. Sammelband. Msc. F. 48.

[3]) Staatsarch. Zürich. Obmannamt.

Es ist eine etwas geschmacklos in's Breite gezogene Abschrift der bekannten, in den Zürcher Chroniken des XV. Jahrhunderts enthaltenen Legende. Der einzige Werth des Büchleins besteht aus beigefügten Berichten über die alte Wasserkirche und deren Neubau. — Ob einige Handschriften der Zürcher Kantonalbibliothek, Kirchenväter und Scholastiker, welche der Bücherei des Zürichberges angehört haben sollen, schon von früher her da waren, oder erst jetzt angeschafft wurden, wird schwer zu entscheiden sein.

Doch die Tage des Mönchsthums waren gezählt. Das sechszehnte Jahrhundert brachte eine ganz andere Erneuerung und Verbesserung der Kirche, als dies den mystischen Brüderschaften des 14. und 15. Jahrhunderts bei ihrem Anklammern an die hergebrachten Formen zu erreichen möglich gewesen war. Nachdem zum großen Schmerze des alten Chronisten Gerold Edlibach dem römischen Kultus im Jahre 1524 zu Zürich ein Ende gemacht, und auch der „Kreutzgang" (die Wallfahrt) auf den Zürichberg (nach St. Lieba), abgestellt worden war, wurden im Jahre 1525 sämmtliche Klöster der Stadt und Landschaft Zürich aufgehoben, mit ihnen das Kloster St. Martin. Die Chorherren verblieben einstweilen noch im Stifte; im Mai 1528 befanden sich daselbst:

der Schaffner Marx Rollenbuz (1510—1513 Prior zu Beerenberg).
Martin von Balterstein (der vorgenannte M. v. Bartenstein).
Phillipp Marchstein.
Jakob Pfyfer — („hat eine Badenfahrt").
Bruder Niclaus von Bensen.

Die beiden Letztern scheinen Laienbrüder gewesen zu sein. Ein Chorherr hatte schon vor der Aufhebung (1521/22) das Kloster verlassen, denn am 14. März 1532 bittet Johannes

Schlegel von Ravensburg, Prädikant zu Elgg (seit 6. Juni 1530), gewesener Chorherr zu Zürichberg, ihn bei der Abfertigung doch wenigstens wie den Laienbruder Jacob auszurichten, obwohl er jetzt von denen zu Rapperswil auf die Pfründe Elgg gesetzt sei, „damit ich doch meinem kleinen wyb und kinden etwa ein Herberg oder etwas mög erkaufen". „Die ursach, darum dann ich ab dem Zürichberg bin gangen, ist nit us fleischlicher Anfechtung, sonder göttlichem yfer beschechen; dann so ich zu Tübendorf und an andren Enden den nachpuren, auch in der pestilenzzyt (1519), gedienet mit dem gotteswort, auch mit andrem, dozmal brüchlich, ist mir sölich priesterlich ampt, besonder offenlich verkündung Gottes worts, mit schweren gepotten unserer oberen (also des Priors) abkündt und verbotten worden. Uf sölich unchristenlich verpietung bin ich usgangen, han bis jetz mit der göttlichen hilf das gotteswort mit warheit, trüw und Liebe verkündt, 3 jar im Bernerpiet, 3 Jahr minder 10 wuchen helfer z' Höngt, 2 jar zuo Otelfingen in großer Armut gelitten, und aber min conventlich recht und ansprach nie übergeben, anderst dann mit ustruckter anghänkter usdingung, die ich, so not wurt, mit warer kundschaft wol bezügen mag" [1]). Als er 1552 wegen Altersschwäche von seiner Pfarre zurücktrat, wurde ihm ein solches Leibding zu Theil [2]).

Am 6. Januar 1533 wird dem auf Simon und Judae 1521 in das Stift aufgenommenen Herrn Ludwig Bosan, St. Johanns Ordens, welcher s. Z. mit dem Kloster gegen Abtretung des Hauses zum weißen Bären in Zürich einen Leibdingsvertrag abgeschlossen hatte, frei gegeben, für seine Ansprache 100 Gulden baar oder 20 Pfund jährliches Leibding zu wählen [3]).

---

[1]) Egli, Aktensammlung Nr. 1824.

[2]) Vergleiche über den würdigen Pfarrherrn das Zürcher Taschenbuch 1885, S. 197.

[3]) Egli 1919.

Am 4. Februar 1533 bezeichnete der Rath sechs seiner Mitglieder, um von Herrn Marx Rollenbuz, Schaffner auf dem Zürichberg, Rechnung abzunehmen. Ebenso haben sie nachzusehen, ob die von den vier jetzt verleibdingten Herren weggezogene Habe der von ihnen zugebrachten entspreche, und dahin zu wirken, daß die bisher dort ernährten Herren, der Landenberger und Stöckli, dem Gotteshaus abgenommen werden [1]).

Am 17. Dezember 1533 wird von den zum Handel wegen des Zürichbergs Verordneten dem Rathe ein Sack voll Gold und Geld sammt Schriften als letztwilliges Vermächtniß Herrn M. Rollenbuz selig zum Besten des Almosens zu den Predigern übergeben. Das Testament wird zunächst zur Bereinigung von Ausständen den Verordneten und Rechenherren zugestellt, um hernach den Almosenpflegern übermittelt zu werden [2]).

Damit schließt die Geschichte des Klosters ab, nach vierhundertjährigem Bestande desselben. Es gerieth so in Vergessenheit, daß schon Stumpf seiner nicht mehr gedenkt.

Mit dem Bezuge der vom Rathe zu Handen genommenen Einkünfte und Gefälle wurde zunächst ein neu geschaffenes Zürichbergamt beauftragt, dieses ging aber schon 1540 im Obmannamte gemeiner Klöster auf.

Die Güter auf dem Zürichberge selbst wurden im Jahre 1543 in drei Theile zerlegt.

Der erste Theil, 163 Jucharten, meist Wald im Adlisberg, wurde gemeiner Stadt Zürich vorbehalten, und bildet jetzt noch den Hauptbestandtheil der dortigen Stadtwaldung.

Der zweite Theil von 105 Jucharten, hauptsächlich Wiese und Ackerland, wurde zum Weidgange für die Wachten Fluntern

---

1) Egli 1924.
2) Egli 2001.

und Hottingen bestimmt, vorbehältlich des Eigenthumsrechtes der Stadt. Erst 1837 kam ein Theilungsvertrag hierüber zu Stande.

Der dritte Theil, mit den Gebäuden des alten Klosters, welches 1540 theilweise mit der Kirche abgebrochen worden sein soll, der Scheune und dem Sennhof, wurde zu einem geschlossenen Lehenshofe des Obmannamtes gestaltet. Derselbe wurde dann im Jahre 1833 verkauft. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts (1778) waren noch zwei Seiten des alten Kreuzganges und der Klostergebäude erhalten, zu Anfang des XIX. Jahrhunderts noch eine. Im Jahre 1847 wurde auch diese wegen Baufälligkeit niedergerissen, so daß man sich heute vergeblich nach Spuren der alten Klosteranlage umsieht.

Die Bauart des Klosters.

Es ist heute noch möglich, sich von der alten Klosteranlage wenigstens eine annähernde Vorstellung zu machen.

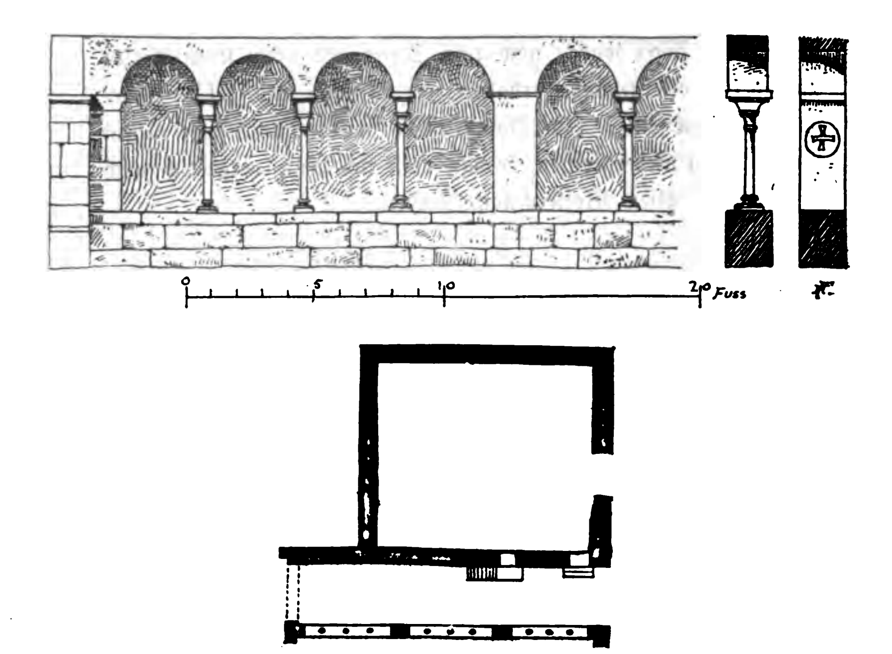
Die Künstlergesellschaft in Zürich besitzt eine genaue Zeichnung von der Hand J. B. Bullingers, welche die Gebäude im Zustande von 1778 mit den zwei erhaltenen Flügeln des Kreuzganges darstellt; eben dieselbe bewahrt eine Aufnahme von E. Schultheß aus den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts mit Grundrißskizze [1]) und Aufriß eines Theiles des damals noch erhaltenen Flügels.

Zwei zierliche und genaue Kupferstiche aus den Zwanziger Jahren von Meyer finden sich in der Ziegler'schen Prospektensammlung der Stadtbibliothek. Dieselben mögen auch noch in mancher Privatmappe vorhanden sein.

---

[1]) Im Maaßstab von $^1/_{360}$.

Die im Anfange des XIII. Jahrhunderts erbaute Anlage trug das Gepräge romanischer Baukunst, welche in dem gerade damals erbauten Kreuzgange des Großmünsters ein glänzendes Denkmal damaliger Kunstfertigkeit hinterlassen hat. An tüchtigen Bauleuten konnte es in einer Stadt nicht fehlen, in welcher neben den beiden Stiften auch andere Kirchen und Kapellen, ja selbst



Privathäuser als stattliche Steinbauten im Zeitgeschmack ausgeführt wurden. Es ergibt sich zudem aus Urkunden, daß gerade in Fluntern Werkleute verschiedener Art angesessen waren. Es wohnten daselbst Werchmeister, Cementarii, Murer, Lapicidæ zur Genüge.

Die Bauten auf dem Zürichberg konnten sich natürlich mit denjenigen der beiden reichen städtischen Stifte nicht messen, vor allem

aus mußte man der beschränkten Mittel wegen auf Gewölbebau verzichten.

Der Grundriß des Klosters war ein Quadrat, dessen eine Seite die Kirche einnahm. Die drei andern Seiten enthielten das Kapitelhaus (1485 genannt; es befand sich darin der Altar der h. Engel und der Ordensstifter Benedict, Abt Bernhard und Franz), Wohnräume, die Zellen der Brüder und Vorrathsräume. Das obere Stockwerk scheint aus Riegelwerk bestanden zu haben.

Der im Innern des Viereckes erbaute, schon 1264 erwähnte Kreuzgang hatte etwa 15 1/2 Meter Seitenlänge (inwendig an der Fensterseite gemessen). Die Breite des Ganges betrug 3 Meter, die Höhe 2,90 Meter, die Wandstärke der Fensterseite 0,50 Meter. Die Fensterwand war durch je zwei steinerne Pfeiler in drei mit je vier gekuppelten Rundbogenfenstern ausgefüllte Theile von je 4,20 Meter Oeffnung getrennt. Die steinernen Zwischenpfeiler, welche zum Theil die in dem Weiheberichte von 1485 erwähnten eingehauenen Kreuze aufweisen, hatten Kämpfer in Gestalt einfacher Schmiegen. Die Theilsäulen der gekuppelten Fenster besaßen eine attische Basis und ein glattes Kelchkapital ohne Verzierung; ebenso war der Kämpferaufsatz derselben ganz glatt gehalten.

Bezüglich der Klosterkirche müssen wir uns auf den Bericht über die im Jahr 1485 erfolgte Wiederweihung der Altäre verlassen. Er läßt vermuthen, daß die jedenfalls flachgedeckte Kirche, welche einen länglichen (nach landesüblicher Art) viereckigen Mönchschor besessen haben wird, dreischiffig angelegt war, mit je nur einer einzigen Säule zwischen Mittel- und Nebenschiffen. [1])

[1]) Die auf der Mittelsäule oder Pfeiler und auf Wandpfeilern der östlichen und westlichen Schmalseite aufliegenden Bogen hätten demnach eine Spannweite von etwa 8 Metern gehabt (wenn die Kirche ohne Chor die Länge eines Kreuzgangflügels hatte). Oder sind unter den Säulen einfache Holzpfeiler verstanden, welche das Gebälk der in Haupt- und Nebenschiffen gleich hohen Holzdecke trugen?

Im Chor befanden sich die Altäre:

1. Martins, ohne Zweifel der Hochaltar,
2. Johannes des Täufers,
   beide schon 1290 erwähnt, als von früher her bestehend.

Die Kirche selbst enthielt:

3. Am Eingang, rechts von der Thür, den Altar zu Ehren des Kreuzes, des Stephanus, Johannes und Paulus, des Sebastian, der 10,000 Ritter, und Aller Märtyrer.
4. Links von der Thüre den Altar der Jungfrau Maria, Katharina, Agnes, Ursula und ihrer Gefährtinnen, der Barbara und aller Jungfrauen.
5. In der Ecke links (neben dem Chor?) der Altar zu Ehren des Petrus und Paulus, des Evangelisten Johannes, Jakobus des ältern, des Andreas und aller Evangelisten.
6. Um (circa) die Säule zur linken Seite der Altar zu Ehren des Theodul, Antonius, Egidius, des Bekenners und Abtes Mauritius und seiner Gefährten.
7. In der Ecke rechts (neben dem Chor?) der Altar zu Ehren der vier Kirchenlehrer und aller Bekenner.
8. Um die Säule zur rechten Seite derjenige zu Ehren der Maria Magdalena, Anna, Elisabeth, Monica und aller Wittwen.

Bezüglich des Kirchthurmes und der darin hängenden Glocken ist nichts bekannt. Wahrscheinlich erhob sich ein Dachreiter über dem Chore. Auf Murers Stadtansicht sowohl, als auf seiner Karte ist von einer Kirche nichts mehr zu sehen. Wenn Gygers Karte von 1667 dagegen das Kloster mit Kirche und Dachreiter abbildet, so ist diese Ansicht vollkommen werthlos. Gyger behandelte das Topographische in mustergültiger Weise, in Bezug auf die in der Karte eingezeichneten Bilder läßt er die größte Willkür walten.

Von Siegeln der Pröbste, des Kapitels und des Priors vom Zürichberg sind folgende bekannt:

I. Der Pröbste:

1. Von 1234 bis 1240 vorkommend; spitzoval, 45/27 mm.
Bild: Der stehende Probst mit einem Buche vor der Brust.
Umschrift: † S. PREPOSITI MONTIS TVRICINI.

2. Zuerst an einer Urkunde von 1260; spitzoval, 48/30 mm. Der eherne Stempel befindet sich in der Sammlung der Antiq. Gesellschaft.

Bild: Der auf einem Dreiberg stehende Probst mit dem Buch vor der Brust.

Umschrift: † S. PREPOSITI MONTIS TVRICINI.

3. Urkunde von 1301; Spitzoval, 45/28 mm.

Bild: Unter einem gothischen Baldachin der Probst in linker Seitenansicht.

Umschrift: † S. HEIR. PPOI . MORII. MOT. THVR.

4. Urkunde von 1308; spitzoval, 53/20 mm.

Bild: Von einer vier Nischen bildenden Fialenarchitektur umgeben, oben: Brustbild der Maria mit dem Kind; in der Mitte gegen einander gewendet die Bischöfe Martin und Augustin; unten der knieende Probst in rechter Seitenansicht.

Umschrift: † S. HERICI . PREPOSITI . DE . MOTE . TVRICINO.

5. Urkunde von 1314; spitzoval, 41/22 mm.

Bild: Der an einem Tische sitzende in einem Buche lesende Augustin in rechter Seitenansicht.

Umschrift: † S. C. PPOITI . ECCE . MOTIS . THVRICINI.

6. Urkunde von 1342; spitzoval, 53/32 mm.

Bild: Martin zu Pferde in linker Seitenansicht, hinter ihm der Bettler.

Umschrift: † S. H. PPOSITI. ECCE. MONTIS. THVRICINI.

7. Urkunde von 1411; spitzoval 50/34 mm.

Bild: Martin zu Pferd wie 1342, aber roher. Unten der Wappenschild des Probstes, eine stelzenkreuzartige Hausmarke.

Umschrift: † S. IOHIS. PPOSITI. ORDINIS. S. AUG. MONTIS. THVRIC.

8. Urkunde von 1448; spitzoval 50/34 mm.

Der nämliche Stempel wie 1411, mit Namens- und Wappenänderung. Das Wappen zeigt einen nach links gekehrten Halbmond (mit Wolkenrand?).

Umschrift: † S. Ortolf. PPOSITI. ORDINIS. S. AUG. MONTIS. THVRIC.

II. Von Probst und Convent:

9. Urkunde von 1312; spitzoval 53/33 mm.

Bild: Vor einem Altar ein die Hostie emporhaltender Bischof in linker Seitenansicht; über ihm ein aus den Wolken herabschwebender Engel; hinter ihm ein knieender Chorknabe mit langer, gewundener Kerze.

Umschrift: † S. PREPOSITI. ET. COVE ... ECCE. MOTIS. THVRICINI.

III. Des Conventes:

10. Urkunde von 1448; spitzoval, 48/32 mm.

Bild: Wie bei Nr. 9, der Stempel stammt wohl ebenfalls von 1310/1312.

Umschrift: S. CONVENTVS. ECCE. MONTIS. THVRICINI.

11. Stempel vom Ende des XV. Jahrhunderts in der Sammlung der Antiq. Gesellschaft; spitzoval, 72/44 mm. — Sehr geringe Arbeit.

Bild: Unter einem spätgothischen Giebel, Martin in Vorderansicht auf einem Pferd in linker Seitenansicht; hinter ihm ein scheußlicher Krüppel, auf allen Vieren mit Bänklein in den Händen herankriechend. Der Hintergrund gestirnt.

Umschrift: S. cvetvs. mon. s. mrtini. mōs. thur'. canoīcor regvlariv̄.

VI. Des Priors:

12. Urkunde von 1491; rund, 30 mm.

Bild: Das Brustbild Martins unter einem Baldachin.

Umschrift: S. pōr' mon. s. mr̄tı. mot'. thur.

Verzeichniß der Vorsteher von St. Martin auf dem Zürichberg.[1])

a. Pröbste:

1154.	Gebezo, Chebizo	bis	1167
1184.	Rudolf		
1223.	Hermann	„	1234
1255.	Ulrich		
1256.	Berchtold[2])	„	1257
1259.	Gerung	„	1260
1265.	Conrad		

[1]) Ergänzt nach den gütigst zur Verfügung gestellten Regesten von Herrn Dr. A. Nüscheler-Usteri.

[2]) 1256 B; 1257 Berchtoldus, nach einer von Staatsarchivar Dr. P. Schweizer mir gütigst mitgetheilten Urk. Staatsarch. Zürich, Kappelerhof.

1281.	Heinrich (von Konstanz?) . . . . . . (1296 erscheint sein Bruder als Joh. dictus Constantia.)	bis	1308
1312.	Konrad von Klingenberg	„	1326
1342.	Heinrich von Tüwingen	„	1357
1359.	Johannes	„	1374
1396.	Heinrich Gloggner[1])	„	1407
1411.	Johannes	„	1442
1448.	Ortolf	„	1454
1469.	Jodocus Selmann	„	1473

b. Prioren:

1473.	Johannes von Dalem		
1478.	Johannes von Deventer		
1483.	Heinrich de Spira		
1485.	Laurenz, quartus prior	„	1491
1519.	? Martin von Bartenstein? (S. Vögeli, Altes Zürich I. S. 220, Anmerkung 40.)		

[1]) Aus einem Stadtzürcher-Geschlecht.

Bodmer's Persönliche Anekdoten.

Herausgegeben von Theodor Vetter.

Die folgenden Blätter, welche schon Füßli für seine Artikel über Bodmer (Schweitzersches Museum 1783 ff.) benützt hat, sind durch Herrn Professor Bächtold beim Ordnen des umfangreichen Bodmer'schen Nachlasses wieder an's Tageslicht gezogen worden. Sie bilden, von dem fast unermeßlichen Briefwechsel abgesehen, zusammen mit Bodmer's „Auszügen aus meinem Tagebuch 1752—1782" (soeben herausgegeben von Bächtold in den „Turicensia". Beiträge zur zürcherischen Geschichte. Pag. 190 bis 216. Zürich 1891.) und der hier auch noch beigefügten Skizze „Mein poetisches Leben", die wichtigste Grundlage für die Biographie des zwar nicht großen, aber sehr bedeutenden Mannes. Sie charakterisiren ihn, und zwar ebenso sehr in dem, was er sagt, als in dem, was er mit Stillschweigen übergeht. Daneben sollte auch für die Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts im Allgemeinen da und dort eine werthvolle Notiz abfallen.

Aus diesen Gründen schien eine vollständige Veröffentlichung am Platze. Füßli hatte sein Material nicht nur sehr willkürlich verwerthet, sondern auch unleserliche Stellen ganz unberücksichtigt gelassen. Da Herr Professor Bächtold und der Herausgeber die

Abschrift genau mit dem Originale verglichen haben, sollten die oft allerdings harten Räthsel der Bodmer'schen Schrift richtig gelöst sein.

Das Manuscript besteht aus 16 Seiten klein Quart, geschrieben im April 1777; dann folgen Zusätze, Zusätze zu den Zusätzen, Noten, Anmerkungen, ebenfalls aus dem April 1777 und vom Oktober 1778, in buntester Reihe, und doch stets mit genauer Angabe, wo sie untergebracht werden sollen. So bezeichnend ein Abdruck in solcher Reihenfolge für die hastige Art der Schriftstellerei des greisen Bodmer gewesen wäre, so hielt sich der Herausgeber doch verpflichtet, den Stoff so anzuordnen, wie ihn gewiß der Verfasser selbst auch schließlich der Presse übergeben hätte. Dabei ist kein Wort hinzugefügt und keines weggelassen; die beigedruckten Seitenangaben des Originales, die Bezeichnung der Bodmer'schen Zusätze durch eckige Klammern, der kleinere Druck der (nummerirten) Anmerkungen des Herausgebers sollten es dem Litterarhistoriker möglich machen, sich das Bild der Bodmer'schen Skizze zu rekonstruiren; während für unsere Leser der Eindruck des Flickwerkes einigermaßen in den Hintergrund treten dürfte.

Persönliche Anekdoten.

Ich brachte die Kindheit in einer romantischen Landschaft zu. In diesem achtzigsten Frühling des Lebens schweben die Bilder, die sich davon in meinem Gehirn gebildet haben, noch so lebhaft vor meinem Sinn, daß ich jeden Hügel, jede Vertiefung, jeden rieselnden Bach, jeden Baum, Markstein vor mir sehe. Ich seh in der westlichen Ecke des Horizontes Regensburg in dem weißen Schimmer thürmen, gegen Südost die glarnerischen Alpen den Himmel bekränzen. Ich schaue von dem Hügel, auf welchem dem Abgott

Krodo der Alemanne langmähnigte Rosse geschlachtet

in den See nieder und in das fruchtbare Gebürge gegenüber.*) Meine Wollust war im Sommer in dem See mich zu kühlen, in Holz und Feld und Wald herumzustreifen, im Winter auf dem befrornen See schwebend zu laufen. Ich hatte eine große Idee von dem Vergnügen des Voglers und des Waidmanns. Ein gelinder Winter, der den See nicht zudeckete, vereitelte meinen schönsten Wunsch. Von den Mühseligkeiten des menschlichen Lebens hatte ich nur die fremden Erfahrungen der armen Kinder, indem ich zuerst glaubte eine Ausnahme zu sein. Unter ihnen lernte ich meine ersten Gedanken von Gleichheit. Sie waren

*) Zwischen Greifensee und Uster ist eine Höhe, der Krodobühel genannt. Wilsburg ist darauf gebaut.

gewohnt auf die Frage was freut dich so wohl, daß du so munter bist, zu antworten: Ich bin froh, daß ich da bin. Es war der Gedanke, mit welchem ich mich zuerst fühlte. Wenn ich mit dem Tuch um die Hüften, und die armen Kinder mutter- [pag. 2] naket badeten, so lernte ich von ihnen, daß der Vornehme eben die Gliedmaßen der Niedrigen hätte, welche diese nicht verbergen dürften. Ich lernte von einem Jungen, der gerne die Bäume der Bauern plünderte, daß die Früchte des Feldes und des Gartens für die Menschen und nicht für die Herren erschaffen wären, und daß die Theilung der Güter ohne die Beistimmung der Armen vorgenommen worden. Ich hatte einen Vertrauten meiner unreifen Gedanken in dem Sohne des regierenden Herrn[1]), der ein paar Jahre älter als ich war; die Empfindung der Beraubung, da er in die Stadt geschickt ward, ist mir noch gegenwärtig. Sein jüngerer Bruder ersetzte ihn gewissermaßen, der izt noch lebt, und mich immer noch liebt: der Marschall eines französischen Regimentes. Ich fühle noch die Leere, in welcher mein Leben sich damals fand, als die Regierung seines Vaters zu Ende war, und ich verlassen mit mir selbst allein stand. Ich war wenig zu erwachsenen Menschen in Gesellschaft gekommen, und die zu denen ich gekommen war, dünkten mich nieder. Der Mangel Umgangs, selbst mit meinen Altersgenossen, machte mich leuteschen. Dann griff ich für die lange Weile nach einem Buche. Die Bibel unterhielt meine Neugier mit den schäferischen Auftritten der Patriarchen und den Abentheuern der Israeliten in Aegypten, in der Wüste, in der Eroberung Canaans, mit den Thaten der Richter und der Könige. Die Propheten

---

[1]) Landvogt zu Greifensee war seit 1703 Hans Heinrich Lochmann; sein ältester Sohn war Hans Jakob, geb. 1691, der es bis zum Hauptmann brachte; der unten genannte zweite, Hans Ulrich, wurde 1761 Maréchal de Camp.

die mich anzogen waren Daniel und Habakuk wegen des Wunderbaren. In dem neuen Testament warf ich die Augen von Zeit zu Zeit auf die ungeheuern Holzschnitte[2]) der Offenbarung Johannis; ich hatte das Herz oder den Geschmack nicht, mich lange dabei aufzuhalten [pag. 3]. Dann zogen mich Ovidens Verwandlungen mit der ganzen Macht, so die Fabel auf die Unwissenheit hat, an sich. Meine Pathin[3]) hatte mir die Verdeutschung derselben geschenkt, die Wikram auf den Grund der Uebersetzung gemacht hat, welche Albrecht von Halberstadt an dem Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen in der alt-schwäbischen Sprache verfertiget hatte.[4]) Da ich den Ekel gegen die veraltete Sprache in der Zeit nicht haben konnte, in welcher mir die Natur der neuern unbekannt war, drückten die Bilder sich mir mit voller Lebhaftigkeit ein. Nicht lange hernach zog ich aus der Bibliothek meines Vaters Buchholzens Herkules und Ladisla[5])

---

[2]) Von Froschauer.

[3]) Katharina Werdmüller.

[4]) Albrecht von Halberstadt, um 1217 genannt, bearbeitete die Metamorphosen Ovids. Von seinem Werke sind nur wenige hundert Verse erhalten. Dafür besitzen wir die Umarbeitung, welche Joerg Wickram aus Colmar im Jahre 1545 zum ersten Male hatte erscheinen lassen.

[5]) Sollte heißen „Herkules und Valiska“. Andreas Heinrich Bucholtz, 1607—1671, Professor der Theologie zu Rinteln, schrieb, um die Amadisgeschichten zu verdrängen, zwei fromme, gelehrte und langathmige Romane: 1. Des Christlichen Teutschen Groß-Fürsten Herkules vnd der Böhmischen Königlichen Fräulein Valiska Wunder-Geschichte. In acht Bücher vnd zween Teile abgefasset vnd allen Gott- vnd Tugendliebenden Seelen zur Christ- vnd ehrlichen Ergetzlichkeit ans Licht gestellet. Braunschweig 1659. Ander Teil 1660. 2. Der Christlichen Königlichen Fürsten Herkuliskus vnd Herkuladisla. Auch Ihrer Hochfürstlichen Gesellschaft anmuhtige Wunder-Geschichte. In sechs Bücher abgefasset vnd allen Gott- vnd Tugendergebenen Seelen zur anfrischung der Gottesfurcht, vnd ehrliebenden Ergetzlichkeit auffgesetzet von Andr. Heinr. Bucholtz. Braunschweig 1665.

hervor, das einzige Buch in derselben von weltlichem Inhalt. Siebenzig Jahre haben die Reize, die dieses Buch auf meine kindische Empfindung hatte, nicht aus meiner Einbildung getilget. Ich versetzte mich in jede besondere Lage, jede Empfindung seiner Person. Ich bestand mit ihnen alle ihre Abentheuer mit der persönlichsten Theilnehmung. Ich besinne mich, daß ich meiner Schwester die Wahrheit der Geschichte mit der vollkommensten Ueberzeugung dadurch bewies, weil alle die kleinsten Umstände, jeder Tritt, jeder Gedanke mit der äußersten Genauigkeit erzählt wurde, und jede Begebenheit mit dem Ort, der Zeit, der Person zusammenstimmete. Ich hatte nicht genug an den Stunden, die mir vergönnt waren, in diesem vorzüglichen Werke zu lesen, ich stahl Stunden, und stahl mich selbst mit ihm in einen verborgenen Winkel. Nach einiger Zeit, als mein kleiner Kopf mit diesen Geschichten über und über angefüllt war, ward ich mit dem zweiten Theile, dem Herkuliskus und Herkuladisla beseliget, eine meiner [pag. 4] Tanten hatte sie gehabt. Ich sah dieses Buch an wie vom Himmel gefallen: o qui complexus et gaudia quanta fuerunt![6]) Ich ward ein Helluo[7]) mit lesen. Man mußte mich mit Gewalt davon wegreißen. Aber man hatte die Sorge nicht, mir andere von besserer Nahrung des Geistes, historischere und richtigere dafür zu liefern. Man kann sich vorstellen, was für Begriffe von Staat und Welt ich aus dieser Lektur geschöpfet habe. Meine Studien waren in die lateinische Grammatik eingeschränkt, und die Schritte darinnen sehr winzig, als ich sie fortzusetzen in die Stadt geschickt ward. Der größere Nutzen, den ich hier erhielt, war in dem Umgange mit andern Knaben, die mehr um Leute gewesen waren, und mehr kleine Umstände

---

6) Horat. I. Sat. 5. 43.

7) Schwelger, Unersättlicher.

von dem Leben der Menschen aufgefangen hatten; für mich waren die Nahmen Zunft, Zunftmeister, Meistertag, Zwölfer, Chorherr, Schultheiß — und noch mehr die Sachen Räthsel, und alles ward mir schlecht genug aufgelöst. — In dem Collegio Humanitatis, welche Benennung mir niemand rechtfertigte, gieng mir mehr Licht in der Latinität auf, ich ward mit Zimmermann[8]), dem nachmahligen Theologen, und noch enger mit Meister[9]) bekannt; dem itzigen Kämmerer des Capitels am Zürchersee. [Zimmermann war schon damals der Denker, und Meister der Gedächtnißheld.]

Da ich in meinem Wikramschen Ovid die Mythologie gelernt hatte, hielten meine Cammeraden mich für einen starken Classiker. Ich las den Curtius weniger wegen des lateinischen Styls als der Geschichte, welche so viel Gleichheit mit den Abentheuern meines Herkules und Herkuliskus hatte. Ich ward nicht weiter als mit den Nahmen Virgil, Horaz, Juvenalis, Cicero bekannt. Ich litt großen Mangel an Büchern, vornehmlich an classischen [pag. 5]. Der Onkel, bei dem ich in die Kost gieng, liebte die Lektur, und ich fand auf seinem Pult Zesens Joseph[10]),

---

8) Hans Jakob Zimmermann, 1715 unter die zürcherischen Kirchen- und Schuldiener aufgenommen, ist Verfasser zahlreicher philosophischer und theologischer Abhandlungen. Er starb 1756 als Professor der Gottesgelehrtheit und Chorherr des Großmünsters.

9) Siehe unten Anmerkung 17.

10) Filips von Zesen (1619—1689) Assenat; das ist derselben und des Josefs heilige Stahts-, Lieb- und Lebens-geschicht. Amsterdam 1670.

Barklais Argenis[11]), von Bosen übersetzt, Calprenedens Cleopatra[12]), die syrische Aramene[13]) und mehr andere, die meinen romantischen Hang mächtig unterhielten. Ich segnete den Tag und die Stunde, in der ich in einem staubigen Winkel unter den verworfenen Skarteken meines Vaters den Theil der Geschichte des Amadis aus Frankreich entdeckte, welcher von Dom Fulgoran, Dom Safiraman und Dom Herkules vom Gestirn und der Zauberin Dracotrophäa[14]) handelt. Ich schloß ihn zu meinen geheimsten Papieren mit der Aengstlichkeit ein, mit welcher ein Harpax sein Gold bewahrt. Man kan denken, daß meine theologischen Studien unter dieser Lektur leiden mußten. Die Mommas, Coccejus, d'Outrein, Lampen[15]) waren ohnehin nicht zu

---

[11]) John Barclay, Sohn des schottischen Rechtsgelehrten und Professors an der Universität zu Pont-à-Mousson William Barclay, lebte von 1582—1621 und hat sich besonderen Ruhm erworben durch seine (lat.) Argenis, das letzte Werk seines Lebens. Dieselbe wurde durch Martin Opitz übersetzt (Breslau seit 1626) und bearbeitet durch August Bohse (Pseud. Talander): Die durchl. Argenis in einem Staatsroman. Leipzig 1701.

[12]) Gautier de Costes de la Calprenède, † 1663, ist Verfasser eines 12-bändigen Romans „Cléopatre“. 1648 ff.

[13]) Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, schrieb den Roman: Die durchleuchtige Syrerin Aramena. Nürnberg 1669—1673.

[14]) Es ist: „Das Trey vnd zwentzigste buch der Historien vom Amadis auß Franckreich. Franckfort 1594.

[15]) Wilhelm Momma, d'Outrein, Friedr. Ad. Lampe waren sämmtlich Anhänger des Coccejus (Johannes Koch 1603—1669).

Zu der ganzen Stelle vergleiche man: „Meine Freuden“, in Bodmers Apollinarien. Herausgegeben von Stäudlin. Tübingen 1783, pag. 1.

meinem Geiste gestimmt.*) Ich fand mehr Geschmack an Le Clercs Arte critica, und Lockes Christianism raisonnable, mit denen Zimmermann und Keller von Mur mich bekannt machten.

Izt in dem Collegio Carolino lenkte sich meine Neigung gänzlich zu den großen Classikern. Ein Catullus mit Isaak Vossen Commentar ward von mir so zu sagen aufgegessen. Ich

*) In einem Brief an Meistern vom Junius 1718, in welchem Jahr ich in Genf war, schrieb ich ihm: Praetulerim justus sermones sacros Genevensium vestris; illi aures non pinguefaciunt, neque laedunt le bon sens identificatis typationibus infirmi cerebelli. Non locum habent ridiculae torsiones et aenigmatica mysteria eorum qui sacras literas reddunt mythologiam gentilem; qui verbis false sublimia mentitis veritatem obnubilant. Sermocinantur Genevenses ut intelligam mecumque infimus populi; non implicant se abstrusis, nobisque non concessis notionibus de numine. Evangelii veritates et virtutes prædicant puras putas atque amabiles, non severas et pene rusticas. Ad deum evehunt, Dei, justi, honesti amantes, sed hanc pietatem et amorem non involvunt terminis epithetis quos non capis et desperas attingere te posse. En quod imiteris si sapis.

In demselben Briefe sind ein paar Dutzend lateinische Jamben meiner jugendlichen Muse:

Superba me tenent Amice mœnia
Quae Rhodanus alluit frequens;
Lacus Lemani postquam ereptus vinculis
Movet pedes in Gallias. [16])

[16]) Dieser Brief befindet sich noch unter den Manuskripten Bodmers.

las die Aeneis und die Odyssee um der Abentheuern willen. Eine besondere Laune bemächtigte sich mein, die lateinischen Dichter des sechszehenden und des siebzehnten Jahrhunderts aufzusuchen; ich spürte derselben eine ziemliche Menge auf, wozu ich all mein Taschengeld verbrauchte. Ich las oft Argenis in dem Latein seines Verfassers, ich wechselte Hendecasyllaben mit Ulrich, der als Pfarrer von Affoltern 1773 gestorben. Ich erbaute mich in Cicero's de officiis und de [pag. 6] senectute, und de amicitia. Aber Horazen machte ich zu meinem beständigen Gefährten. Ich hatte fast täglichen Umgang mit Caspar Ziegler, einem aufblühenden Genie, der als Proposant gestorben, jüngerer Bruder Rudolf Zieglers, der sich bis zum Ludimoderator und zum Canonicat geschwungen. Caspar Nägelin, der 1738 als Pfarrer von Fischenthal gestorben, war mir sehr geheim und mein Büchermäkler. Aber meine theuren Freunde, mit welchen ich meine Jünglingsjahre durchwandert habe, waren beide Meister, Johannes und Heinrich, der erstere des Professor Meister's Vater [von ihm lernte ich Bailes Dictionaire kennen, von welchem ein einziges Exemplar in Zürich war], der andere, der Camerarius von Küßnach[17]); hernach Breitinger und Hagenbuch, die damals den philologisch classischen Studien mit dem Eifer verliebter Menschen zusammen in die Wette nachhiengen. Ich hatte allzufrühe, noch in dem Collegio Humanitatis einen der liebsten und sanftesten Freunde an Lavater, einem Bruder des Dr. Heinrich Lavater zum Waldreis verlohren, dessen Andenken immer bey mir blüht.

---

[17]) Johannes Meister, geb. 1698, Pfarrer zu Lindau im Brandenburgischen 1725, zu Neftenbach 1737, wo er 1746 starb. Sein Sohn war der bekannte Professor Leonhard Meister 1742—1811.

Johann Heinrich Meister, Bruder des Johannes, geb. 1700, Prediger in Bayreuth, Hofprediger in Bückeburg, Prediger in Erlangen, Pfarrer in Küßnacht und Kämmerer 1757, wo er 1781 starb.

Mit Heinrich Kellern [18]), in seinen Studentenjahren ein guter Freund Zimmermanns, war ich wegen der Nachbarschaft unserer Geburtsörter sehr bekannt, er hatte schöne Wissenschaften, aber keine Lebensmanieren und starb als ein alter Proposant. Ihm dank ich es, daß ich Opitzen kennen lernte, und sobald ich ihn kannte den Mann schätzete, der mit meinen klassischen Poeten fühlte und dachte.

Mein guter Vater versprach sich an mir einen Gehülfen bey seinen Kanzelarbeiten zu bekommen, ich werde niemals vergessen mit welcher Innigkeit er mir die Würde und Heiligkeit des Priesterthums schilderte, da er bemerkete, daß ein anderer Hang mich davon entfernte. Ich hatte eine natürliche, oder durch die Erziehung gemachte, wenigstens vermehrte, Blödigkeit, die mich zu öffentlichen Aufzügen sehr ungeschickt machete. Mein Gedächtniß überdies weigerte [pag. 7] sich jedem Satze, den mein Verstand nicht begriff. Meine Großmutter mütterlicher Seite, eine Frau von großem Verstand, Enkelin des Ersten und Nichte des Zweiten Bürgermeisters Hirzels, sorgete dafür, daß der Predigerstand mir nicht aufgedrungen ward. [Ihr Vater besaß das Schloß und die Gerichte Altikon; er war ein großer Gönner des Michael Zinken [19]), der wegen des Amyraldismi die schweren Verfolgungen von den Dohmherren und dem Magistrat erlitt. Seine Lehre von der Gnadenwahl hatte auch bei der Tochter seines Freundes tief gewurzelt].

Itzt kam mein Vater in große Unruhe welche Lebensart er für mich auswählen sollte. Ich ward nach Lyon, dann nach Lugano geschickt [in Lugano hatten meine Onkeln ein Filatorio], damit ich Geschmack an Kaufmannschaft bekäme. Der Geschmack

---

[18]) Von Mur.

[19]) Vergl. hierüber Schweitzersches Museum 1783, pag. 430.

kam nicht. Eine Reise, die man mich bloß um der Mode willen nach Genua thun ließ, gab dem unerfahrenen Jüngling nur Paläste statt Menschen, nur die See statt Schiffe zu sehen. Ich empfinde immer noch mit lebhaftem Gefühl den Eindruck, den die Stelle in Videns Buch von der poesie bei mir machte:

> Nonne vides, duri natos ubi saepe parentes
> Dulcibus amorunt studiis, et discere avaras
> Jusserunt artes, mentem siquando libido
> Nota subit, solitaque animum dulcedine movit,
> Ut laeti rursum irriguos accedere fontes
> Ardescant studiis, et nota revisere Tempe?
> Exsultant animis cupidi, pugnantque parentum
> Imperiis, nequit ardentes vis ulla morari.[20])

Ich kaufte Vida in Bergamo bey einem Tröbler und gab damit dem Kaufmannsgeiste gewisser Leute viel zu lachen. Man erkannte meine Untüchtigkeit zum Comtoir. Ich besuchte die Stadtkanzlei ohne Unterstützung, ohne die geringste Aussicht. Ich hatte aus Italien einen Briefwechsel mit den classischen graien, Hagenbuch und Breitinger unterhalten. Wir legeten einander Aufgaben über schwere Stellen der Poeten vor. Sie waren [pag. 8] in dieses Studium vertieft. Ich selbst studirte in den Classikern mehr die Sitten der Menschen und der Staaten als die Lesarten. Der Englische Spectator hatte meinen ganzen Verstand nach dieser Seite gezogen, ich hatte ihn in der französischen Uebersetzung nach Zürich gebracht, beinahe den einzigen Vortheil, den ich von meinen Reisen empfing. In demselben und in Montaigne's Essais sandte ich meine ersten Blicke in das menschliche Herz. Itzt lenkete sich Breitingers Neigung von den mühsamen curis philologicis, die er auf den dunkeln Persius verwendete zu derselben Philosophie der Sitten. Wir brüteten den Sittenmahler

[20]) Marci Hieronymi Vidae poemata omnia. Patavii 1731 Vol. II Poeticorum lib. II, 290—297.

für unsere rohen Zürcher. [Die Erlaubniß des Druckes ward gewöhnlich so gegeben, daß man ihn nicht hindern wollte, wiewohl es ein entbährliches Werk, ... wäre, und man geistlichere Dinge schreiben könnte[21])]. [In denselben Zeiten hatte Deutschland seine Hochachtung unter Amthor, Postel und Neukirch getheilt. Canitz wurde unter diese herabgesetzt. Warnicke war nicht bis zu unserm Rhein gekommen. Besser hatte einiges Aufsehen verursacht. Wir dedicirten ihm unsere moralische Schrift. Aber Opitz war unser Held. Der Hamburgische Patriot kam erst nach dem Sittenmahler. Ich darf sagen, daß wir ebenso sehr erschraken, da wir die moralische, critische und poetische Leerheit der berühmten Schriftsteller Deutschlands erblickten, als diese geärgert seyn mochten, da sie aus der barbarischen Schweiz solche paradoxe Urtheile von Critik und Poesie und Literatur empfingen]. [Was für Geschmack in Zürich war, kam von Gotthard Heidegger, dir ihn in den Alten gebildet, doch immer noch Spuren seiner rohen Zeiten übrig behalten hatte. Er starb, eh ich in dem Alter war, daß ich seinen persönlichen Umgang nutzen konnte].

Ich las Miltons verlornes Paradies, eh ich noch einen prosaischen Schriftsteller im Englischen besaß. [Die Neugier ein Werk von so wunderbarem Inhalt zu kennen, hatte sich meines gantzen Geistes bemächtiget. Als ich einige Fragmente davon den bestalten Censoren übergab, war die Schreibart ihnen böhmisch, der Inhalt Legende und Roman]. Hagenbuch blieb der Philologie getreu, und man weiß zu welcher Stärke er in dieser Wissenschaft gestiegen ist. Wir andern beyden versuchten uns in einer Schrift von dem Einfluß und dem Gebrauch der Einbildungskraft[22]) in

---

[21]) Vergl. Chronick der Gesellschaft der Mahler. Frauenfeld 1887. Beilage Nr. XVIII, XX, XXVIII.

[22]) Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungs-Krafft; Zur Ausbesserung des Geschmackes. Franckfurt und Leipzig 1727.

Werken von Geschmack. Diese Schrift unterbrach die Herausgabe der LXX, in deren Verlage ich interessirt war[23]). Ich hatte den Professorat der helvetischen Geschichte erhalten, unbekannt und gegen zweien Competitoren von Familien, lediglich auf die Empfehlung meiner beyden Onkeln; — auf etliche Jahre doch nur als Vicarius und um das halbe Salarium. Man befahl mir in der einen Stunde über Burgersdicium[24]) und in der andern über Simler de rep. Helv. zu lesen. [Zu dem Professorat ward angehängt, daß ich die Manuscripte Rhanischer Chronik fortsetzen sollte[25]); sie ist weniger als ein historisches Gewäsche. Man gab mir weder memoires, noch Journale, noch Correspondenzen; ich verfertigte aus den eidgenössischen Abschieden die öffentlichen Handlungen von 1701—1712. Meine Obern urtheilten, daß die Arbeit zu raisonnirt wäre. Der Geschichtsschreiber einer Republik steht unter mehr Zwang als der die Thaten eines Königs unter dessen Nachsicht schreibt. Ich brachte ihnen bey, daß ohne Beleidigungen der Cantons und der Großen, die hie oder da an dem Steuer der Geschäfte gesessen, sich nichts begründetes, nichts exemplarisches schreiben ließe, und die Personen lebeten noch, die in dem einheimischen Kriege von 1712 große oder schwache Rollen gespielt und die in unserem Staat 1713 die Bewegungen entamirt hatten. Man sah die Undankbarkeit meiner historischen Arbeit ein, und man fand gut, sie mir nachzulassen].

Ich fand mehr Unterstützung bei meinen gleichzeitigen Freunden, als bei meinen Collegen. [Mein Vorsteher hatte den jüngern

---

[23]) Breitingers Septuaginta erschien alsdann 1730—1732.

[24]) Burgersdicius, 1590—1636. Professor der Logik, Ethik und Physik in Leyden.

[25]) Vergl. Ausführliches hierüber bei Tobler im Neujahrsblatt der Zürcher Stadtbibliothek 1891, pag. 25.

Doctor Scheuchzer zum Competitor gehabt und die Cabale ihn dem Mann vorgezogen, mit dem er in keiner Absicht in Vergleichung kam. Die Studenten hatten für ihn lauter Verachtung, und ich fand sie voller Vorurtheile gegen die helvetische Geschichtskunde. Die Dohmherren bekümmerten sich um diesen Professorat nicht, weil er nicht von ihnen abhing; ein Degen [?] auf der Kanzel war ihnen zuwider].

Nun heurathete ich die liebe hauswirthliche Frau [26]), die ich in der Elegie, der ehliche Dank [27]) betitelt, nur schwach gelobet habe.

[pag. 9]. Da ich mit Kindern gesegnet ward, war ich auf einigen Erwerb bedacht. Ich errichtete eine neue Buchdruckerei, die den Neid der alten Heideggerischen erweckete. Sie verfolgte mich von dem kleinen Rathe bis vor die Zweyhundert. Ich sah mich genöthigt die neue Presse einem Bürger zu übergeben, der handwerkermäßig aus- und abgedungen wurde. Da er zu schwach war, sie zu betreiben, fiel sie mir nach kurzer Zeit heim, und so entstand die Orellische Buchhandlung, in welcher sich Wyß und Orell zu mir associrten. Wyß ist der vortreffliche Mann, von dem ich in der Elegie, die gerechtfertigte Trauer, sage:

> Was fodert ihr? Sind Wyß und Pyra nicht begraben,
> Wyß, der gerechte Mann und Pyra, der Poet
> Um die Asträa trauert, und Clio einsam steht. [28])

Die Republik verlor an ihm einen Magistrat, der ihr hernach in Heideggers Person ersetzt ward. [Er ward der Liebling des Bürgermeisters Caspar Eschers, sobald er durch die Verlöbniß

---

[26]) Esther Orell; sie starb nach ihrem Gatten, am 21. Sept. 1785.

[27]) J. J. B. Critische Lobgedichte und Elegien. Von J. G. S. besorgt. Zürich 1747, pag. 118.

[28]) Ibid. pag. 98.

mit dessen Tochter bekannt ward. Sein Sohn, David Wyß, itzt Landvogt der Grafschaft Kyburg hatte nur drey Jahre, als er starb und doch wirkte der Stamm, von dem er kam, so mächtig auf den Sproß, daß ich in dem Sohn den Vater wieder erblikete].

Die neue Buchhandlung ward nicht lucrativ; wir waren mit den Ränken der Buchhändler zu unbekannt, und unsere Neigung lenkte uns nicht auf diese Seite. Ich stand auf dem Punkt die erste Zwölferstelle, die ledig würde, zu erhalten, aber ein Sturz vom Pferde, der den Dr. von Muralt ins Grab brachte, verderbte das Spiel; ich sah zween Familiensöhne und einen Spengler vor mir her unter die Zweyhundert gehen. [Mein Beförderer war der Statthalter Hans Füßli, bey dem ich Jahre lang, da er von dem Podagra in sein Haus beschlossen war, wöchentlich etliche Abende zubrachte. Er hätte durch die Superiorität seines Geistes und seiner Lektur zu den Würden gelangen können, zu welchen er sich lieber durch Cabalen Bahn machte. Ich lernte von ihm den Esprit des Rathes und die persönlichen Charakter der Räthe kennen. Extra partes dacht er richtig. Er mocht mich lange leiden. Eh ich mich von ihm entfernete, führte ich Heideggern, itzt unsern Bürgermeister bey ihm ein. Dieser war sein Schooßkind, bis er die überwägenden Verdienste desselben erkante, und beneidete oder fürchtete].

Die schweitzerische Geschichte und die Literatur gewannen mehr durch die Orellische Handlung, als die Buchhändler.

Breitinger und ich versahen sie mit Verlag [der Helvetischen Bibliothek, dem Thesaurus scriptorum Helvetiorum, den Beyträgen zu den historischen Werken Lauffers; er gab ihr seine Dichtkunst und die Abhandlung von den Gleich=[pag. 10]nissen; von mir bekam sie Miltons verl. Paradies, die Betrachtungen über die poetischen Gemählde und die Abhandlung vom Wunder=

baren nebst noch mehren][29]), mit historischen Schriften und vornehmlich mit literarischen Werken. [Wir hatten eine geschlossene Gesellschaft mit Wyß, mit Escher des Burgermeisters Sohn, an dem unser Staat einen würdigen und muthigen Staatsmann gehabt hätte, wenn ihn der Tod nicht frühe hingerafft hätte, mit Caspar Landolt[30]), hernach Bürgermeister, mit Schwerzenbach hernach Statthalter, mit Diethelm Hirzel[31]), hernach Statthalter, mit Caspar Hirzel, hernach Rathsherr; wir lasen helvetische Schriften, und schrieben politische Aufsätze. Einige davon sind in der helvetischen Bibliothek eingetragen].

Durch diese letztern[32]) entstanden die bekannten Bewegungen unter den schönen Geistern in Deutschland. [Die besten Köpfe von Gottscheds Jüngern, die unter seinem Befehlstabe die Belustigungen des Wizes und Verstandes geschrieben hatten, fielen von ihm ab, und schrieben für sich die Brämischen Beyträge. Lange und Pyra schickten ihre freundschaftlichen Lieder nach Zürich, daß sie hier herausgegeben würden. Potelwitz[33]), den wir für den mittleren Bruder der drey Schlegel hielten, schickte uns das Manuscript vom Natürlichen in Schäfergedichten[34]) mit Hans Görgen Anmerkungen]. [Wir hatten auch in der Schweiz ein paar tapfere Mitstreiter: Samuel König, hernach Professor in Franeker, und Informator des Erbprinzen Statthalters; und Capitain Henzi, der in dem Unternehmen gegen die patrizischen Familien den Kopf verlohr. König hätte sich sehr vermuthlich mit ihm verwickelt, wenn er nicht entfernt gewesen wäre. In

---

29) Diese Stelle wurde von Bodmer selbst später ausgestrichen.
30) Hans Kaspar Landolt 1702—1781. Leu, Suppl. III, 444.
31) 1762, vergl. Leu, Suppl. III, 137.
32) Durch die literarischen Werke.
33) Johann Adolf Schlegel.
34) Vergl. unten Anmerkung 41.

Bern war eine Gesellschaft von beaux esprits, die sich die deutsche Gesellschaft nannte, und in Verbindung mit Gottsched stand. König und Henzi schrieben den Salmis, eine blutige Satire, die wir hier zum Druck beförderten[35]). Wie geheim wir die Verfasser hielten, konnten wir doch nicht verhüten, daß sie nicht in Verdacht gekommen wären. Man argwohnete auch auf Voltaire. Vor König und Henzi hatt ich in früheren Jahren in Bern zween geschickte Freunde, Herport[36]), einen philosophischen Kopf, und Holtzer[37]), Schultheiß des äußeren Standes, der als Heimlicher starb. Ich hätte an diesem einen patriotischen Correspondent gehabt. In Basel nahm der Tod mir Drollingern von der Seite]. [Meine erste critische Bekanntschaft in Sachsen war mit dem Hofpoeten König. Ich wollte mit ihm eine Sammlung poetischer und critischer Schriftchen veranstalten. Der Antipatriot, oder die Anklage des verderbten Geschmackes gegen den Hamburgischen Patrioten sollte in dieselbe kommen[38]). Das Lob, das darinne Brocksen ertheilt wird, war ihm zuwider, er liebete diesen Mann nicht mehr. Ich hatte in Gedanken, Canitzens Gedichte mit kurzen critischen und historischen Anmerkungen herauszugeben: die historischen bat ich König mir zu verschaffen. Er gab sich damit viele Mühe, aber anstatt sie mir zu überlassen, braucht' er selbst sie zu der Herausgabe, die wir von ihm haben, die freylich nicht nach meinem Plane ist. Wir bemerkten seine literarischen und

---

[35]) Le *Salmis* ou panégirique de la ligue, autrement dite Société teutonique de E . . . . . Par Pyracmon, de la société des frondeurs. Cologne, chez Haller [1744].

[36]) Albert Herport, Zoll-Direktions-Sekretär, korrespondirt im Jahre 1739 längere Zeit mit Bodmer wegen eines von ihm geplanten Buches über Beredsamkeit. Er ist Mitglied der deutschen Gesellschaft in Bern.

[37]) Holtzer, (wahrscheinlich Johann Rudolf, 1756 Schulschreiber, 1773 Landschreiber von Laupen), dankt am 27. April 1735 Bodmer für die Zusendung des 1. Stückes der helvetischen Bibliothek.

[38]) Erschien: Frankfurt und Leipzig 1728.

klassischen Bedürfnisse, und erwarteten nichts mehr von ihm, als er starb. Gottsched, den er emporgehoben hatte, ersetzte ihn uns nicht; mir am wenigsten. Wir konnten uns nicht entschlagen, König an seine poetischen Schwächen zu erinnern, und dieses wendete ihn von uns ab, ohne daß wir es bereueten].

Ich kam mit den Besten von Deutschland in Briefwechsel. [Ihre Briefe liegen in meiner schwarzen Kiste. Von meinen habe ich keine Abschriften. Die ich an Elias Schlegel und an Hagedorn geschrieben, würden über viel literarisches Licht streuen. Der Letztere war mit mir sehr vertraut, wiewohl er sonst schüchtern war]. Deutsche Verse schrieb ich nicht eher, bis Haller mir mit seinen Gedichten voranging. Ich trug mich mit dem Ideal einer Noachide lange zuvor eh Kleist und Klopstock unserer Sprache den Hexameter gaben.

Der Tod meiner Kinder mäßigte meine oeconomischen Praetensionen, die ohnedem sehr mäßig waren, noch mehr; für öffentliche Bedienungen war mein Gemüth zu sanft und meine Denkart zu einfach. Ich entzog mich denselben mit dem Eifer, mit welchem andere sie sucheten. Zween oder drei Versuche, die ich in den großen Rath machte, zeigten mir, daß ich es auf diesem Wege nicht weit würde gebracht haben. Ich wollte den Leuten im Amt Grüningen einige Reste der Leibeigenschaft nachgelassen haben, und ward für einen Mann verschrien, der das Aerarium schwächen wollte[39]. [Man bedachte nicht, daß man es sonsten durch gute Wirthschaft, Vermeidung oberkeitlichen Luxus, und Uneigennützigkeit bereichern könnte. Noch weniger bedachte man, daß das Herz der Untergebenen sich eigen zu machen, mehr Reichthum ist als Haufen von vier Batzenstücken. Noch kommt von dem Leibfall ein Pfund ins Aerarium, und zehen in den Beutel der Beamten].

---

[39]) Vergl. Tagebuch Anno 1768, pag. 201 und Zehnder-Stadlin, Pestalozzi, pag. 476 ff.

Ich wollte ein andermahl die unehlich gebohrenen Kinder des Bürgerrechtes unfähig gehalten wissen, und ward für einen Menschenfeind durchgezogen. [Man sagte, die unehlichen Kinder wären die unschuldigsten und ohne eine Vaterstadt die unglücklichsten Geschöpfe, und tantum seges ventrium (?). Man bedachte nicht, daß man ihnen vom Vater eine proportionirte Heimsteuer ausmachen konnte, nicht, daß der Vater vielmal verzeigt (?) wäre; nicht, daß der Ehestand aviliert würde].

In der vollen Muße von öffentlichen und eigenen Geschäften war mein Geist geschäftig. Da ich schon ein halbes Jahrhundert gelebt hatte, und die Hoffnung verschwunden war, daß meine Frau mir noch Kinder gebähren würde

— — — — gab mir die Muse die Gabe
Kinder des Geistes zu zeugen, die mir das Schiksal versüssen,
Da die Kinder von meinem Fleische vom Stengel gebrochen.[40])

(pag. 11). Die guten Köpfe fielen von Gottsched ab, und schrieben ohne Vormundschaft Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und des Witzes. Man schrieb Satiren auf ihn, das Nachspiel[41]), und vom Natürlichen in Schäfergedichten[42]). Zu einigen derselben mußten wir manus obstetricias leihen. Klopstock erfüllte mich durch die ersten Gesänge seiner Messiade mit dem

---

[40]) Aus Joseph; Ende des 2. Gesanges. Calliope I, 318, wo es übrigens heißt: Das die Kinder 2c.

[41]) Sollte heißen: Das Vorspiel. Ein Episches Gedicht. 1742. o. O. (von Joh. Christoph Rost).

[42]) Vom Natürlichen in Schäfergedichten, wider die Verfasser der Bremischen neuen Beyträge verfertigt vom Nisus einem Schäfer in die Kohlgärten einem Dorfe vor Leipzig (Nisus ist Johann Adolf Schlegel). Zweyte Auflage, besorgt und mit Anmerkungen vermehrt, von Hanns Görgen (d. h. Bodmer) gleichfalls einem Schäfer daselbst. Zürich, Bey Heidegger und Compagnie, 1746.

zuversichtlichsten Vertrauen, daß ein göldenes Alter angebrochen sey. Ich gerieth von der Neuigkeit und der Anmuth seines Hexameters, und noch mehr seiner Poesie in Ecstase, und so ward ich begeistert die Noachide auszuarbeiten. Schon hatt ich wiewohl rudi penicillo ein großes Stück daran vollendet, als er zu mir nach Zürch kam. Ich war sehr bekümmert, daß pädagogische Geschäfte die auf ihm lagen ihn an dem Umgange mit der himmlischen Muse stören möchten. [Noch mehr bekümmert, daß seine Liebe zu der Schmidin die ihn aus der Fassung setzete. Man kan in seinen Briefen, die er mir aus Langensalz schrieb, und seinen Oden auf Fanny die Glut seiner Liebe ermessen. Als ihre Mutter sie einem Reichen gab, entbährete er sie ohne Mühe, und man versicherte mich, daß er nur eine Unwürdige verlohren habe]. Er sollte bey mir gelebt haben, bis man einen anständigen Platz für ihn ausgefunden hätte. Ich suchte zu dem Ende meine vornehmsten Freunde, Hallern, Jerusalem, Hagedorn in Bewegung zu bringen.*) Doch er hatte meine Bemühungen nicht nötig, der Baron von Bernsdorf hatte aus eigener Bewegung Friedrich den V. vermocht, daß er ihn zu sich berief. Er war nur vor wenig Wochen bey mir angekommen, als er des Freiherrn Brief empfing. Aber Hartmann Rahn versprach ihm ein schnelleres Glück von seiner Fabrik gemahlten Taftes, in welche er den Poeten associerte. Erst da das Unternehmen ins Stocken gerieth, reiseten sie zusammen nach Koppenhagen. [Unser Abschied war von beyden Seiten recht zärtlich; vor dem Gatter an der Hauptstraße, unter dem runden Gartenhause. Ich gehe selten über diesen Plaz, daß ich nicht daran mit Zärtlichkeit denke].

---

*) Haller hat vor kurzer Zeit ein paar Briefe, die ich ihm darüber zugeschickt, an das Licht gestellt.

Ein paar Jahre hernach ersetzte mir Wieland den verlornen Lebbäus*), noch ein Jüngling von 19 Jahren, der schon das tiefe Gedicht von der Natur der Dinge geschrieben hatte. [Er schrieb mir seinen ersten Brief anonym; ich hielt ihn für einen jungen Herrn von Stand, er war doch nur ein Student in schwachen Glücksumständen, und schätzte sich in seiner Demuth glücklich, daß ich seine Existenz wüste. Dr. Hirzel war damals mit mir uneins, und so macht' er ihn mir nicht abspenstig. Ich wollte ihn mit Geßnern und andern in Gesellschaft bringen, aber sie nahmen einander nicht an. Er war lieber bey Frauenzimmern, die sein romantisch Geplauder nur mit süßen Blicken unterbrachen. Damals hielt ers für niederträchtig, sich für literarische Arbeit bezahlen zu lassen].

[pag. 12]. Die Muse des alten Mannes wetteiferte mit der Muse des jungen Menschen, ich schrieb in meinem Zimmer, er in der schattigten Laube an der äußersten Ecke meiner Reben. Ich nahm seine Verweigerung nicht an, da er sagte:

Albern ist der und niedrig, der sich in Streit mit dem einläßt,
Der ihn nahm in sein Haus und ihm gab die Liebe der Edeln.

[In dem letzten Jahre, da er in Zürch lebte, verdroß ihn meine Bearbeitung der Joana Graya, die er zuvor bearbeitet hatte [44]).

---

*) Als Lebbäus stellte ich damals mir Klopstock und Wielanden vor [43]).

---

[43]) Judas Lebbäus (das „Herzenskind"), „nicht der Ischarioth". Matth. 10,3; Joh. 14,22 u. a. O. — Derselbe Vergleich in Bezug auf das Verhältnis zu Klopstock wird gebraucht in der Dichtung „An Hessen, Prediger in Neftenbach"; Apollinarien, pag. 34. Tübingen 1783.

[44]) Wielands Johanna Gray wurde im Juli 1758 in Winterthur zum ersten Male aufgeführt; im selben Monat schrieb Bodmer seine Johanna Graia. Vergl. Tagebuch, pag. 195.

Plötzlich befiel ihn die Reue über die sittliche Strenge, die er gegen Uzens schlüpfrige Poesie bezeiget hatte, und er fing an zu widerrufen. Er ward in Bern mit der Mad[lle] Bondeli bekannt, die ihren Scharfsinn aus allen Kräften anstrengete, eine Apologetik für die flatterhafte Philosophie zu erfinnen]. Ich entwöhnte mich mit Schmerzen von seinem täglichen Umgange, da er bey einem Kaufmanne sich einer Pädagogie unterzog.

Ich hatte lange Patriarchiaden geschrieben. Die Bekanntschaft, die ich in dem manessischen Codex mit den Minnesingern machete, und Handschriften, die ich von ihren Epopöen erhielt, nahmen mich durch ihre homerische Einfalt ein, daß ich ein launiges Stück in ihrer ritterschaftlichen Sinnesart dachte und schrieb. [Ich spürete mit Breitinger nicht wenige Manuscripte aus dem schwäbischen Zeitalter auf, einige von dem selben Zeitpunkt auf Pergament, andere bey Faust gedruckt. Die Hohenemsische Bibliothek[45]), die Bibliotheken der Abtey Sanct Gallen, und des Johanniter Hauses[46]) in Straßburg versahen uns mit den seltensten. Ich las in den Epopöen von ritterschaftlichen Uebungen und Kreuzzügen die Sitten und die Denkensart von Menschen, die weder von Wissenschaften verfeinert, noch von künstlichen Lebensarten verzärtelt waren. Sie waren zwar nicht mehr die Halbwilden, aller Gemächlichkeit des Lebens beraubten; sie hatten eine Art Galanterie, und religiöse Empfindungen, die doch immer noch von dem unbändigen Geist einen starken Anstrich behalten hatten. Ihr Gehorsam kam noch sehr auf ihren Willen an. Die Waffen standen in Ansehn, und die Stärke hatte ihre Rechte. Ich fand für meinen Geist eine Nahrung, die ich in den Skenen der Homerischen Zeiten fand]. Ich schrieb hernach mit mehr Ernst

---

[45]) Vergl. Tagebuch, pag. 194 [1755].
[46]) Ibid. pag. 194/95 [1757].

tragische Stücke nach den Mustern der Griechen, und nahm auch den Stoff von ihnen, dann besann ich mich, daß sich in dieser dramatischen Art Staatsveränderungen bearbeiten, und politische Wahrheiten, die den Regierungen verhaßt sind, ungestraft sagen lassen, und schrieb die politischen Dramen, ohne daß ich die geringste Praetension auf ihre theatralische Aufführung machete. Ich wußte zu wohl, daß unsere Zeiten nicht litten, daß Unterthanen oder Bürger sich versammelten, um gemeinschaftlich und darum desto stärker die Würde und die Rechte der Menschen zu fühlen. Ich wollte zufrieden sein, wenn sie nur am Pulte gelesen würden. [Im Sommer 1776 hatt ich den Einfall, daß ich den muntern Köpfen, die ich kannte, auch Verlegern, meine politischen Dramen bey Otto[47]) gedruckt zufertigte[48]). Ich schrieb dabey an jeden eine literarische Confession von meinen Absichten und Hoffnungen bey der Verfertigung meiner Dramen und Epopöen. Ich hatte aus ein paar Zügen in der Recension von Sulzers Theorie der Künste, die in der Lemgoischen Bibliothek enthalten ist einen Brutusischen Geist gerochen, ich sandte die politischen Dramen dem Verleger, daß er sie dem anonyme zufertigte, und so entdeckte ich Mauvillon[49])]. Noch behielt ich meinen Brun[50]), meinen Schöno[51]), und meinen Stüßi[52]) zurück, die gegen die Begriffe

---

47) In Lindau und Chur 1768 und 1769.

48) Vergl. Tagebuch, pag. 205.

49) Jakob Mauvillon aus Leipzig (1743—94) Verfasser und Uebersetzer militärischer, staatswirtschaftlicher und schönwissenschaftlicher Schriften.

50) 1758. „Im März entwarf ich das Drama von Brun“. Tagebuch, pag. 195.

51) 1761. „Im Julius schrieb ich das Drama von Schöno“. Tagebuch, pag. 197.

52) 1757. „Ich entwarf im Oktober das Drama von Stüßi“. Tagebuch, pag. 195.

von leidendem Gehorsam und von Respect in gefährlicher Weise sagt man anstoßen[53]).

[pag. 13.] Itzt hatt ich den Professorat ein halbes Jahrhundert bedient; ich hatte keine Mühe von mir selbst zu erhalten, daß ich ihn niederlegte, einem jungen Mann Platz zu machen, der sehr in meinen Grundsätzen von Staat und Regierung dachte[54]). Ich darf mich nicht loben, daß durch meine Bemühungen mehr Patriotismus unter meine Mitbürger gebracht worden, ich sage nur, daß ich durch Schrift und Mund vielfältig beflissen gewesen das Nachdenken der jungen Leute auf Vaterland und Sitten zu lenken, und ich bin mit mir selbst wohl zufrieden, daß es mir und noch ein paar wackern Männern gelungen ist die politisch-helvetische Gesellschaft zu formiren und en haleine zu halten, die in dem Hause der Gerberzunft wöchentlich zusammen kömmt, und die ich gern mit dem Nahmen der politischen Gerber bezeichnet hätte[55]). Lasset mich gedenken, daß sie in ihrem Ursprung Standeshäuptern Besorgnisse verursachte*); und daß die Stifter der

---

*) In der That erlaubte sich mancher in dieser Versammlung zu sehen, und zu rügen, was nicht allemal Lob verdiente. Ich selbst hatte nicht selten den Einfall, daß ich Maximen vorbrachte und darauf Schlüsse machete, wie ich in den großen Rathsversammlungen gehört hatte; Irminger fassete sie auf als meine eigenen Grundsätze und apostrophirte mich dafür in dem Diario, das er als Sekretär schrieb, mit derbem Ernst.

---

53) Brun, Schöno und Stüßi wurden nicht gedruckt; die Manuskripte sind auf der Zürcher Stadtbibliothek.

54) Hans Heinrich Füßli (1745—1832) wurde am 25. April 1775 zum Nachfolger Bodmers gewählt.

55) Vergl. Tagebuch, pag. 198 (Anno 1762), und Tobler im Neujahrsblatt der Zürcher Stadtbibliothek 1891, pag. 27.

helvetischen Schinznacher zu der Verfassung und der Erhaltung dieser politischen Gesellschaft von Zürchern keinen Fuß bewegt haben.

Die Vorsehung bescheerte mir noch einmal die Art Vergnügens, die ich in dem Umgange mit Klopstock und Wieland genossen hatte. Ich genoß dasselbe noch unvermischter in dem tête-à-tête mit Hartmann[56]) von Ludwigsburg, den bald hernach der Herzog von Curland mittelst Empfehlung von meinem Sulzer unter seine academischen Lehrer nahm*). Hätt er gelebt, so würden meine manes an ihm den Retter gehabt ha- [pag. 14] ben der mich nicht ungestraft von nichtswürdigen folliculaires hätte mißhandeln lassen. [Ich hatte ihm alle meine Schriften gegeben, selbst manuscripte, von welchen seitdem einige gedruckt sind. Noch nicht gedruckte, die ich ihm gab, sind Patroklus, Cimon, Monologe der Kunstrichter unter der Aufführung der Alceste; Wasers Brief eines Pfarrers über die Messiade[57]), Elias Schlegels zwey Gesänge von Heinrich dem Löwen].

Ein so langes Leben, wie das meine, ist dem Schicksal unterworfen, daß man die liebsten Leute von der ersten Epoche ins Grab legen und, wenn man sie mit der zweiten ersetzet glaubt,

---

*) Ich gab Hartmann von meinen Manuscripten mit, von denen izt mehrere gedruckt sind. Ich gab ihm auch die zween Gesänge von dem Gedichte Heinrich dem Löwen, Elias Schlegels. Ich schenkte ihm die überaus seltene Edition von Theuerdank . . . .

---

[56]) Gottlob David Hartmann 1752—1775. Vergl. Tagebuch, pag. 195, 196 Anmerkung und 203 (Anno 1773).

[57]) Geschrieben 1749, gedruckt erst 1793—1794 im Neuen Schweitzerschen Museum. Heft 12 und Heft 1.

daß man auch diese und noch mehr folgende vor sich her in die Ewigkeit hinüber gehen sieht. Ich sah Wyß, Pyra, Hagedorn, Zimmermann den Theologus, Schlegel, Kroneк, Kleist, Blaarer, Künzli, Zellweger, Hessen von Neftenbach sterben.

— animus, quales neque candidiores
Terra tulit, nequi queis me sit devinctior alter.[58])

[Kroneck[59]), der wackere Mann, gab das Manuscript, die Einsamkeit, auf dem Todbette Diltheyn, daß ers mir zufertigte, als ein Vermächtniß. Es liegt in meiner schwarzen Kiste. Seine unwürdigen Freunde, die davon hörten, wollten mich bezüchtigen, daß es Pralerei wäre, bis ich es an das Licht stellete. Dann trugen sie es mit allen Veränderungen, die ich in dem Hexameter gemacht hatte, in ihre Sammlung der Kronekischen Schriften ein. Mit Blaarer, dem großen Genie ward ich später bekannt[60]). Er hatte die sanfteste Wolredenheit, fruchtbar an Wahrheiten, die er durchgedacht und mit Sokrates Witze ausgebildet hatte; ein Meister in der Vorstellung durch ähnliche Fälle. Er zog sich mit seinen Vorzügen den Neid seiner Mitregenten zu, die seine Reden ein quodlibet schalten. Seine Gestalt und ganze Person war einnehmend, und wenn er redete:

Dann entzückte nicht so die Gestalt wie der Redner entzückte.

In seinen Sitten war er einfältig mit Verstand; in der Größe seiner Seele weit über die niedrige Ehrsucht, und den wirthschaft-

---

[58]) Horat. Sat. I. 5, 41/42.

[59]) Johann Friedrich von Cronegk 1721—1758. Vergl. Tagebuch, pag. 196.

[60]) Hans Blarer von Wartensee (1684—1757), Staatsmann, Freund der Litteratur und Poesie. Vergl. J. C. Hirzel, Das Bild eines wahren Patrioten in einem Denkmal Hr. Hans Blarers von Wartensee. Zürich 1767.

lichen Detail erhaben. Ich denke immer mit stillem Stolze daran, daß ich die Liebe dieses vortrefflichen Mannes hatte. Von Künzli sind die Briefe in den neuen critischen Briefen 1749 bey Orell, welche Eubulus unterzeichnet sind; dann auch die Pamphlets bey Orell 1748 gedruckt: Sulzers Versuch von der Auferziehung, widerlegt von Kinderlieb Magister, und: Klarer Beweis, daß diese Widerlegung keine Satire sey. In diesen Werkgen athmet der socratische, logicalische, launigte Geist des Mannes, und es ist ein Vorwurf derselben Zeit, daß sie kein Aufsehen gemacht haben[61]). Auch mein theuerster Zellweger starb[62])! Vor ihm waren die Winkel meines Herzens offen. Ich besuchte von Zeit zu Zeit sein Trogen, und erfrischte nicht mein Blut allein bei ihm durch Molken, sondern noch mehr durch den freundschaftlichen und philosophischen Umgang mit ihm. Die Gährungen, welche die wetterischen Cabalen[63]) in der Regierung verursacht hatten, und die sonderbaren Scenen, die sie bey einem Volke von dem offensten Herzen und den einfältigsten Sitten hervorbrachten, waren für mich eine lebende psychologische Schule. Und welche ungewöhnliche Bilder verschaffte mir die Gestalt der Berge, der Tobel, der Erde und des Himmels! Wenn ich mit meinen besten Menschen, Breitinger, Heidegger, Rahn, Lavater, Künzli, Hessen, Waser, Geßner in Zellwegers Hause die Molken trank, versetzten wir uns mit Geist und Herz in die Sinnesart der Einwohner,

---

[61]) Ueber Künzli vergl. Ludw. Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli. Leipzig 1891.

[62]) Mai 1764. Vergl. Tagebuch, pag. 199.

[63]) Es ist wohl der Streit der „Harten und der Linden“, der Partei vor der Sitter (Trogen, mit Landammann Zellweger) und der Partei hinter der Sitter (Herisau und Hundwil mit Landammann Wetter) gemeint, der von 1732—34 am heftigsten war. Vergl. Dändliker, Geschichte der Schweiz. III, 189 ff.

und legten den Zwang unserer verstellten, spitzfindigen, doppelten Sitten ab. Heß von Neftenbach[64]) war von den Ersten, der die Messiade mit theologischer Wärme gepriesen hat. Man sehe seine zufälligen Gedanken darüber bey Heidegger gedruckt 1749; In meiner schwarzen Kiste liegt mein Briefwechsel mit ihm vollständig. Man sieht darin meine Noachide entstehen[65])]. Auch mein petit neveu Felix Heß starb in der blühendsten Jugend, der gelebt haben sollte die Religion von dem Bombast...... und der Pedanterey zu verwahren, durch welche, sagt man, der Aether verbessert und Tugenden hervorzubringen zugerüstet wird. Diesem Uebel sind wir izt ausgesetzt, und die Epoche mit der man uns gedroht hat, daß Gott sich an der Vernunft durch die Vernunft rächen werde, scheint angekommen zu sein. Denn auch Breitinger, der einzig noch gefürchtete stator und vindex der vernünftigen, exegetischen Gottesgelahrtheit, und der Philosophie, die nicht Mechanismus ist, ist nicht mehr. Der Mitdenker meiner Gedanken, der Gesellschafter meines Lebens, der Zeuge meiner Handlungen hat mich verlassen. Er starb[66]) da ich den folgenden Tag zu ihm gehen wollte ihm mein letztes Werk, vielleicht meinen Vatter der Gläubigen vorzulesen.

[pag. 15]. Ich hatt ihm wenige Tage vor seinem Tod die Manuskripte von meinem Homer wie testamentlich übergeben, ihre Herausgebung zu veranstalten. Ich hatte meine Jahre schon in das achte Zehntheil erstrecket, als mein geschäftiger Geist sich dieser Arbeit als einer Abstraction von dem Gefühle der Altersbeschwerden unterzog, gestärkt gegen die alte Sentenz, daß

---

[64]) Kaspar Heß, † 1768.

[65]) Vergl. An Hessen, Prediger in Neftebach. August 1767. Bodmers Apollinarien, pag. 31.

[66]) Am 14. Dezember 1776.

der Geist mit dem Körper wachse und verwelke. Zu diesem Werke hatt ich mich zudem durch die kleinen Epopöen Wilhelm von Oranse, Hildebold, Sigowin[67]), und andere vorbereitet. In denselben habe ich mit der Simplicität der Homerischen Poesie die ritterschaftliche Denkart und die noch freyern Sitten in den Zeiten der Kreuzzüge beobachtet, welche so vielfältige Aehnlichkeit mit der Einfachheit der Griechen haben, die vor Troja und vor Thebe gelegen waren. Schreiben ist mir bis in diesen Frühling[68]), der mir die achtzigste Ernde verheißt, so ganz zur Natur geworden, daß es nicht Wunder seyn würde, wenn der Tod mich die Hand an der Feder mitten in einem Drama oder einer Epopöe antasten würde. Sulzer in Berlin ist der Einzige übrige, dem ich die Winkel meines Herzens entfalten dürfte. Aber er ist in seinem Berlin kaum näher bey mir als wenn er in den ätherischen Gegenden wäre, und seit wie viel Jahren hat nicht der Tod ihn geächtet!

Da Sulzer bald stirbt, da Breitinger gestorben ist, warum sollt ich dem Tod nicht als einem freundschaftlichen Begleiter entgegen sehen, der mich wieder in ihre Gesellschaft bringen wird! und da ich selbst sterben soll, warum sollte mir bange seyn, da meine Epopöen und Dramen mich nicht lange überleben werden? Ich habe diese Geistesgeburten mit nicht weniger [pag. 16] angenehmer Empfindung gezeugt, als die mit der Zeugung der leiblichen Geburten verbunden ist, das ist die Wollust, die den geistigen Geschmack kützelte, der für Ordnung, Harmonie und Schönheit empfindlich ist. Sie existiren einmal in der Welt, da laß ich sie für sich selbst sorgen; sie mögen leben, wenn sie ein gutes Temperament haben und unter gute Leute fallen.

---

[67]) Alle drei Dichtungen fallen in's Jahr 1771; vergl. Tagebuch, pag. 202/203.

[68]) Bodmer schreibt im April 1777.

In diesem abnehmenden Abend meines Lebens leb ich nicht einsiedlerisch, wiewol ich keinen Breitinger mehr habe; und ich bin, wenn ich auch bey mir allein stehe, mir nicht zur Last; ich weis nichts von der Leerheit, die andern in meinen angehäuften Jahren so unerträglich ist. Ich habe den Genuß meines vergangenen Lebens noch immer, und bin durch die Erinnerung an meine vormahlige Munterkeit noch munter.

Ich habe mich von einem Freunde entwöhnt, der sehr nach meinem Geschmack war. Dr. Hirzel als Jüngling glaubte an mich, als Mann schätzte und ehrte er mich. Er goß sein Herz in mein Herz aus, und versiegelte seine Gedanken durch meine. Die Leichtigkeit, mit welcher er Hartmann Rhanen und Klopstocks Verunglimpfungen meines Gemüthes und meiner Wirtschaft vollen Glauben gab, entfernte mein Hertz und meine Person ein paar Jahre von ihm. Da ich ihm mein voriges Vertrauen schenkte, verschuldete er mehr als zwanzig Jahre hernach meine Freundschaft nochmals. Als Escher im Wollenhof ihm seinen Sohn heimschickte, und er seinen Zorn wegen dieses merkantilischen Zufalles bis auf mich erstreckete. Sein Betragen gegen mich war mehr als ungütig. Ich genieße dafür den schriftlichen Umgang mit meinem liebsten Schinz von Altstätten[69]); in meinen Briefen an ihn redet die sorglose Sicherheit, und die offene Einfalt, wie in dem freiesten Tête-à-Tête. [Ich sandte ihm jedes Jahr seine Briefe zurück, damit er sie zu den meinigen legete. Es sind freye Gedanken und persönliche Anecdoten darinn, piscis non omnium. Ich halt es auch so mit den Briefen des Kämmerers von Küßnach, die ich ihm zurückgebe, daß er sie bey den meinen verwahre.

---

[69]) Hans Heinrich Schinz, geb. 1726, Pfarrer in Altstetten 1754, starb dort 1788. Er ist Verfasser einiger theologischer Schriften, sowie einer „Kritischen Abhandlung über Youngs Nachtgedanken" (im Crito, Zürich 1752).

In der That würden meine Briefe an den Kämmerer lauter Räthsel enthalten, wenn man die, welche sie antworten, nicht vorher gelesen hätte. Sie sind aber von so sonderbarem Inhalt, und haben eine solche Tournure, daß der Mensch, der sie lesen soll, selbst von eigener Tournure seyn muß].

Seitdem hat Dr. Hirzel sich auch wieder zu mir gewandt.

[Und wie könnt ich ohne das innigste Gefühl gedenken, daß die Vorsehung mir die getreue Gehilfin meines Lebens, die Theilnehmerin an meinen Freuden und Leiden, die mir meine liebsten Kinder gebohren und mit mir beweint, bis in dieses höchste Alter erhalten hat; sie lebt im 82isten ihres Alters und versorgt meine Wirthschaft mit der verständigsten Genauigkeit, ungeachtet großer Schmerzen im Kopf und den Augen, von welchen das eine ohne Licht ist, und das andere sehr dunkel]. April 1777.

[Aus diesen Anekdoten hab ich mein poetisches Leben ausgezogen, von welchem Hr. Pfr. Schinz in Altstätten meine Handschrift hat. Eine Abschrift davon, die er gemacht, hab ich einem meiner lieben jüngeren Freunde gewidmet. October 1778].

Mein poetisches Leben [70]).

Ich las in meiner Kindheit Wickrams Verwandlungen der Gestalten, die er aus Albrechts von Halberstadt altschwäbischer Sprache überarbeitet hatte [71]); ich sog frühe darinn Geschmack an dem Wunderbaren und Abentheuerlichen. Dieses war auch was ich in den historischen Alterthümern der Bibel vorzüglich aufspürete. Als Student in dem Collegio Humanitatis zog mich Q. Curtius durch die romantische Geschichte Alexanders vor allen Classikern an sich. Des Olearius Mandelslo [72]) und Peter de la Valle [73]) Reisen waren für mich Leckerbissen. Darnach rissen die syrische Aramena [74]), Calprenedens Kleopatra [75]) mich von den scholastischen thematibus ab. Itzt las ich die metamorphoses in Ovids Sprache, und speluncam Dido dux et Trojanus eandem

---

[70]) Vergl. Tagebuch, pag. 208 (1778).

[71]) Vergl. Anmerkung 4.

[72]) Johann Albrecht von Mandelslo nahm mit Adam Olearius, Paul Flemming u. A. an der bekannten Gesandtschaft Theil, welche Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorp 1633 nach Rußland und Persien schickte. Er bereiste nachher selbständig Indien, Ceylon und Madagaskar. 1640 zurückgekehrt, trat er bei der Reiterei des Marschalls von Rantzau ein und starb 1644 als Rittmeister in Paris. Seine „Morgenländische Reisebeschreibung" gab sein Gefährte Olearius sorgfältig heraus. Schleswig 1648.

[73]) Pietro della Valle, der berühmte italienische Orientreisende. 1586 bis 1652.

[74]) Vergl. Anmerkung 13.

[75]) Vergl. Anmerkung 12.

devenient[76]). Mein Geschmack fand eine süße Nahrung an Catull, ich verschlang das Epithalamium von Peleus Brautlauf[77]). Isaac Vossius Commentar ward mein Leibbuch. Itzt fühlte ich die Reize der philologischen Literatur. Dann bemächtigte sich meiner die Bewunderung der Neuern, die vor andern mit größerm Glück die Bahn der lateinischen Dichter betreten hatten. Barlaeus empfahl sich mir vor andern durch seinen Raub der Tochter von Silo[78]). Ich verbrauchte all mein Taschengeld sie zu sammeln. Lotichius, Dousa, Baudius, Heinsius, Vida, Santolius[79]) und zwanzig andere wurden meine Lieblinge. Für die Klassiker und für diese neueren hatte ich Gedächtniß, für die paulinischen Episteln nicht*) [pag. 2]. Das jüdische Deutsch in den verwickelten Para=

---

*) Der Mensch bleibt nie auf einem Punkt stehen, in ihm reget sich der Trieb seine Wirksamkeit zu erweitern. Er strebet nach dem was mehr ist als was er hat. Darum ist ihm alles neue, seltene und große, es liege in der Wirklichkeit oder im Wahn, so willkommen. Ein ungenannter.

Alles was hilft einen Menschen höher zu heben als er sich dachte zu stehen, ist für seinen Geist schmeichelhaft, und es ist uns angenehm mit großen, fremden, selbst erschrecklichen Dingen, mit Wildnissen, mit Wüsten, mit Schiffbrüchen bekannt zu werden. Alles was starke Bilder vor uns darstellt, hat ein Recht auf uns, uns auf sich zu ziehen. — Ein anderer.

---

76) Verg., Aen. IV, 124.

77) Catulli epithalamium de nuptiis Pelei et Thetidis.

78) Es wird wohl der Niederländer Caspar van Baerle (1584 bis 1648) gemeint sein, obgleich ich das erwähnte Werk nicht nachzuweisen im Stande bin.

79) Mit Ausnahme des Marcus Hieronymus Vida aus Cremona lauter niederländische Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts.

graphen war über meinen einfältigen Verstand. Ich versprach mir selbst und andern einen schwachen Prediger, den man zu meiner Bestimmung machete. Wären Spalding, Semler, Eberhart gewesen, so mochten sie mich an sich gezogen haben; aber wir hatten Campen, Hottinger, Zeller; Zimmermann bildete sich erst noch selbst. Leibniz und Wolf waren nicht bis diesseits des Rheins gekommen, und Scheuchzer durfte die Bewegung der Erde nicht öffentlich behaupten. In Zürich war Gotthard Heidegger lange der einzige schöne Geist gewesen und schon dahingegangen. Nüscheler, Blaarer schrieben einen schönen lateinischen Vers. Die deutsche Sprache war verachtet und verdiente die Verachtung durch die Leerheit Hunolds und Neumeisters[80]), durch den Bombast in Lohensteins und Postels[81]) Poesie. Ich war lange mit Catull und Horaz vertraut, ehe mir Opiz in die Hände fiel. Er lag im Vergessen. Ich erkannte die deutsche Sprache für eine Sprache, als ich in Opiz gesunden Verstand und Sitten der Menschen in poetischen Bildern vorgestellt fand. Ich wandelte mit ihm in dem classischen Boden, der mir so bekannt war. Die französische Sprache und noch mehr die Classiker der Franzosen waren noch Seltenheiten; ich hatte kaum ein wenig französisch lesen gelernt, als Fenelons Telemach mich zu sich riß. Einige Fragmente von St. Evremond würkten stark auf meinen Geschmack.

Meine Obern erkannten zu meiner Beruhigung, daß ich zum Prediger, [pag. 3] hernach auch daß ich zum Fabrikant und Kaufmann verdorben war. Anstatt merkantilischer Studien brachte ich aus Frankreich Addisons Spectator und Corneillens Theater; aus der Lombardei Tassos Gierusalemme nach Haus. Durch den Spectator ward ich mit der Welt bekannt; er ersetzte mir

---

[80]) Erdmann Neumeister 1671—1756.
[81]) Christn. Heinr. Postel 1658—1705.

den Umgang, der mir mit ihr fehlete. Addison und Montaigne gewannen die Neigung, welche die philologische Lektur gehabt hatte. Vor Kanzley- und Civilgeschäften ekelte mir. Ich würde in den Ruf eines unbrauchbaren und verlohrenen Menschen gekommen seyn, wenn ich nicht, eher durch Empfehlungen als durch Verdienste, den Professorat der helvetischen Geschichte erhalten hätte. Die sittlichen Blätter, die ich mit Breitinger unter der Aufschrift sittliche Gemählde[82]) geschrieben hatte, mochten doch in barbarischen Tagen eine Gunst bey wackern Männern erworben haben.

Itzt lernte ich die Geschichte der Cantons vornehmlich von der Seite der Charakter und Sitten, und der manigfaltigen Revolutionen in denselben. Die Leibnizische und Wolfische Philosophie bemächtigten sich meiner mehr als bloß eines Dilettante. Breitinger war mit mir von der Philologie zu der psychologischen Philosophie übergetreten. Immer behielt doch die heroische Poesie die erste Stelle in meiner Neigung. Ich las Miltons verlohrenes Paradies vor englischen Prosaisten mittelst der einen Hülfe eines lateinisch-englischen Wörterbuches. Dr. Zellweger hatte mir die Herausgabe von Tomson in 12⁰ geschenkt, das einzige Exemplar zwischen dem obern Rhein und der Reuße. Bouhours[83]), Boileau und Dacier[84]) hatten mich zu ihrem Proselyten gemachet, wie sie selbst Proselyten der Alten waren. Ich hatte mit meinem Freunde

---

[82]) Natürlich sind die Diskurse der Mahlern (1721—1723) gemeint, deren vierter Theil den Titel trägt: Die Mahler, oder: Discourse von den Sitten der Menschen. Die stark veränderte Neuausgabe von 1746 erschien als „Mahler der Sitten“.

[83]) Dominique Bouhours, französischer Jesuit und Schriftsteller. 1628 bis 1702.

[84]) André Dacier, als Gelehrter berühmt (1651—1722); bekannter ist allerdings seine Gemahlin Anne Dacier, die eifrige Uebersetzerin aus den klassischen Sprachen.

einige Ausfälle gegen die elende Poesie der Sachsen gethan, die [pag. 4] Aufsehen verursacheten, weil die Schweizer in Sachsen in dem Rufe von Böoten standen. Andere Arbeiten machten diesen kritischen einen Anstand[85]) von Jahren. Die Haller'schen Gedichte erschienen: eine paradoxe Erscheinung! Gottsched hatte in dieser Zwischenzeit ganz Deutschland vergottschedet. Izt traten wir mit dem übersetzten und vertheidigten Milton, mit der Dichtkunst und nach einander mit zwanzig kritischen Pamphlets, die sie veranlasset, in die Laufbahn der Schriftsteller. Die gottschedische Schule unterlag. Die guten Köpfe unter Gottscheds Zöglingen standen gegen ihn auf. Er hatte in Bern Anhänger, die mit ihm gegen die Zürcher cabalisirten. Aber wir hatten für die gute Sache an Samuel König und Henzi Mitstreiter, die sie durch den Salmis[86]), eine Boileau'sche Satire in französischen Versen, zum Gelächter der Herren und der Frauenzimmer macheten. Dieser Streit um Geschmack brachte mich in die Bekanntschaft mit dem Hofpoeten König, der aber zu wenig Genie, und noch weniger Bekanntschaft mit den Alten hatte; hernach mit Hagedorn, der sich vor allen andern, nur vor mir nicht verheimlichte; dann mit den jungen Männern, die von Gottsched abgefallen waren; ferner mit Liscow, mit Pyra, mit Kleist, mit Rost. Kleist erfand den Hexameter mit einer Vorsilbe, Klopstock war zu gleicher Zeit darauf gefallen, aber ohne dieselbe. Ich erstaunte über die ersten Proben, die Klopstock mir von der Messiade sandte. Der Ekel vor Reimen hatte mir nicht zugelassen mehr poetisches zu schreiben als die Charakter der deutschen Gedichte, und einige

---

85) „Anstand machen" im Sinne von verschieben, zurückhalten ist im 17. Jahrhundert allgemein gebräuchlich; wohl auch im 18. noch nicht verschwunden.

86) Vergl. Anmerkung 35.

Elegien, die mehr Trauer als Dichtung waren. Der neue Hexameter öffnete der deutschen [pag. 5] Sprache einen so räumlichen Platz sich auszubreiten, und empfahl sich mir durch seinen Wolklang, und die Mannigfaltigkeit der Füße so mächtig, daß ich die Poesie, die lange in meinem Kopf umirrete, mit geringer Mühe in diesen Vers ergoß und darinn einkleidete.

Ich hatte in unserer freyen Republik gegen eigennützigen und barbarischen Widerstand eine neue Buchdruckerey errichtet, in einer Zeit, da wir noch keine Männer hatten, die schreiben konnten, oder schrieben. Nachdem meine Kinder dahingestorben waren, und ich mich ohne Leibserben sah, überließ ich die Buchhandlung meinen Associirten, und fand mich izt von allen Sorgen, allen Geschäften, die ich mir nicht selbst aus Wahl und Neigung auflegete, völlig befreyt, und zu mir selbst eingeschlossen. Meine Ansprachen auf Reichthum, Civilbedienungen, Würden waren immer ganz mäßig gewesen; ich hatte mehrmals Beförderungen mit der Aengstlichkeit von mir abgelehnt, mit welcher andere Menschen ihnen nachjagen. Da ich doch einen thätigen Geist hatte, und die poetischen Gedanken, die in meinem Kopfe lagen, sich darinn stießen und drängeten, arbeitete ich, schrieb und dichtete und sang, ohne Zurückhalten, die Menge heroischer Hexameter und dramatischer Prose, die man weiß. Ich kann nicht rühmen, daß sie den Beifall der Klotze, der Abten, der Nicolai, der Wielande gehabt haben, ich mußte mich begnügen, daß Sulzer, Waser, Kleist, und mehr ihres gleichen damit zufrieden waren. Ich bin es auch zufrieden, daß sie durch ihren innerlichen Wehrt ohne Cabale und Unterstützungen stehen oder fallen. [Die folliculaires gewannen über das Publikum, daß ich nicht gelesen ward. Da ich aber nicht für den Beyfall schrieb, und da ich mir selbst von meinen Schriften Red' und Antwort geben konnte, ließ ich mich mißdeuten (?), verlästern (?), entstellen (?) und ging meinen Weg mit stillen Schritten fort].

[pag. 6.] Der poetische Athem, den ich bey der Geburt mag empfangen haben, ist vermuthlich nicht wenig durch die Besuche unterhalten und selbst erhöht worden, welche Klopstock, Wieland, Kleist, Hartmann bey mir abgelegt haben. Ich mußte nothwendig durch ihre Gesellschaft gereizt, angesteckt, und entflammt werden. Klopstock hatte eine unwiderstehliche Begierde zu mir zu kommen; und fremde Zufälle machten, daß er mich bald wieder verließ. Wieland schrieb seine patriarchischen, younghischen und rowischen [87]) Verse und Prose in meinem Haus; Kleist hatte mich lieb, und machte mich zu seinem Vertrauten; hätte Hartmann gelebt, so wäre er der Schützer geworden, den meine Muse itzt entbehren muß.

Ich hatte über ein halbes Jahrhundert gelebt, als ich die Noachide schrieb; ein Viertel hundert Jahre, die ich seitdem noch lebete, nur der Literatur und den Musen lebete, sind eine ansehnliche Dauer, da man Zeit gnug hat viel Gutes und viel Böses zu thun oder zu schlafen. Wer mich beschuldigt, daß ich zu viel und zu lange gedichtet habe, mag mich zuerst beschuldigen, daß ich zu lange gelebt und nicht müßig gelebt habe. Ein Leben doch das nicht genuzt wird, und das niemanden nüzet, wird unrecht so genannt. Meine Gedichte mögen durch ihre Schuld niemanden nüzen; dann entschuldige ich sie nicht. Ich halte sie nur für unschuldig, wenn sie durch die Schuld derer, die für das Gute gleichgültig sind, und für das Schöne keinen Geschmack haben, ohne Nutzen sind. Lasset mich hier gedenken, daß Geßners Abel in mein poetisches Leben eine Epoche gebracht hat, die ich für eine sonderbare Güte der Vorsehung halte.

---

[87]) Edward Young (1684—1765), der Verfasser der Nachtgedanken, und Elisabeth Rowe, geb. Singer (1674—1737), berühmt als Verfasserin der „Letters from the dead to the living“, waren damals Wielands Vorbilder. Vergl. auch Klopstocks Ode an Bodmer, Vers 13.

| pag. 7. | Auch muß ich erinnern, daß die Aufspührung der Minnelieder, des Parcifals, der Nibelungen, des Wilhelm von Oranse mich mit der Wollust erfüllt hat, wie des Entdeckers des vierten Welttheils mag gewesen sein. Es war ein Balsam, der meine abnehmenden Lebensgeister neu belebete. An dieser Freude haben wenig Andere Theil genommen; man wühlete in . . . . herum, aber man hatte nicht Augen zu sehen, was für schöne wohlriechende und irisfarbichte Rosen in den altschwäbischen Gedichten blüheten, noch was für Goldadern dieser Boden in sich hatte.

Noch liegt mir auf dem Herzen, daß man meine Bearbeitung von anderen bearbeiteter Dramen nicht in dem rechten Gesichtspunkt gefasset hat. Man hielt sie für Parodien, und ich irre sehr, wenn es nicht exemplarische und anschauliche Wettstreite waren. Die Deutschen wiesen sich in dieser literarischen Rennbahn mit einander zu laufen den Griechen nicht ähnlich; eine so auffallende, so sprechende Art der Kritik ist nicht in der Denkungsart der Recensenten.

Ich habe mein Leben durch ohne Unterstützung von Großen geschrieben, und es wird mich immer dünken, daß die Genien durch die winselnden Klagen über Mangel an Pensionen erniedriget werden. Wenn sie die Ersten der Nation an Geisteskraft sind, ist es dann noch nöthig, daß sie durch die Ersten der Nation an Rang und Macht unterstüzt und durch diese Unterstüzung gelocket werden? War Klopstock nicht schon Klopstock eh er die Pension von Dänemark empfangen hatte? und war bey den Pensionen, die Frankreichs Ludwig der Vierzehnte ausschickte, nicht die Be- [pag. 8] dingung stillschweigend mitbegriffen, daß der Monarch gelobt werden müßte? Wär er sonst so übermäßig gelobt worden? Freilich das Genie, das seinem Leib ein wenig gütlicher thun will, muß sich in den Dienst eines milden Herrn begeben; aber der Mann von freyer Seele, der mit Rüben vorlieb nehmen kann, wird der Milde nicht nöthig haben.

Ich habe Männer vor mir hinsterben sehen, die mich lieb hatten, und mit mir fühlten und dachten. Noch sind derer im Leben, aber durch Alter, Lebensart, Aemter und Geschäfte von mir entfernter. Es kömmt mir zu statten, daß ich immer noch die Gesellschaft der Musen habe; wenn diese mich verlassen, so ist es Zeit, daß ich von dem Irdischen scheide, damit ich nicht mir selbst und andern zur Last werde. Ich sehe dem Tod mit der Neugier entgegen, mit welcher ich der letzten Entwicklung eines sophoklischen Dramas entgegen sah;

> Anmuth und Reiz sind immer mit jeder Neuheit verbunden
> Aber für mich hat der Tod das angenehmeste Neue.

Ich habe mich lange her getröstet, daß

> Niemand von meinem Blut den Athem des Lebens empfangen,
> Der nach meinem Begräbnisse lebte den Stamm zu erhalten [88]).

Aber mich kränket ein wenig, daß ich auch keine poetische Nachkommen habe.

> Niemand hat seinen poetischen Sinn von meinem empfangen [89]).

Ende.

---

88) Siehe „Joseph", am Ende des 2. Gesanges. Calliope I, 318 wo übrigens die Stelle lautet:

> Niemand hat seinen Athem aus meinen Lenden empfangen.
> Der nach meinem Begräbnisse lebte, den Stamm zu erhalten.

89) Siehe „Melissus", in Bodmers Apollinarien, pag. 153:

> Wer hat seinen poetischen Sinn von Melissens empfangen,
> Der nach seinem Begräbniß lebte, den Geist zu erhalten,
> Welcher in seinen Gedichten den patriarchischen athmet ꝛc.

Aus Hofrath Büel's Stammbüchern.

Mitgetheilt von J. Bächtold.

Johannes Büel von Stein a. Rh. (1761—1830) ist bei der jetzigen Generation so gut wie vergessen. Nur in seiner Vaterstadt ist sein Name noch mit einer ansehnlichen Stiftung verbunden; auch wird derselbe in der Geschichte der Pädagogik etwa noch genannt [1]).

Büel, ein Jugendfreund Johann Georg Müllers aus Schaffhausen, war seit 1784 Helfer in Hemmishofen gewesen, hatte eine romantische Ehe mit einem vornehmen deutschen Fräulein eingegangen und sich durch einige Schriften über den Schulunterricht das Ansehen einer pädagogischen Autorität erworben. 1802 verließ er kurz nach dem Tode seiner Gattin den beschränkten Wirkungskreis und wandte die Schritte nach dem herzoglichen Hof in Gotha, mit welchem er durch Vermittlung seiner Frau in Beziehungen stand. Dort erhielt er den Titel eines Biblio-

---

[1]) Vergl. J. Böschenstein, Johannes Büel, Schaffhausen 1872; Hunziker, Geschichte der Schweizerischen Volksschule I, 256 ff. Die im folgenden benutzten drei Stammbücher befinden sich auf der Stadtbibliothek Zürich.

thekars und später den Hofrathsrang. Er begab sich im Frühjahr 1803 als Gesellschafter eines Grafen Flemming nach Wien und verblieb hier 14 Jahre als Erzieher im Hause des in russischem Diensten stehenden Grafen Browne. Der weltkundige Mann verkehrte in Wien, auf seinen vielen Reisen, bei verschiedenen Aufenthalten in Karlsbad und Franzensbrunn, mit den höchsten aristokratischen Kreisen Oesterreichs, mit berühmten Staatsmännern, Dichtern, Malern, Musikern u. s. w. Als sein Zögling, der junge Graf Moritz Browne, 1817 die Universität bezog, kehrte Hofrath Büel in die Schweiz zurück, die er inzwischen wiederholt besucht hatte, und siedelte sich in Zürich bei seinem Freunde, dem Pfarrer und Kirchenrathe Salomon Vögelin im „Seidenhof" an. Er lebte in voller Unabhängigkeit seinen Liebhabereien, schriftstellerte in bescheidener Weise, unternahm größere Reisen und war gemeinnützig thätig. David Heß gehörte zu seinen nächsten Freunden. 1829 zog er sich nach Stein zurück und ist dort am 7. Oktober 1830 gestorben.

Sein Freundeskreis war ein außerordentlich ausgedehnter. Der Sitte jener Zeit gemäß führte er überall seine Stammbücher mit sich, die sich nach und nach mit glänzenden Namen füllten. Es ist nicht uninteressant, eine kleine Auslese aus diesen Einträgen zu halten.

Den Vortritt hiebei hat billig die Kunst.

Gleich das erste Blatt des ältesten 1783 angelegten Albums mit der Ueberschrift: „Johannes Büel bittet seine Freunde und Bekannte um Zeichen ihrer Liebe und seines Andenkens an sie", fesselt den Blick und ist geeignet, die besten Erwartungen rege zu machen. Der größte Tonmeister des Jahrhunderts, Ludwig van Beethoven, hat sich hier verewigt. Derselbe hatte seit 1792 Wien zu seinem dauernden Wohnsitze gewählt, der Graf Browne gehörte zu seinen Gönnern und Beethoven war zur Zeit, da er sich hier einzeichnete, eben im Begriffe, den „Fidelio" zu

vollenden. Von den intimen Beziehungen Büels zu ihm wußte man aus einem Brief des letzteren an J. G. Müller vom 1. März 1805. Büel schildert ihn dort als einen begeisterten, originellen, etwas hypochondrischen Künstler. Das Autograph aber lautet:

Freundschaft ist schatten gegen den Sonnenstrahl, und Schirm wider den Regenguß.

Trübt etwas, mein lieber Büel, die Erinnerung an Dich, so ist's — daß wir uns zu wenig sahen — Leb wohl — und vergiß ja nicht

Wien, am 29ten Juni 1805. Deinen warmen Freund
Ludwig van Beethowen.

Ein Jahr später schrieb sich der frühreife Schüler Beethovens, der berühmte Wiener Klavierspieler, -Komponist und -Lehrer Carl Czerny (1791—1857) in das Stammbuch ein:

Jeder geliebte Gegenstand ist der Mittelpunkt eines Paradieses.

Wien am 4. July 1806. C. Czerni.

Mit ihm ein zweiter dieses Namens, ohne Zweifel sein Vater, der Klaviermeister Wenzel Czerny:

Harmonie in und mit uns selbst giebt uns erst Harmonie mit der Welt.

Wien am 4. Juli 1806. W. v. Czerni.

Einen besonders werthvollen Schmuck erhielt Büels Album durch eine Reihe berühmter Maler, denen er in Wien nahe trat und die gewöhnlich ein Kunstblättchen stifteten. Dahin gehört

vor allen der berühmte Historienmaler Friedrich Overbeck (1789—1869), der Begründer der sog. nazarenischen Richtung. Er war mit siebenzehn Jahren von Lübeck nach Wien gekommen und gründete dort den Malerbund „St. Lukas", dem auch die Schweizer Ludwig Vogel und Konrad Hottinger angehörten. In das Album zeichnete er sich mit folgenden Strophen ein:

Viel gab uns Gott der Gaben, viel —
Uns glücklich hienieden zu machen;
Den Drang nach der Vollendung Ziel,
Dem Herzen — der Leidenschaft liebliches Spiel,
Vernunft uns, sie stets zu bewachen.

Er gab dem Verstande helles Licht,
Der Dinge Wesen zu fassen;
Des Gewissens Stimme, sie trüget nicht,
Sie hat ein ewig vollgültig Gewicht
Und zeigt dir, was lieben, was hassen.

Doch kennst du die Blume voll göttlichen Saft,
Die, ach, nur Wenigen blühet?
Die Kraft, die aus Todtem Lebendiges schafft,
Heißt Schöpfungsliebe, heißt Schöpfungskraft.
Wohl dem, dem die Göttliche blühet!

Am 8ten July 1809. Fritz Overbeck.

Gutes wirken — Schönes bilden — die Bestimmung des Menschen. Wir können nicht immer beydes zusammen, aber Eines kann jeder Bessere. Beydes verdient gleiche Achtung — Verachtung nur derjenige, der keines im Stande ist.

Ich freue mich, einen Punct gefunden zu haben, in dem sich unsere Laufbahnen so nahe berühren.

Dabei liegen 3 kleine Zeichnungen Overbecks: Jesus bei den Schwestern in Bethanien, der gute Hirte und der Säemann der Parabel (aquarellirt).

Mitglied dieses Kreises war auch der talentvolle, allzufrüh verstorbene Franz Pforr aus Frankfurt a. M. (1788 bis 1812), der Sohn des Thiermalers Georg, derselbe, der 1810 mit Overbeck, Ludwig Vogel und Hottinger von Wien aus nach Rom pilgerte. Pforr ist vertreten mit einer Federzeichnung: Der Tod mit der Sanduhr und Sense erscheint einem Gelehrten in dessen Studierzimmer.

Oben steht:

Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Auf der Rückseite:

Daß dieser Auftritt, der Ihnen gewiß zu keiner Stunde unvorbereitet kömmt, so lange als möglich ausbleiben möge, wünscht

Ihr ergebener

Wien, den 9. September 1890. Franz Pforr.

Büels Landsmann Ludwig Vogel befand sich seit Mai 1808 in Wien. Von ihm liegt im Stammbuch ein Blättchen, welches auf der Vorderseite ein Bild des Niklaus von der Flüe trägt, wie derselbe zwei streitende Nachbarn versöhnt (vgl. Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft 1881, S. 17). Auf der Rückseite des Blättchens der Ausspruch des Bruders Klaus:

„Liebt Uech unter einander, syd friedsame
Nachbawren, Fried ist allerwegen in Gott;
Gott ist der Fried.“

Darunter:

Bis ich in Italien oder in unserer lieben Schweitz wieder das Glück Ihres Umganges genießen kann, behalten Sie, verehrtester Herr Hofrath, in Ihrem liebevollen Andenken Ihren Sie innig schätzenden

Wien, den 3. May 1810. Ludwig Vogel.

Büel hatte beabsichtigt, seine Malerfreunde nach Italien zu begleiten; allein der Plan war nicht zur Ausführung gekommen. Der andere Landsmann, Konrad Hottinger, liefert ein kolorirtes Bildchen, eine Kriegsscene darstellend, mit der Unterschrift:

Zum freundschaftlichen Andenken an Joh. Conrad Hottinger.

Wien, im Jänner 1810.

Aus einer frühern Zeit stammt der Eintrag des bekannten Winterthurer Portraitmalers Anton Graff:

Ich bitte mich in freundschaftlichem Andenken zu behalten.

Dießenhofen, den 7. July 1803. Anton Graff.

Ludwig Ferdinand Schnorr v. Karolsfeld (1788 bis 1853), der Historienmaler und nachmalige Custos der Gallerie Belvedere, bekannt durch die beiden Bilder zu Goethes „Faust“, verabschiedete sich von Büel mit einem Eintrag, dem eine kleine Bleistiftzeichnung beigelegt ist, Mutter und Kind auf dem Lager darstellend:

Ich freue mich, einen Punct gefunden zu haben, in dem sich unsere Laufbahnen so nahe berühren.

Dabei liegen 3 kleine Zeichnungen Overbecks: Jesus bei den Schwestern in Bethanien, der gute Hirte und der Säemann der Parabel (aquarellirt).

Mitglied dieses Kreises war auch der talentvolle, allzufrüh verstorbene Franz Pforr aus Frankfurt a. M. (1788 bis 1812), der Sohn des Thiermalers Georg, derselbe, der 1810 mit Overbeck, Ludwig Vogel und Hottinger von Wien aus nach Rom pilgerte. Pforr ist vertreten mit einer Federzeichnung: Der Tod mit der Sanduhr und Sense erscheint einem Gelehrten in dessen Studierzimmer.

Oben steht:

Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Auf der Rückseite:

Daß dieser Auftritt, der Ihnen gewiß zu keiner Stunde unvorbereitet kömmt, so lange als möglich ausbleiben möge, wünscht

Ihr ergebener

Wien, den 9. September 1890. Franz Pforr.

Büels Landsmann Ludwig Vogel befand sich seit Mai 1808 in Wien. Von ihm liegt im Stammbuch ein Blättchen, welches auf der Vorderseite ein Bild des Niklaus von der Flüe trägt, wie derselbe zwei streitende Nachbarn versöhnt (vgl. Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft 1881, S. 17). Auf der Rückseite des Blättchens der Ausspruch des Bruders Klaus:

jetzt besser mit ihm diesfalls, aber seine Augen leiden stark und sind ganz roth". Büel war namentlich für Frau Caroline Herder sehr rasch eingenommen.

In Weimar wurde auf der Weiterreise ein Besuch bei Schiller abgestattet. „Dieser nahm mich — schreibt Büel in dem angeführten Briefe vom 28. Juli an Müller — besonders gut auf und ich werde, wenn ich wieder zurück komme, einige Tage bei ihm bleiben. Er ist sonst ziemlich unzugänglich; mit mir machte er eine Ausnahme und ich war mit ihm, seiner Frau und seinen Kindern so lustig, wie du wahrscheinlich einst bei Herders". Schiller spendete auch ein Stammbuchblatt mit bekannten Versen.

Das Bild der Isis.

Ich bin alles was ist, was war und was seyn wird,
Kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben.

Weimar, 4. Sept. 1802.

Zum Andenken der Freundschaft
von F. Schiller.

Nach einer Aufzeichnung in Schillers Kalender vom 4. September gab der Dichter unserm Büel eine Empfehlung für Vater Körner nach Leipzig mit.

Mit Schillers Familie blieb Büel auch später noch in Beziehung.

Bei Goethe wurde nicht vorgesprochen. 1812 sah er ihn in Karlsbad und berichtete an Müller am 13. April 1813: „Seine Excellenz, der Geheimerath von Goethe, macht sich entweder absichtlich preciös oder er hat doch so den Anschein. Ich sprach wenige Worte mit ihm und hatte auch nicht das geringste Verlangen, ihn näher zu kennen. Seine dicke, runde, kleine Frau mit ihrer jovialen Laune unterhielt mich schon besser".

Am Hof zu Gotha hatte Büel auch mit Jean Paul Bekanntschaft gemacht, der sich damals mit seiner jungen Gattin in dem benachbarten Meiningen aufhielt, um seinen „Titan“ zu vollenden. Der interessante Stammbuchspruch desselben lautet:

Ich fahre in unserem Gespräche vor der Thüre des Gasthofs zur Schelle fort: Der Kampf für die Freiheit ist noch eine. Wie das Sehnen nach Unsterblichkeit der Beweis und schon der Anfang derselben ist: so ist Sehnen nach Freiheit selber Freiheit. Daher wird aus dem Golgatha der Alpen einmal ein Thabor werden und dasselbe Erdbeben, das in der Natur die Berge verschlingt, erschafft sie auch.

Es gehe Ihnen überall wohl, sogar in der Ferne Ihrer Höhen; und nur dadurch höre Ihre Hoffnung auf, daß sie — erfüllt wird.

Gotha, den 4. Juli 1802.

Jean Paul Fr. Richter.

Von Weimar begab sich Büel nach Leipzig, seinen und seiner verstorbenen Gattin Freund Christian Felix Weiße zu sehen, in welchem er wohl weniger den Dichter als den Kinderschriftsteller verehrte. Auf dem Familiengut in Stötteritz half er ein fröhliches Erntefest feiern. Der alte Weiße, der zwei Jahre später starb, zeichnete sich mit zitternder Hand in das Album ein, ebenso seine jüngste Tochter Dorothea.

Sey ohne Freund; wie viel verliert dein Leben!

Die Liebe, die Sie, theuerster Büel, mit einer zärtlichen Freundin von mir verband, hat durch sie

unsere Freundschaft für einander erzeugt. Der traurige Verlust derselbigen hat Sie leider in meine Arme gebracht und unsere Liebe befestiget und erhöht. Was würde aber das Leben selbst mit ihr werth seyn, wenn sie nicht in ein anderes mit uns übergehen sollte? ja, immerdar, wie izt werden wir einander lieben.

Leipzig, den 14. Septbr. 1802. C. F. Weiße.

Erinnerung allein vermag die flüchtigen Stunden zu fesseln, ihr Genuß nur kann dauerhaft genannt werden, er kehret uns öfters zurück.

Auch das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft war schnell vorüber eilend, möchte uns Ihre Erinnerung bleibender sein. Die unsrige wird Ihnen folgen.

Leipzig, den 14. Sept. 1802. Dorothea Weiße.

In Wien lernte Büel die Häupter der Romantik Ludwig Tieck, der 1808 vorübergehend dort verweilte, und Friedrich Schlegel kennen.

Wenn alles rund zerbricht,
Worauf der Mensch gebauet;
Erlischt das lezte Licht,
Dem er in Angst vertrauet:
Bleibt eine Zuversicht,
Wann er zum Himmel schauet.
Die Liebe wird nie weichen,

Am Hof zu Gotha hatte Büel auch mit Jean Paul Bekanntschaft gemacht, der sich damals mit seiner jungen Gattin in dem benachbarten Meiningen aufhielt, um seinen „Titan" zu vollenden. Der interessante Stammbuchspruch desselben lautet:

Ich fahre in unserem Gespräche vor der Thüre des Gasthofs zur Schelle fort: Der Kampf für die Freiheit ist noch eine. Wie das Sehnen nach Unsterblichkeit der Beweis und schon der Anfang derselben ist: so ist Sehnen nach Freiheit selber Freiheit. Daher wird aus dem Golgatha der Alpen einmal ein Thabor werden und dasselbe Erdbeben, das in der Natur die Berge verschlingt, erschafft sie auch.

Es gehe Ihnen überall wohl, sogar in der Ferne Ihrer Höhen; und nur dadurch höre Ihre Hoffnung auf, daß sie — erfüllt wird.

Gotha, den 4. Juli 1802.

Jean Paul Fr. Richter.

Von Weimar begab sich Büel nach Leipzig, seinen und seiner verstorbenen Gattin Freund Christian Felix Weiße zu sehen, in welchem er wohl weniger den Dichter als den Kinderschriftsteller verehrte. Auf dem Familiengut in Stötteritz half er ein fröhliches Erntefest feiern. Der alte Weiße, der zwei Jahre später starb, zeichnete sich mit zitternder Hand in das Album ein, ebenso seine jüngste Tochter Dorothea.

Sey ohne Freund; wie viel verliert dein Leben!

Die Liebe, die Sie, theuerster Büel, mit einer zärtlichen Freundin von mir verband, hat durch sie

unsere Freundschaft für einander erzeugt. Der traurige Verlust derselbigen hat Sie leider in meine Arme gebracht und unsere Liebe befestiget und erhöht. Was würde aber das Leben selbst mit ihr werth seyn, wenn sie nicht in ein anderes mit uns übergehen sollte? ja, immerdar, wie itzt werden wir einander lieben.

Leipzig, den 14. Septbr. 1802. C. F. Weiße.

Erinnerung allein vermag die flüchtigen Stunden zu fesseln, ihr Genuß nur kann dauerhaft genannt werden, er kehret uns öfters zurück.

Auch das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft war schnell vorüber eilend, möchte uns Ihre Erinnerung bleibender sein. Die unsrige wird Ihnen folgen.

Leipzig, den 14. Sept. 1802. Dorothea Weiße.

In Wien lernte Büel die Häupter der Romantik Ludwig Tieck, der 1808 vorübergehend dort verweilte, und Friedrich Schlegel kennen.

Wenn alles rund zerbricht,
Worauf der Mensch gebauet;
Erlischt das lezte Licht,
Dem er in Angst vertrauet:
Bleibt eine Zuversicht,
Wann er zum Himmel schauet.
Die Liebe wird nie weichen,

In Flur, Meer, allen Reichen
Sieht er gestärkt ihr unvergänglich Zeichen.
Erinnern Sie sich Ihres Freundes

Wien, den 9. Octbr. 1808. Ludwig Tieck.

Aus der Sehnsucht fließt der Schönheit Quell,
Nur der Demuth scheint die Wahrheit hell.
Die Furcht des Herrn
ist der Weisheit Anfang.

Wien, im October 1814. Friedrich Schlegel.

Friedrich Schlegels brave Frau, Dorothea, die Tochter Moses Mendelssohns, selber Schriftstellerin, erscheint ebenfalls:

Spricht man das nicht aus, was man für sein Bestes hält, sondern hält es bey allem, was man sagt, fest im Sinn, so fühlt der Verständige es dennoch, dem Thoren aber bleibt es verborgen, und er nimmt kein Aergerniß daran.
Wo der Geist des Herrn
ist, da ist Freyheit.
Apostel Paulus.

Wien, October 1814. Dorothea Schlegel
geb. Mendelssohn.

Am liebsten verweilte er in dem Hause der wackern Schriftstellerin Caroline Pichler (1769—1843), welche in den Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben Büels gedenkt und in fortwährendem Briefwechsel mit ihm blieb. Ihre Briefe befinden sich im Nachlasse von David Heß. In Büels Stammbuch erscheint sie zweimal.

Wie zwey Wanderer, die sich treffen, sich freundlich ansehn, die Hand biethen, und dann schnell auseinander

gehn, wohin Jeden das Schicksal ruft, so war unsre Begegnung. Dennoch wird das Andenken derselben nie aus meiner Seele scheiden, und daß auch Sie sich öfters lebhaft der wenigen stillen Stunden erinnern, im Garten an heitern Abenden verlebt, indeß der Krieg um uns tobte — rufe Ihnen dieß Blatt meinen Nahmen zurück.

Wien, im August 1809. Caroline Pichler.

Sag, wo kommen die Flüsse her und die mächtigen Ströme,
Die durch Genuß und Verkehr binden das blühende Land?
Wo entspringet der Quell, der Bäche Silbergeäder
Leben spendend und Lust weithin durchs grüne Gefild?
Wo erzeuget der Donner sich, wo sammelt der Regen
Sich in Wolken, und tränkt segenverbreitend die Flur?
Wo auch reifet das Erz, der zwingende Stahl, der vom Arme
Kräftiger Männer geführt, Freyheit und Ehre bewahrt?
Dort, wo die Freyheit selbst und die Kraft wohnt, dort in den heil'gen
Bergen, auf heiteren Höhn, in der krystallenen Luft;
Dort, wo der Elemente gewaltig Wirken, des Menschen
Geist erhebet und stählt, weil es zu Kämpfen ihn ruft;
Daß er sich wechselnd so klein, und so groß fühlt, wenn die Natur ihn
Faßt in den Riesenarm, wenn er die Starke bezwingt.
Darum zieht das Gebirg mit unwiderstehlicher Kraft uns
Zu sich, wer einmahl es kennt, lässet mit Willen es nie.
Heimisch fühlt sich das Herz in den grünen friedlichen Thälern,
Muthig und frey der Geist auf der erklommenen Höh',

Und aus Ebnen voll Korn und Wein, aus glänzenden Städten
Wendet ein tiefer Gemüth sehnend den Bergen sich zu.
Wohl dir Freund, du kehrest dahin zu den heimischen Firnen!
Wenn sich das Herz dir erfrischt, wenn sich dir hebet der Geist:
Laß dir erscheinen der Freundinn Bild, die mit doppelter Liebe
Weil der Freund sie bewohnt, jetzo der Berge gedenkt.

Wien, den 21. 7ber 1814.

Caroline Pichler geb. v. Greiner.

Büels Stammbücher enthalten ferner Einträge anderer bekannter Dichter. Der Graf Friedrich Leopold v. Stolberg, dessen Bekanntschaft er 1812 in Karlsbad machte, schreibt:

Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist.

Mit diesen Zeilen empfiehlt sich dem gütigen Herrn Besitzer zu werthem Andenken

Carlsbad, VII, 16, 1812. F. L. Graf zu Stolberg.

Mit Chr. August Tiedge, dem Dichter der „Urania" und dessen Freundin, der Gräfin Elise von der Recke, verkehrte er während seines Karlsbader Aufenthaltes sehr vertraut. Die beiden widmeten ihm folgende Blätter:

Vest stehn in schwankenden Zeiten: das, nur das ist die höchste Stufe der Weisheit.

Karlsbad, den 13. Juli 1811. C. A. Tiedge.

Wer in unsern traurigen Zeiten, wo die Menschheit durch Druck entwürdigt wird, sein Inneres rein erhält,

nur der ist der Glücklichste; denn dieser Reichthum kann nicht geraubt werden.

Carlsbad, den 13. July 1811.

Elisa von der Recke
geborne Reichsgräfin von Medem.

Martin Miller, der Dichter des „Siegwart", schreibt:

Wie die Aussaat, so die Erndte!
(Paulus.)

Zu freundschaftlicher Erinnerung an die wenigen hier so froh verflogenen Stunden schriebs

Johann Martin Miller,
Consf.-Rath, Pred. u. Prof.

Ulm, den 18. Juni 1804.

August von Kotzebue:

Den Biedermann zu erkennen, bedarf es nur weniger Minuten; ich habe ihn erkannt, und werde ihn nicht vergessen.

Wien, den 18. Februar 1805. Kotzebue.

Auch der Wiener Lorenz Leopold Haschka (gest. 1828) ist vertreten, der Dichter der österreichischen Nationalhymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser", die 1797 durch Haydns Komposition unsterblich wurde.

Hic murus aheneus esto,
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.
Horat. Ep. I, 60.

Dem Herrn Besitzer
empfiehlt sich hiermit zu geneigtem Andenken

Wien, den 13. 7ber 1809. Lor. Leop. Haschka.

Der unglückliche Johann Mayrhofer, welcher für seinen Freund Franz Schubert so manchen hübschen Liedertext geschrieben und 1836 durch einen Sturz aus dem Fenster seinem Leben ein Ende gemacht hat, zeichnete sich folgendermaßen ein:

Im Land der Gletscher, wo die Freyheit thronet,
Wo Winkelried mit seinen Schaaren stritt:
Da wird mit Recht ein edel Herz belohnet
Das sich aufopfernd, sich verzehrend litt.
Du denke deß, den du Geduld gelehret,
Der des Geschiednen Bild wohl ewig ehret.

Wien, den 8. Sept. 1816. Joh. Mayrhofer.

Schließlich noch zwei Autographe von Joh. Georg Jakobi und Friedrich Matthisson:

Es ist ein Gott! Der Tugend verbürgendes Leben
Verkündet ihn; sie wäre nicht, wäre kein Gott;
Ihr ist das Wort der innigsten Weihe gegeben;
Sie spricht es aus: es ist ein Gott!

Gotha, den 1. August 1803. Sinn und Hand
Ihres
J. G. Jacobi.

Nach Wahrheit forschen,
Schönheit lieben,
Gutes wollen,
Das Beste thun.

Zürich, 19. August 1819. Erinnerung
an
Matthisson.

Hieran reihen sich eine Anzahl anderer bekannter Namen.

Franz Volkmar v. Reinhart, berühmter Kanzelredner:

Lasset uns Gutes thun, und nicht müde werden.
(Paulus.)

Dresden, am 17. Jan. 1803.

Franz Volkmar Reinhard,
Chursächsischer Oberhofprediger u. Kirchenrath.

Aus der Tugend fließt der wahre Friede,
Wollust eckelt, Reichthum macht uns müde,
Kronen drücken, Ehre blend't nicht immer:
Tugend fehlt nimmer. (Haller.)

Dresden, am 17. Jan. 1803. Ernestine Reinhardt
geb. von Charpentier.

Johannes von Müller:

Αληδειαν εν αγαπη
verspricht,
begehrt,
wünscht seinen Freunden,
der, welcher der Ihrige immer sein wird

Wien, am 16. Aprill 1803.

Johann von Müller,
der Geschichtschreiber der Schweiz.

Der Phrenologe Dr. Gall:

Mangel an Vorurtheil ist die Mutter der Weisheit.

Wien, 23. Febr. 1805. Gall.

Adam Weishaupt, Stifter des Illuminaten-Ordens:

Nec me, quod tibi sum novus, recuses.
Omnes hoc veteres tui fuerunt.
Tu tantum inspice, qui novus paratus
An possit fieri vetus sodalis.

Gotha die 1 Augusti 1808.

In sui memoriam scripsit
Adamus Weishaupt.

In Gotha zeichnete sich der als Schriftsteller bekannte Kriegsrath H. A. Ottokar Reichard (gest. 1828) in Büels Album ein:

Der Mensch will Sturm, und in dem Sturm des Lebens
Frißt jede Welle seinen Kahn.

Ihrem freundschaftlichen Andenken empfiehlt sich

Gotha, den 24. Julius 1802.

Reichard.

Karl Gottlieb Plato (1757—1833), Schuldirektor und naturwissenschaftlicher Schriftsteller:

Die Morgensonne kommt gewiß, — muß gleich erst Licht und Finsterniß — im kurzen Kampfe liegen — dann wird von düstern Nebeln frey der Glanz der Wahrheit siegen!!!

Rathsfreyschule in Leipzig, im Monat September 1802.

G. Plato, Director.

Salzmann, der berühmte Erzieher in Schnepfenthal:

Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

Schnepfenthal, den 23. Mai 1802.

Zum Andenken von
C. G. Salzmann.

Der preußische Minister von Voß:

Doppelt wohlthätig wird der Sprudel unter dem Umgang mit unterrichteten und wolwollenden Menschen Freunden!

Dieses widmet der am Karlsbader Sprudel im Juli 1812 gemachten schätzbaren Bekanntschaft des Herrn Hofrath v. Buel hochwolgebn.

der Kön. Preußische Staatsminister
v. Voß.

Graf zu Stolberg-Wernigerode, ein Bekannter aus der Zeit des Wiener Kongresses:

Der Einfalt und der Liebe Sinn
Sei unser Kleinod und Gewinn!
(Leopold Stolberg.)

Zur Erinnerung der frohen genußvollen Stunden im October dieses Jahres, mir werther als der ganze Congreß, von Ihrem treuergebenen Freund

Wien, 31. October 1814.

Heinrich Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Leibarzt Hofer:

Wenn tiefe, tiefe Dunkelheit
Des Sinnes Ohnmacht schwer umhüllet
Und ein Gedanke nur die Seele füllet
An Gott und Nichts und Ewigkeit:
Dann, dann ist eine gute That,
Im Sinn des Testaments gethan,

Ein beßrer Paß zur unbekannten Bahn,
Als aller Pfarrer Attestat. (Seume.)

Zum Andenken von

Dr. Jos. Karl Eduard Hofer
aus Böhmen, geb. d. 30. Jänner 1770,
Leibarzt des Erzherzog Karls.

Fr. Schlichtegroll, der Herausgeber der Nekrologe:

'Αληθευειν ἐν ἀγαπῃ.
Memoriae & sincerae amicitiae causa
haec scripsit.

Gotha, d. 7. July 1802. Fr. Schlichtegroll.

Frau von Lengefeld:

Lieber Büel, Gottes besten Segen zu dem 13. Aug. In Carlsbad haben Sie mir sehr gefehlt, denn ich liebe die Freunde, die uns immer „ebes“ Gutes und braves sagen. Leben Sie wohl, und vergessen Sie nie weder meines Vermächtnisses, noch der treuen

Carlsbad, 12. Aug. 181?. von Lengefeld,
Oberhofmeisterin der Fürstin von
Schwarzburg-Rudolstadt.

Lavaters ehemaliger Freund Cuninghame, den Büel schon 1791 in Zürich kennen gelernt hatte, führte ihn in die Herrenhuter Brüdergemeinde ein. Jener begrüßte ihn mit folgenden Worten:

Ihr Besuch, lieber Büehl, hier in Dresden, und in einem Augenblicke, wo ich keine zwey Tage vorher wieder

am Ufer der Ewigkeit gestanden hatte, war mir wie eine Erscheinung aus einer beßern Welt. Und nie hat wohl ein Besuch mir einen ausgezeichnetern Vorschmack gegeben jener seligen Empfindungen, womit wir einmahl, im Reiche der Liebe, so manchen umarmen werden, mit denen wir in diesem Reiche der Unvollkommenheit Jahre lang im Geiste verbunden waren, ohne einige die entfernteste Hoffnung, sie irgend anderswo als dort anzutreffen.

Dresden, 19. 9. 1802. Cuninghame Esq.

In Herrnhut selbst hatte Büel im Herbst 1802 einige Tage verweilt. Die Tochter Zinzendorfs widmete ihm folgendes Blättchen:

Der Herr segnet einen jeglichen mit einem besondern Segen und gedenket namentlich auch an Dich!

Schrieb dem Besitzer dieses Buchs zum Andenken

Elisabeth Fr.-Fr. v. Watteville
geb. Gräfin von Zinzendorf.

Herrnhuth, d. 28. Sept. 1802.

Bei dieser Gelegenheit sah er auch die Witwe und die Kinder Christoph Kaufmanns, des Winterthurer Genieapostels, der 1795 in Herrnhut gestorben war. Frau Kaufmann versah das Amt einer Fremdendienerin und starb 1826; die Tochter Johanna vermählte sich 1806 mit dem Brüderprediger Henningsen, die beiden andern blieben unvermählt. Marie ist in Clarisegg am thurgauischen Untersee geboren. Witwe Kaufmann schreibt:

Laß mirs nie kommen aus dem Sinn,
Wie viel es dich gekostet,
Das ich erlöset bin.

Lisette Kaufmann geb. Ziegler, Wittwe, gebohren zu Küßnacht in der Schweitz 1750.
Marie Kaufmann geb. zu Clarensegg in der Schweiz 1780.
Lisette Kaufmann geb. zu Neusalz in Schlesien 1783.
Jeanette Kaufmann geb. zu Neusalz in Schlesien 1785.

Herrnhut, am 1. October 1802.

Fürstliche und gräfliche Hände haben sich sehr zahlreich in Büels Stammbücher eingezeichnet. Man trifft u. a. die Namen: Ernst, Herzog zu Sachsen-Gotha, Karoline, Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen, Heinrich den 38. Graf Reuß, die gräfliche Familie von Flemming, Graf Westerholdt, Fürst Paul Esterhazy, Victor, Prinz zu Wied, Fürstin Nanni v. Schwarzenberg, Graf Georg Festetitz, Ch. von Burgsdorf (Tiecks Jugendfreund), Gräfin Colloredo-Mannsfeld, sonst Gritli Ziegler aus Bern genannt u. s. w. u. s. w.

Nach der Schweiz zurück führt der Name Stapfers, des Unterrichtsministers, der 1799 Büel nach Luzern berufen hatte, um mit ihm die Einrichtung des Landschulwesens zu besprechen.

Der Glaube an die Menschheit ist unzertrennbar vom Glauben an einen Gott.

Zum freundschaftlichen Andenken
P. A. Stapfer.

Luzern, am 1. Jenner 1799.

Im Sommer 1803 besuchte Büel Pestalozzis Unterrichtsanstalt in Burgdorf. Dieser und Krüsi leisteten folgende Autographe:

Einsicht Liebe und Berufsskrafft vermenget vollenden den Menschen.

Der Zwekk der Erziehung ist einzig diese Vollendung und die Mittel der Erziehung können ihren Zwekk immer nur in so weit erreichen als sie von dieser Vermengung der Einsicht, der Liebe und der Berufs-Krafft aus gehen und werden zu derselben hinführen.

Zum andenken erwünschter Stunden an Büel von

Pestalozzi, d. 25. 7ber 1803.

Die Wahrheit vereinigt alle, die Wahrheit wollen, und die Wahrheit wollen alle, die Liebe haben;

Aber wer die Liebe nicht hat, der ist durch sein Herz auch von der Wahrheit getrennt.

Burgdorf, den 25. 7ber 1803. Krüsi.

Joh. Jakob Stolz, der Zürcher Theologe (1754—1821):

Sie können, mein Freund, in der Entfernung schwerlich so viel an mich denken, als ich an Sie; denn ich gedenke, einige von den Denksprüchen, die ich in meine Kladde schon vor mehreren Jahren schrieb, damit sie mir täglich gegenwärtig wären, auf dieß Blättchen überzutragen. So oft ich also des Tages meine Kladde öffne, und mir diese Denksprüche in die Augen fallen, gedenke ich zugleich Ihrer. Hier mögen denn einige derselben stehen:

Dulcia non meruit, qui non gustavit amara.
Dulcia non ferimus: succo renovamur amaro.
Aequa et iniqua eodem animo fer!
Παντα δυνατα τω πιστευοντι.
Θαρσει και θυμον εχε αγαθον.
Habet Deus suas horas et moras.
Dabit Deus his quoque finem.
In necessariis unitas. In dubiis libertas. In omnibus caritas.
Quae desperes cognoscere posse relinque.

Und auf dem Ring an meinem Finger sind die Worte eingegraben: Sile Deo! Auch dieser Ring wird mir also Ihr Bild wieder nahe bringen, wenn mein Blick darauf fällt.

Zürich, am Palmsonntag 1815.

Joh. Jak. Stolz,
der Theol. Doctor.

Professor J. J. Hottinger (der ältere oder jüngere?):

Der wird vor keinem Feind erzittern,
Der keines Feindes Kette trägt,
Dem, unbeengt durch Gold und Flittern
Ein Schweizerherz im Busen schlägt.

Diese wenigen Worte, mein Wahlspruch, in Tagen, die auch für unser gemeinsames Vaterland ernst und entscheidend sind, mögen Sie bisweilen der dauernden Hochachtung eines Freundes versichern, der es sich zur Ehre rechnet, dieser interessanten Anthologie seinen Nahmen auch beysetzen zu dürfen.

Zürich, 3. April 1815. J. Hottinger.

Antistes J. J. Heß (1741—1828):

Des grossen Lehrers Geist und Sinn:
„Laßt diese Kinder zu mir kommen,
„Denn sie sind für mein Reich Gewinn“ —
Den hast Du von ihm angenommen.
Du führst sie näher hin zu Ihm;
Er aber kommt Dir selbst entgegen:
Du hörst aus seinem Mund die Stimm':
„Auf Dir und ihnen ruht mein Segen!“ —

Beygeschrieben mit Hochachtung und Freundschaft von

Joh. Jakob Heß,
Antistes.

Zürich, den 15. Nov. 1797.

Johann Heinrich Mayr von Arbon, der Jerusalempilger (1768—1838):

Viele sind Dornen am Lebenswege; — doch keine der Dornen
Ritze von deiner Hand — eines Mitwanderers Herz. —
(Herder.)

Der edle Zuruf ist Verdienst von Herder, — aber das hohe der Ausübung — dasjenige meines theuren Reise-Gefährten in Italien.

Bey'm Heimkommen von der großen Wanderschaft in Vatershause — wo der Wohnungen so viele sind — finden wir gewiß vereint den gleichen ersehnten Ruheplatz, —

und es erfüllt schon diß hoffen — das unsterbliche mit Wonne. —

Ihr Sie von Herzen verehrender
Joh. Heinr Mayr.

Bleiche, bei Arbon, den 8. Juny 1820.

Kirchenrath Salomon Vögelin (1774—1849):

Unserer Freundschaft Bild sey das holde Je länger je lieber!

(Deus annuit votis. 3 May 1800.)

von Deinem Freunde
Salomon Voegelin V. D. M.

Stein am Rhein, 4. Octob. 1797.

Dessen Gattin, Susette geb. Ott vom „Schwert“:

Ihre persönliche Bekanntschaft schäzbarer Freund! zähle ich unter die besten Gaben meines Gottes. Klein war die Zahl der Tage, welche Sie mit uns verlebten. Aber wie beglückten dieselben uns alle! Ihr Andenken wird lebenslänglich meinem Herzen theuer seyn, und eine stille Sehnsucht nach Ihrer Rückkehr mich durchs Leben begleiten, o möge keines von denen, die jezt unsern kleinen Kreis bilden, am frohen Tage des Wiedersehens fehlen!

Dankbar für die Liebe, welche Sie besonders auch meinem lieben Salomon erzeigten, und herzlich erfreut über die köstliche Zusicherung Ihres Andenkens sieht mit gerührter Seele Sie von uns scheiden die Gattin Ihres

Freundes
Susette Vögelin.

Zürich, den 30. August 1811.

Der Pfarrer und Schriftsteller Joh. Konrad Appenzeller (1775—1850):

Sag an, o Büel! was war das für ein Zug —
Als Dir mein Herz voll Lieb entgegenschlug!

Ewig
Dein Appenzeller.

Winterthur, den 3. Herbstmonath 1806.

Von Johann Kaspar Lavaters zahlreichen Einträgen sei einer angeführt:

Hemishofen, Freytags nachmittags, den 16. Julius 1790.

Edel nenn' ich den Freund, der Freunde freundlich bewirthet,
Keine Freude kennt, wie die Freude, Freude zu machen.
Lieber giebt als empfängt und schnell vergißt des gegebnen.

Johann Kaspar Lavater.

Johann Georg Müller von Schaffhausen:

Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge seyn, aber vergiß den Scheidweg des Herkules nicht. Dein Glück ist groß. Vergrößere es durch Weisheit; kröne dein Haupt mit ihren Rosen, die aber unter Dornen wachsen! Die Kunst, Glück zu erlangen, sagt einer, besteht im Bestreben, seiner werth zu seyn.

Ein Wort brüderlicher Ermahnung
von deinem J. G. Müller.

Schaffhausen, 13. Junius 1783.

Gott lasse mich und dich von Licht durch Liebe zum Leben immer muthiger und glücklicher fortschreiten!

Ewig dein Freund und Bruder
J. G. Müller.
(† 20. Novbr. 1819.)

Schaffhausen, 26. Dec. 1791.

O cara anima! quando una eris et nuda & simplex!
(Antoninus.)

Dies höchste Ziel der menschlichen Glückseligkeit ist Dein Wunsch, mein edler, brüderlicher Freund! und der Wunsch Deines

Schafhausen, 27. Aug. 1791. Müller.

J. G. Müllers Schwiegervater Eberhard Gaupp:

Wir wollen Wahrheit, Licht, Liebe, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit nur bey dem suchen, der uns alles in allem seyn will; alles andere ist Großsprecherey, ein jeder Windstoß wirfts übern Haufen; eine Lotterie wo unzählige Fehler gegen einen Treffer seyn. Der Aufrichtige wird's erfahren, der Stolze verwirfts.

Vielleicht — hoffentlich unfehlbar werden wir in spätern Jahren, mit Ueberzeugung dieses glauben können, was ich itzt in Schwachheit als ein Zeichen meiner Freundschaft, lieber Herr Bühl, hieher schreibe.

Schaffhausen, d. 6. 7bris 1783.

Eberhard Gaupp.
(† 18. Febr. 1796.)

J. G. Müllers Gattin:

Traget das Schicksal dich, so trage du wieder das Schicksal,
Folg ihm willig und froh; willt du nicht folgen, du mußt!

—

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid:
Sein Gesetz ist ewge Wahrheit
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

Zum Andenken von Ihrer
wahren Freundin: M. C. Müller
née Gaupp.

Schafh., d. 26. Dec. 1791.

Thaddäus Müller von Luzern:

Unser unvermuthetes Finden, lieber Johannes Büel, am 19. September 1796 im Postwagen zwischen Zürich und Winterthur, und unser Wiederfinden im October und November 1798, welches mit dem ersten Finden in einigem Bezug stehet, bestärkt meinen Glauben, daß nichts von ungefehr geschehe, und daß also unsre Freundschaft an uns und andern mit der Zeit sehr gesegnet seyn werde. Herder sagt:

Freund' und Friede kommen von Gott, wie rinnende Bäche
Hat er in seiner Hand ihrer Gesinnungen Lauf.

und Herder sagt wieder:

Freundschaft mit den Guten wächset wie der Abendschatten, bis des Lebens Sonne sinkt.

Wir haben nichts zu thun als gut zu seyn, und Gutes wirken, und auf Gott zu vertrauen.

Dein Thaddäus Müller.

Luzern den 9. November 1798.

Joh. Georg Schultheß, der jüngere:

Wohl dem Manne, der viel hat edler Freunde, sie pflanzen
Einen Garten dem Freund, — blühend im Winter und Lenz:
Wo Er, wenn öd ihm die Welt, und düster wird das Verhängniß,
Rettend sein fühlendes Herz, sich paradiesisch ergözt!

Z., 8. Decbr. 1797. J. G. S. S. †.

(Darunter von Büels Hand:

Schultheß, Prediger in Zürich, Lavaters Nachfolger, wurde bei dem Bombardement im Septb. 1802 von einer zersprungenen Haubitzgranate tödlich verwundet, auf eben dem Platze, auf welchen auch Lavater zwei Jahre vorher durch den Leib geschossen wurde. Er war ein sehr gelehrter fleißiger Mann und Vater einer zahlreichen Familie.)

Frau Bäbe Schultheß (1745—1818), Goethes Züricher Freundin:

Der, so unbekannte dem besitzer dieses buchs adressirt, und unbekannte in dieß buch zu schreiben einladet, mag all das verantworten! aber auch der Ihnen, werthester

Herr Büel, vergelten, was Sie einem jungen Ehepaar am 24. May 1791 gethan, der keinen trunk waßer unvergolten läßt. —

Barbara Schultheß geb. Wolf.

(Darunter von Lavaters Hand: 29. V. 1791).

Joh. Hoze (1729—1801), der berühmte Arzt:

Beglückt ist, wem bey klein und großer Haabe
Sein reiches Herz das Zeugniß giebt:
Dir ward die schönste Himmels gaabe,
Bist Liebe werth und — bist geliebt!

Schriebs zum liebenden angedenken
J. Hoze †.

Richtersweil, 3. Julius 1791.

Professor J. J. Altorfer aus Schaffhausen:

Freund, wilst du wahres Glück genießen:
O such' es nicht in dem Geräusch der Welt,
Nicht außer dir! — Aus unsren Herzen fließen
Die Freuden, deren Werth sich stets erhält. —
Im Arm der treuen Gattin und im Kreise
Der stillen häuslichen Glückseligkeit,
Da findet, glaub' es mir, der wahre Weise
Sein Glück, das ohne Reu' sein Herz erfreut.

Mit diesem empfiehlt sich
Ihrem Andenken Ihr ergebenster
J. J. Altorffer,
Rector und Professor in Schaffhausen.

d. 9. August 1783. († Mai 1804.)

David Heß im Beckenhof betheiligt sich an dem Stammbuch mit einer colorirten Zeichnung: **Zwei Freunde am Wegweiser.** Darunter:

Gesegnet sey die Stunde, in der zwey treue Freunde sich auf dem Pfade des Lebens begegnen.

D. H.
1815.

Beigelegt ist eine weitere Zeichnung: ein Bauern**haus** mit Laube; beschrieben: Das Paradies im Beckenhof.

Sein Töchterchen **Marie** (geb. 1806, seit 1830 die Gattin von Dr. Christoph Burckhardt in Basel) schreibt folgendes Sprüchlein mit einem gemalten Sträußchen:

Auf einem fremden Wiesenbüel
Hab ich für meinen eignen Büel
Ein Sträußchen Allerley gepflückt;
Und wenn dazu er freundlich nickt,
So freuet sich das Marylein,
Und will indeß geduldig seyn,
Bis aus der Fern' der liebe Mann
Den Heimweg wieder finden kann.

May 1818. **Marie Heß.**

Büel war hierüber so erfreut, daß auch er den Pegasus bestieg mit folgendem Dank:

An Maria Heß.
16. May 1818.

Ist Marili eine Dichterin,
Sogleich auch ein Poet ich bin

Und schreib in Kreuz und in die Quer,
Als ob ich ein Professor wär.

Liebs Marili, gar große Freud
Hast Du mir heute zubereit'
Durchs Briefli, das mich hoch beglückt
Und bis zum Himmel hat entzückt.
Du schreibst so brav und schreibst so lieb,
Und bist ein rechter Herzensdieb.
Wär ich bei Dir, ich müßte eben,
Liebs Kindli, Dir es Küßli geben:
Denn selten hat mich so wie heut
es Briefli in der Welt gefreut.
— Und als ich weiter mich umsah,
Hilf Himmel, was erblickt ich da!
Ein Sträußgen, das mit hoher Lust
Mir ganz erfüllte meine Brust.
So einfach und voll Eleganz,
Fürwahr ein ächter Engelskranz!
Liebs Marili, wie dank ich Dir
Für diese Wonne, die Du mir
Durch deine zarte Freundlichkeit
Hier in St. Gallen hast bereit'!
Ich will zum Dank, so lang ich bi,
Liebs Marili,

Dein eigen sy.

Johannes Büel.

St. Gallen, 16. May 1818.

Folgende Einträge führen in die Familie Büels:

Fürchte Gott und halte seine Gebotte,
wozu dein dich hertzliebender
Vatter erinneret
Joh. Conrad Büehl, Pfleger.
(† 25. Febr. 1815.)

Stein, d. 23. Herbstm. 1783.

Dich begleit auf allen Wegen
Meines Herzens bester Segen!
Plage müße von dir weichen,
Nie ein Unglück dich erreichen!
Ueber dir sey Gottes Hand
Auch im weiten fernen Land!
Kehre bald zu uns zurück·
Und sey deiner Eltern Glück!
Meinen Kummer, meine Schmerzen
Heile dann mit einem Herzen,
Das voll Dank und Liebe ist! —
Muttersorgfalt nie vergiß!

Dieses schreibt aus tringender Liebe, deine getreue Muter
Anna Magdalena Büehl
gebohrene Winzin.
(geb. 1727, † 28. Aug. 1791.)

O! sey mir stets, was du mir izo bist,
Mein wunsch, mein trost, mein ruhm!

Mit dir ist mir die finstre wüste schön,
Und ohne dich die Welt ein Grab.

Deine —

(Der Name fehlt. Er ist zu ergänzen: Luise von Auleben, Büels spätere Gattin, die er 1782 in Schaffhausen kennen lernte).

Auf dem Löwenstein bei Schaffhausen den 22. Octbris 1782.

Luise zeichnet sich nochmals ein:

Deinem besten Glück entgegen
Führt dich Gott durch jede Nacht,
Was er giebt und nimmt, ist Seegen,
Ueberlaß dich seiner Macht!
Sey, o Seele, ruhig! freue
Dich des besten Vatters Treue!
Was die Liebe spricht und thut,
Ist nur lieb, ist ewig gut.

(Darunter von Büels Hand:

„Ja wohl, Engel Luise, ewig, ewig gut!
Auf dieses Blatt wird nicht weiter geschrieben.")

Eine Erinnerung an die Schulzeit frischt ihm sein alter Präzeptor auf:

1.

Es ging mit schwerem Herzen
Ein Knäblein jung und zart*),
Belegt mit Schmach und Schmerzen
Von seinem Lehrer hart,

---

[1]) Selbstverständlich der kleine Johannes Büel.

Den Berg hinauf der Schule zu:
Doch von ihm war gewichen
Der Seele Fried und Ruh.

2.

Das dritte der Gebote
Von Fluch und Zauberei
Und dann noch viele Worte,
Die stehen nebenbei,
Die wollten nicht in seinen Sinn;
Das Knäblein sah voll Schrecken
Auf's kleine Büchlein hin.

3.

„Kann ich dich denn nicht fassen,
„Du drittes Schwörgebot,
„So will ich solchermaßen
„Nun enden meine Noth;
„Ich reiße dich, o Blatt, entzwei,
„Mag draus dann auch entstehen
„Viel Zorn und Zänkerei“.

4.

Da riß das Knäblein schnelle
Das böse Batt heraus,
Und trat dann auf der Stelle
Zum Lehrer in das Haus:
Der sah den Frevel und in Ruh
Schlug er mit seiner Ruthe
Auf's arme Knäblein zu.

5.

Nun siehst du, lieber Leser!
Wie Heinrich Ustri hat
Die Schule hier gezeichnet,
Auch das zerriß'ne Blatt.
Geht dir etwa die große Noth
Des Knäbleins sehr zu Herzen,
So wein' die Augen roth!

(Federzeichnung: Das Pfarrhaus; die Kirche auf Burg; die Schule.)

zum freundschaftlichen Andenken
von Heinrich Usteri.
Stein, den 18. Julii 1800. († 25. Dec. 1802.)

Büels Zögling, der junge Graf Moritz Browne, schreibt:

Ich weiß, mein lieber Herr Hofrath, wie viel ich Ihnen Dank schuldig bin. Darum will ich Ihnen für Ihre sehr großen Wohthaten immer danken und Sie immer von Herzen lieben. Ich bitte Sie, vergessen Sie Ihr liebes Büebli niemals.

Ihr Sie sehr Liebender
Wien, den 9. Juli 1806. Moritz Browne.

Den Schluß mag der biedere Bärenwirth von Andelfingen machen:

O Geist der Lieb, für seell und läben,
Kehr heute ein mit deinem segen,

Bey Herren Candidaten ein!
Weil er ein Treuer Diener Dein,
So wünschet dann auch meine seele,
Dem Herren Edle Gsundheit an.
In Ihre Gunst ich mich Empfele.
Adio, mein Herr, So schließ' ich dann.

Ihr Ergebenster Freund
Bärren Wirth
Keller.

Andelfingen, d. 12. 7bris 83.

Eine Schweizerreise
aus dem Jahre 1773.
(Mit Bild.)

Nach einem noch unedirten Manuskript der Zürcher Stadtbibliothek.

Mitgetheilt von Dr. Otto Markwart.

Am 15. Juni 1773 früh am Morgen zogen zur alten „Sihlporten“ in Zürich 8 junge Zürcherherren hinaus. Die zwei Diener, die ihnen schwer beladen mit Gepäck folgten, ließen vermuthen, daß die Gesellschaft gewillt war, eine größere Fahrt zu unternehmen. Und so verhielt es sich. Die jungen Leute hatten nichts Geringeres im Sinn, als eine Reise durch die ganze Schweiz zu machen, und wie sie's geplant, so haben sie's ausgeführt. Am 31. August, also nach zweiundeinhalbmonatlicher Abwesenheit kamen sie wohlbehalten wieder in ihrer Vaterstadt an, nachdem sie einen großen Theil des Schweizerlandes, es versteht sich von selbst, zu Fuß, durchwandert hatten. Von Zürich aus waren sie auf der Badenerstraße über Altstetten bis nach Dietikon gezogen. Ohne Baden zu berühren, marschirten sie über Lenzburg, Aarau und Olten nach Solothurn, steuerten von dort aus nach Basel, wanderten das Birsthal hinauf und lernten den Berner Jura kennen. Weiterhin berührten sie auf ihrer Reise Biel, Neuenburg, Chaux-

de-fonds, Locle und Bern. Nach mehrthägigem Aufenthalt in der Aarestadt zogen sie über Murten und Freiburg an den Genfer-see nach Vevey, von dort das Rhonethal hinauf nach Sitten. Die Gemmi überschreitend, kommen sie in's Berner Oberland, wo sie Thun und Grindelwald besuchen, dann begeben sie sich auf beschwerlichen Pfaden in's Haslethal hinüber, von dort aus über den Brünig in's Obwaldnerländchen und von dort nach Luzern. Sie befahren den Vierwaldstättersee, ziehen die Gotthardstraße hinauf bis nach Hospenthal, machen dort aber wieder Kehrt und pilgern über den Oberalp-Paß nach Dissentis in's Vorderrheinthal. Und nun mit dem Rhein hinunter bis zu der Stätte, wo sich der Weg über den Panixerpaß abzweigt ins Glarnerland. Von Glarus aus begibt sich die Gesellschaft an den Walenstadtersee und in's Sarganserland, dann den Rhein hinab in die Nähe des Bodensee's. Das Appenzellerland wird durchzogen, dem Abt von St. Gallen ein Besuch gemacht, und von St. Gallen geht es nach Konstanz, sogar über den See hinüber nach Meersburg. Daß die Reisenden auch Schaffhausen besuchen und sich den Rhein-fall ansehen, versteht sich von selbst. Erst von hier aus wandern sie endlich wieder Zürich zu. Die letzte größere Stadt, durch welche die Gesellschaft kam, war Winterthur.

Ehe wir selbst uns nun gürten und rüsten, um die jungen Leute auf ihrer Fahrt zu begleiten, werden wir wohl auf die Frage antworten müssen, wer denn die Reisenden gewesen, warum sie die Fahrt unternommen, und welchem von ihnen wir die Be-schreibung derselben verdanken. — Die Gesellschaft bestand aus sieben jungen Zürchern, im Alter von 15 bis 19 Jahren, die zu ihrem Führer und Mentor einen Mann auserkoren hatten, der selbst erst 28 Jahre zählte, der aber, wie wenige damals in Zürich zu einem solchen Amt befähigt sein mochte: Johann Rudolf Schinz.

Schinz war im Jahre 1745 in Zürich geboren[1]). Einer seiner intimsten Jugendfreunde war der beinahe gleichaltrige Heinrich Pestalozzi, mit dem er von den untersten Klassen an gemeinsam die Schule besuchte[2]). „Noch erinnere ich mich", schreibt Schinz, „wie wir damals — er spricht vom reiferen Jünglingsalter — zusammen den Staat und die Kirche in unsern Hirngespinnsten umbildeten und uns zu griechischen Heldenthaten tüchtig, zum Opfer für das Vaterland geschickt glaubten. Wir gehörten zu jener Konföderation der Füßli, Lavater, Escher und anderer, welche den Landvogt Grebel verklagten, den Zunftmeister Brunner verunglimpften, und schlechte Pfarrer befeedeten — eine Jugend, die damals ihren Vätern und der Regierung Kummer und Verdruß machte". So meint Schinz. Wir aber dürfen hinzufügen: Eine Jugend, deren Gerechtigkeitssinn und muthiges Auftreten die Nachwelt stets mit Hochachtung erfüllen wird.

Nüschelers Biographie zufolge war Schinz in der Schule kein schlechter Schüler, aber er gehörte auch nicht zu den besten; dagegen „auf der Gaß und in der Freyheit war Er einer der anschlägigsten, beholfensten und lebhaftesten". Frühe schon äußerte sich auch seine Beobachtungsgabe. Trotz seines raschen Temperamentes „ließ er ein Nachdenken blicken, das unter den Knaben seines Alters nichts weniger als gemein war, eine Aufmerksamkeit auf eine Menge Gegenstände, die den Augen der letztern ent-

---

1) Ueber sein Leben ist zu vergleichen: „Denkmal auf Herrn Hs. Rudolf Schinz, gewesener Pfarrer zu Uetikon. Der naturforschenden Gesellschaft vorgelesen von J. C. Nüscheler. Zürich und Leipzig 1791. Ferner das mit einem Porträt Schinzens versehene Neujahrsblatt der zürcherischen Naturforschenden Gesellschaft von 1803. Auch eine Schinz gewidmete Elegie, verfaßt von Fr. Müller, ist 1790 im Druck erschienen.

2) Vergl.: „Die älteste biographische Mittheilung über Pestalozzi", Pestalozziblätter 1881, pag. 42.

gingen“. Häufig, wenn seine Kameraden spielten, machte er einen Spaziergang auf's Land, beobachtete das Leben der Thiere, studirte die Pflanzenwelt; er sah den Bauern und Handwerkern bei ihrer Arbeit zu und erkundigte sich nach allem, was ihm auffiel.

Im Jahr 1760 ward sein Vater Amtmann in Embrach; Schinz, mitten in seinen Studien begriffen, blieb, wenn er seinen Vater auch häufig besuchte, in der Stadt bei seinem Bruder.

Dem Charakter jener Zeit entprechend wurden von Schinz und seinen Altersgenossen ideale Freundschaftsbünde geschlossen. An einer stillen Stätte nahe der Sihl kam man zusammen, las mit einander und schwärmte für Natur und Freiheit, für Freundschaft und Vaterland; Rousseau weckte in den Seelen der Jünglinge die Begeisterung für einfache, ländliche Sitten.

Anlage und Neigung hätten Schinz zum Studium der Naturwissenschaften geführt oder ihn für den praktischen Beruf eines Gutsverwalters gewonnen. Einem Wunsche seiner Eltern nachgebend, entschied er sich jedoch für die Thätigkeit eines Geistlichen. Da sein Vater schon 1762 gestorben, und die Vermögensverhältnisse der Familie keine glänzenden waren, entschloß sich Schinz, um möglichst unabhängig leben zu können, auf alle Genüsse zu verzichten und, eine Art rousseau'scher Naturmensch, seinen Körper an die einfachste Lebensweise zu gewöhnen. Eine Zeit lang nährte er sich einzig von Milch und Brot, ein Zug, der Energie verräth.

Nach der Vollendung seiner Studien finden wir ihn in Embrach, wo er sich, ohne die Theologie vollständig zu ignoriren, doch hauptsächlich mit landwirthschaftlichen Arbeiten abgab, und in der Einführung von allerlei praktischen Neuerungen große Rührigkeit entfaltete. Er war mit Kleinjogg bekannt, stellte selber Versuche an, auf welche Weise das Land am rationellsten zu bewirthschaften sei und soll in jener Gegend manches Vor-

urtheil und manchen Schlendrian beseitigt haben. Seinen Wissenstrieb, der sich fast auf alle Gebiete des menschlichen Lebens erstreckte, glaubte er aber auf's beste durch Reisen befriedigen zu können. Wenn immer er konnte zog er zu Fuß und wenn möglich allein in die Weite und wo er etwas Neues sah, machte er Halt und betrachtete es sich, knüpfte mit den Leuten Gespräche an und wurde nicht müde, sich über die verschiedensten Dinge belehren zu lassen; denn für alles hatte er Interesse, für alles Sinn. „Schon seit dem Jahre 1763", schreibt er selbst[1]), „hab' ich alle Jahre eine Reise unternohmen, meistens in meinem Vaterland. Bald hab' ich dieselben nur auf eine Gegend meines Cantons eingeschränkt; bald aber auf die entferntern Täler und Gebirge andrer benachbarter Landschaften ausgedähnt, jenachdem ich Zeit, Geld und Lust oder eine nähere Veranlassung dazu hatte. Oft reisete ich ganz allein, nur in Begleit eines Mannes, der einiches unentbehrliches Gerät nachtrug; und mir zur Hilfe war, da konnte ich dann bloß meiner Laune folgen; und diese Art Reisen waren die reichsten an Beobachtungen, denn ich konnte meinen Gang richten wohin ich wollte .... Oft aber reisete ich auch in gewählter Gesellschaft; und wenn ich dann mein Ausspähen eines einzelnen Gegenstandes nicht so weit treiben konnte als ich wollte, so gaben mir die vielfältigen Fragen der Gefährten und ihre Reflexionen zu häufigen Bemerkungen Anlaß".

Im Jahre 1770 begleitete er einen Jugendfreund, den Junker Rathsherr Meis, der zum Landvogt der ennetbirgischen gemeinen Vogtei ernannt worden, nach Locarno und blieb daselbst bis 1771. Auch damals hat er, von Locarno aus, nach allen Richtungen hin Fußtouren unternommen und so den heutigen Kanton Tessin gründlicher als irgend einer seiner Zeitgenossen

---

[1]) Schinz: Beyträge zur nähern Kenntniß des Schweizerlandes, 1. Heft, Zürich 1783, pag. 1.

kennen gelernt. Die Frucht dieses seines Aufenthalts im Tessin sind die später erschienenen „Beyträge zur nähern Kenntniß des Schweizerlandes“, fünf Hefte, die von Schinz in den Jahren 1783, 1784, 1786, 1787 herausgegeben wurden.

Es ist ein Werk von hoher Bedeutung, ein Werk, welches seinem Verfasser ein Anrecht gibt, mit unter den besten damaligen schweizerischen Schriftstellern genannt zu werden. Denn es ist ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst von Schinz, seine Landsleute zum ersten Mal auf die Eigenthümlichkeiten des schönen Landes jenseits des Gotthardes aufmerksam gemacht und dasselbe mit liebevollem Interesse eingehend und lebendig geschildert zu haben. Schinz spricht ebensowohl von der Schönheit der Gegend wie von der Lebensart der Bewohner. Er beschreibt die Bauart der Häuser und Dörfer, er gibt jeweilen einen Ueberblick über die Geschichte einer Landschaft oder Stadt, er schildert das Klima, die Flora und die Thierwelt, erzählt von den Volksfreuden, den Festen und religiösen Gebräuchen, kurz, es existirt nichts, dem unser Autor nicht Beachtung schenkte.

Von besonderer Bedeutung ist seine Schilderung des Gotthardberges. Wenn einmal jemand die zusammenhängende Geschichte des Naturempfindens schreibt, so wird er wohl Schinz neben Rousseau und Goethe als einen der ersten Zeugen citiren müssen, deren Empfinden durch die Großartigkeit alpiner Gebirgsnatur auf's stärkste erregt worden.

„Was das für ein Schauspiel war! Berge zu hunderten erschienen da auf einander getürmt, zusammengekettet, von einander auslaufend; ihre Häupter in den Wolken, oder mit Schnee und Eis übersilbert; ihre Grundvesten im Abgrund der Erde; nackte vorhangende Gipfel im Lichte; tiefe Spalten, ungeheure Schlünde im Schatten: Weißgraue Wolken steigen an demselben auf und nieder — verbreiten sich — ziehen sich zusammen — 'ocken sich in tausend Gestalten wie feine Wolle in Wellen, in

Wirbel, dähnen sich in horizontale Fäden; ziehen sich durch die Einschnitte der Bergketten von einem Thal in das andere; verändern das Schauspiel zusehends dem Beobachter alle Augenblicke ..... Ich befand mich also auf dieser schwindlichten Höhe wie in einer andern Welt, in der sich alle Vorstellung und Eindrücke des gesellschaftlichen Lebens, der menschlichen Künsteleyen und der Annehmlichkeit des häusliches Glückes verliehren und dagegen die kahle und rohe, aber erhabene und große Natur, vorher nie empfundene Gefühle von der Größe und Erhabenheit des Schöpfers zugleich mit einer angenehmen Schwermuth jedem denkenden Menschen einflössen. Da verschwinden alle Begriffe von Macht und Grösse, die man sich von menschlichen Anstalten gemacht hat, wenn man das Menschliche mit diesen Wirkungen der Gottheit vergleicht."

In den Sommer des Jahres 1773 fällt dann die Schweizerreise, die er mit seinen sieben jungen Freunden unternommen hat. Später durchwandert er Italien, hält sich einige Zeit in Neapel auf und macht mit den dort gesammelten Naturalien der zürcherischen naturforschenden Gesellschaft ein werthvolles Geschenk. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr, 1778, wurde er zum Pfarrer von Uetikon gewählt, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete. Schon 1775 hatte er sich durch Vermählung mit Anna Finsler einen eigenen Hausstand gegründet. Die Ehe war eine höchst glückliche; in den uns erhaltenen Briefen [1]) preist er das Glück der Ehe als das Höchste, was einem Menschen zu theil werden könne. Seine Gattin schenkte ihm einen Sohn, der dann durch seine ornithologischen Werke bekannt worden ist [2]). Leider

---

[1]) Ein Urenkel Schinzens, Herr Prof. Otto Hunziker, hat mir in liebenswürdigster Weise alle auf Schinz bezüglichen Briefe und Bücher zur Verfügung gestellt, wofür ich ihm hier meinen besten Dank ausspreche.

[2]) Man vergleiche über ihn den von O. Hunziker verfaßten Artikel in der Deutschen Biographie.

sollte seine Thätigkeit als Pfarrer nicht lange dauern: Schinz starb schon 1790 im 45. Jahre seines Lebens.

Eine der vielen Reisen, die er gemeinsam mit Andern unternahm, war die des Jahres 1773. Schinz selbst hat dieselbe ausführlich beschrieben, nicht zum Zweck einer Veröffentlichung, sondern damit seine Reisegefährten eine Erinnerung an diese für alle Theilnehmer so interessante Fahrt hätten.

Das reinlich geschriebene Manuskript ist uns erhalten, es bildet einen Bestandtheil der so reichen und werthvollen Manuskriptensammlung der Stadtbibliothek Zürich.

Den Zweck der Reise können wir als einen pädagogisch-patriotischen bezeichnen. Es war eine Bildungsreise im besten Sinne des Wortes. Schinz selbst spricht sich in der Widmung seiner Schrift an seine Gefährten über den Zweck der Reise aus: „Wenn ihr in dieser Schrift eure guten und schlechten Seiten, euere Fehler und euer Liebenswürdiges angemerkt finden werdet, so lasset sie euch eine Warnung und Aufmunterung für die Zukunft sein. Bei den schönen Gegenden und Aussichten, die beschrieben sind, erinnert Euch der edeln Gefühle für die schöne Natur, die ihr gehabt. Bei Erwähnung kluger Reden, des Fleißes, der Künste, der Gastfreiheit, der Menschenfreundlichkeit, die wir erfahren, laßt Euch zur Nachfolge aufmuntern. Wenn unartige Leute, grobe Begegnisse darin vorkommen, lernt daraus, wie häßlich ihr sein würdet, wenn ihr gleiche Fehler gegen Fremde und Freunde beginget, wenn von Beschwerlichkeit und dem Unangenehmen der Hitze der Kälte, des Hungers, der Müdigkeit, des Mangels, der Lagerstätte die Rede ist, so sei euch das ein immer lebhafter Antrieb, anmutvoll, mitleidig, dienstfertig, guttätig gegen so viele Tausend Euerer Nebenmenschen zu sein, die aus Not alles dies täglich in weit höherem Grade erfahren und leiden müssen, was ihr aus freiem Willen erfahren wolltet. Und wenn Euch der Stolz, die Verachtung, mit der man Euch



begegnet, erinnerlich gemacht wird, wen ihr oft mißkannt worden seit, so gewöhnt Euch, bescheiden in Euerem Urtheil zu sein, Achtung, Ehrerbietung auch gegen Leute zu haben, die ihr unter Euerem Stande glaubt; denn ihr habt es gesehen, wie weh es tut, wenn des Ratsherren Sohn für einen Handwerksbursch und der Kaufmann für einen Studenten angesehen wird".

Vor allem sollten jedoch die jungen Zürcher ihr Vaterland kennen lernen. „Wir möchten", so äußerte sich Schinz dem Abt von St. Gallen gegenüber, „unser gemeinsames Vaterland kennen lernen und die besten Leute, die großen Männer, liebe Eidgenossen schon in der Jugend verehren und bei ältern Jahren nachahmen lernen".

Es ist eine ideale Sinnesweise, die ihn uns in der ersten Stunde zum Freunde macht. Ueberall erscheint er als dieselbe offene, freundliche Natur, überall als derselbe aufmerksame, sich für alles interessirende Beobachter. Stetsfort treibt es ihn, seinen Horizont zu erweitern, durch eigene Anschauung eigenes Urtheil zu gewinnen und seine Kräfte in den Dienst der Mitmenschen und des Vaterlandes zu stellen. Sein Herz schlägt warm für sein Land. Er gehört mit zu jenen edelfühlenden Männern, die wie Iselin und Lavater einen neuen Geist in ihrem Volke zu wecken suchten. Wäre es denselben gelungen, wäre ihre Zahl größer gewesen, so hätte vielleicht die Umwandlung der Eidgenossenschaft nicht durch französische Bajonette vollzogen werden müssen . . . .

Daneben erscheint Schinz als liebenswürdiger Repräsentant der Aufklärung. Die Unbefangenheit, mit der er über andere Anschauungen urtheilt, die Milde, mit der er anders Denkenden entgegentritt, die Menschenliebe, die sich auf Schritt und Tritt äußert, die leise Ironie, durch die er lächelnd sich über all die menschlichen Schwächen und Verkehrtheiten hinwegzusetzen weiß, seine Vorliebe für die einfache natürliche Lebensweise, sein

universales Interesse, alles das sind Züge, die ihn als Sohn jener großen idealen Periode charakterisiren. Neue Bahnen hat er nicht eingeschlagen; aber als der Geist jener Zeit ihn zur Arbeit rief, hat Schinz sich ihm zur Verfügung gestellt und als Mensch unter Menschen mit all seiner Kraft gewirkt.

Die Gefährten, mit denen Schinz die Schweizerreise, zu der wir nun wieder zurückkehren, unternahm, waren: Heinrich und Jakob Scheuchzer, Heinrich Landolt, Johannes Troll, Caspar Hirzel, Caspar Bodmer und Salomon Hirzel. Die ganze Gesellschaft, Schinz mit seinen sieben Begleitern und den zwei Bedienten, ist auf der ersten Seite des Manuskriptes in einem zierlich ausgeführten Aquarellbildchen dargestellt. Da sieht man sie in ihrer gewohnten Zugsordnung fröhlich einherziehen, in Hembärmeln, Kniehosen, weißen Strümpfen, vorn ein Bedienter und hinter dem Zug der Grauschimmel, den man unterwegs gekauft, mit seinem Hofmarschall. Den Hintergrund bildet eine romantische Flußlandschaft mit Felsen und Dörfern.

Wir haben die Gesellschaft verlassen, wie sie zur „Sihlporten" hinauszog und wir werden gut thun, uns nun ebenfalls auf den Weg zu machen, wollen wir sie noch einholen.

Der Marsch des ersten Tages bietet des Interessanten nicht viel. Die schlecht bebauten Felder in der Nähe Altstettens veranlassen Schinz zu klagen, daß die Fabriken, wenn sie das Landvolk zu stark beschäftigen, dem Feldbau nachtheilig werden; das Korn ist mager und sieht traurig den Schaaren nach, die alltäglich bei ihm vorbei und heraus aus der freien Luft den finsteren Seidenmühlen zubringen.

In Dietikon erinnert sich Schinz daran, daß in der dortigen Kirche Reformirte und Katholiken demselben Gott dienen, und mit leiser Ironie fügt er hinzu: „Doch haben die Katholiken einige Vortheile. Das ist so unbillig nicht, denn ihre Religion ist, wie sie steif und fest glauben, älter und wohl hergebracht mit Siegel und Briefen, die respektabel sind — und darauf achtet man im gemeinen Leben". Als die Gesellschaft von der Badener Straße nach Mellingen abschwenkt und nach Rohrdorf gelangt, fällt Schinz das dortige Pfarrhaus auf, „eine beneidenswürdige Wohnung für einen Mann, der Empfindung und Gefühl für die schöne Natur hat, die man dort sieht". Zugleich bemerkt er in seinem Tagebuch, daß dort die Häuser mit Strohdächern beginnen; die Gegend werde mit Kartoffeln und Obst angebaut und sei außerordentlich korn- und obstreich.

Die Reisenden gelangen nach Mellingen; die Gegend ist so angenehm als das Städtchen selbst, dessen Lage an der Reuß herrlich ist, schreibt Schinz. Beim Passiren der gedeckten Reußbrücke

zahlt jeder ein Brückengeld von 3 Heller. Die regierenden Stände der Grafschaft Baden beziehen von allen Waaren einen Zoll, der auf 6 Jahre dem Meistbietenden verpachtet wird und jährlich 400 fl. einbringt. Nicht unbedeutend ist der Verkehr, da das aus bayrisch Hall über Laufenburg nach Luzern spedirte Salz Mellingen passiren muß. Doch nicht nur dem Lande und dem Verkehr wendet Schinz sein Interesse zu, sondern auch den Menschen. Er notirt bei Mellingen: „feine Weibsgesichter“ und bemerkt etwas später: schöne Menschen im gesegneten Getreideland, reich an Heerden.

Als Hauptindustrie bei Othmarsingen nennt er die Strumpf- und Kappenwirkerei.

In Lenzburg imponirt ihm das Schloß, das stolz über die ländliche Gegend ragt.

Daß es schon damals unter den Wirthen gute und schlechte gab, beweist die Schilderung, die Schinz von seinem Wirth in Lenzburg gibt: „Unverschämt, voreilig in seinen Fragen, spröde in seinen Antworten, schlecht im Wein, theuer in der Zeche“.

Der erste Tagemarsch endigt in Aarau, „einer niedlichen kleinen Stadt mit feinen Häusern, breiten Straßen, ausführlichem Rathhaus und vielen Gassen, ringsum mit den anmuthigsten Landhäusern, Gärten und Spaziergängen“. Nachdem man sich in Aarau angeschaut, was anzuschauen war, brach man auf, um sich nach Solothurn zu begeben. Da eine fürchterliche Hitze herrscht und die beiden Diener keuchend und schwitzend unter ihrer Last kaum vorwärts kommen, wird beschlossen, zu ihrer Erleichterung einen Esel zu kaufen, der fortan einen Theil des Gepäckes tragen könnte.

In Olten macht man Mittag. „Der Wirth sah uns gleich für Leute an, die Geld im Sack hätten und das war eben leicht zu errathen. Einer der Gesellschaft ruft: ‚He! Herr Wirth,

ein gutes Mittagessen!' ‚Einmal einen schönen Braten!' rief ein anderer, ‚Und Fische und was Ihr sonst habt!' ein dritter. Wohl dachte ich, das möchte eine feine Zeche abgeben, wenn man den Wirth bringen ließe, was er für gut fände. Ich legte den Schopen an, den Hut auf den Kopf, den Stock in die Hand und ging in die Küche hin. Siehe, da lagen schon drei Güggel in noch rauchendem Blut auf dem Schüttstein und zwei andere war der Würger noch abzuthun im Begriff. ‚Halt inn, halt inn!' rief ich, ‚die Sache ist nicht so gemeint. Zu einem guten Mittagessen brauchen wir weder Güggel noch Kapaunen. Da gebt uns von diesem Fleisch — es stand ein Topf voll über dem Feuer — oder dann die Hälfte von diesen Fischen und die drei Güggel als Braten und sonst nicht einen Brosamen mehr, oder wir bezahlen es nicht'. Und mit dem fieng der Wirth an gerade zu stehen und bückte sich nicht mehr so tief". Allerlei interessante Mittheilungen macht ihm ein Wirth in Egerkingen. Im Gäu gebe es die schmackhaftesten und fettesten Ochsen, dieselben würden größtentheils von den Zürcher Metzgern aufgekauft. Manche Bauern mästeten in einem Winter 20 und mehr Stiere. Auch an schönen Kühen und Wagenpferden sei das Land reich. „Die Viehställe", bemerkt Schinz, „sind nicht zum Güllenmachen eingerichtet, wie die unserigen. Unter den Bauern herrscht große Wohlhabenheit. Sie verkaufen auch viel Korn an die Fremden. Was sie aber für sich selbst bedürfen, das dürfen sie nicht an Fremde, sondern sie müssen es dem Staat verkaufen um den laufenden Preis, zu welchem End an verschiedenen Orten Kornhäuser eingerichtet sind, wo das Korn aufbehalten und verkauft und vertheilt wird, je nachdem es die Umstände und Jahrgänge erfordern. Ein Mäs zahlt 1 fl. In Solothurner Gebiet trifft man die allerschärfsten Verordnungen wider das Betteln, weßhalb es auf der Straße weit besser aussieht, als im Zürcher Gebiet, wo doch die Armen mehr öffentliche und private Unter-

stützung haben und ebenfalls solche Verordnungen existiren, die aber nicht befolgt werden".

Neu und auffällig erscheinen Schinz die dortigen Bauernhäuser. „Sie sind mit Stroh gedeckt und die Dächer reichen auf der Wetterseite bis auf den Boden herab, welches ein seltsames Aussehen macht. Die Solothurner Landleute sind ansehnlich, die Weibsleute nicht so fast schön, als annehmlich, geschmeidig, fein an Leib, sittlich, höflich und von einnehmenden Geberden".

Es ist vielleicht manchem Leser aufgefallen, daß Schinz in der Widmung seine Gefährten daran erinnert, wie unangenehm es ihnen war, für Studenten gehalten zu werden. Heutzutage würden junge Leute aller Stände dies für eine Ehre halten; damals aber war es anders, wie wir aus Schinzens Reisebeschreibung erfahren. Die Gesellschaft kommt nach Büttisholz, sie kehrt im Wirthshaus ein und hier nun widerfährt ihnen das Schreckliche, daß man sie für Studenten ansieht. Schinz gibt eine Definition dieses Wortes; er fügt nämlich hinzu: „Also für grundschlechte, liederliche Burschen, die nur auf Spiel, Weiber, Bubenstücke und Lustigmachen bedacht sind". Energisch protestirten sie gegen eine solche Zumuthung und als der Protest nichts half, da zogen sie ihre Schweizerlieder aus der Tasche und fingen an:

„Wer Schweizer, wer hat Schweizerblut"

und „druckten" besonders stark auf die Strophe:

„Wer immer wo er steh'n soll, steht
Sich niemals über andre bläht,
Den g'raden Weg in allem geht
Gold, Wollust, Ueppigkeit verschmäht".

Da hörte das Hänseln und Sticheln auf und die jungen Zürcher wurden nicht mehr für Studenten gehalten.

Am 18. Juni kam die Gesellschaft in Solothurn an. Schon aus dem bisher Mitgetheilten geht hervor, wie das universale Interesse unseres Autors auch in dieser Reisebeschreibung zum Ausdruck kommt.

Lesen wir langsam und aufmerksam Seite um Seite, so vernehmen wir unschwer drei Töne, einmal diejenigen, welche charakteristisch sind für jene Zeit, dann solche, in denen sich speziell der Charakter des Erzählers spiegelt und drittens allgemein menschliche Züge, die damals wie heute vorkommen und immer vorkommen werden. Eines wechselt mit dem andern ab, in ein und dasselbe Ereigniß wird vielleicht der eine wie der andere Zug verwoben sein. Dieses heitere Durcheinander, dieses kaleidoskopischen pêle-mêle trägt nicht am wenigsten dazu bei, alle solche Reisebeschreibungen unterhaltend, interessant und fesselnd zu machen und wir tragen daher kein Bedenken, aus Schinzens Reisebeschreibung Beispiele dieser und jener Art herauszuheben.

In Solothurn angekommen wollen sie zuerst ihre Toilette machen, ehe sie die Besuche abstatten. Man verlangt nach dem Balbier. Endlich kommt ein Mädchen, welches die nöthigen Instrumente auf den Tisch legt, aber der Balbierer will noch immer nicht kommen. Ungeduldig ruft Schinz: „Wo bleibt der Balbierer!" worauf das fein aufgeputzte Mädchen mit viel Anstand antwortet: „Belieben Sie sich nur zu setzen". Da merkte ich, daß sie selbst das Amt versah und nun schabte sie mir viel geschwinder und sanfter, als ich selbst im Stande gewesen wäre, den Bart. Das gefiel meinen Gefährten so wohl, daß sie es jetzt das erste Mal bereuten, noch nicht älter zu sein, um ebenfalls von einem so artigen Mädchen bearbeitet zu werden.

Dieser Zug gehört unbestritten zum allgemeinen Menschlichen . . . . .

Darauf wurden sie in den Palast des französischen Gesandten geführt, ein schönes Haus, wo ungeachtet, daß der

Gesandte abwesend, aus jeder Ecke ein französischer Diener herhüpfte, um zu sehen, ob das Trinkgeld klein oder groß werde. Von einem schönen Zimmer kam man in das andere und endlich in den großen Saal, wo der französische König den Schweizern gnädigstes Verhör gibt. In der Mitte desselben steht unter einem rothen, sammtnen Baldachin ein Stuhl gleich einem Thron und den Wänden nach mehrere Stühle, doch in tiefer Entfernung von dem Bilde des Monarchen. Ich weiß nicht, wie es mir geworden, ich ward ganz ungehalten in diesem Zimmer, der Schweizerstolz wurde bei dessen Ueberschauung zu tief herabgesetzt. Der Gedanke war mir unerträglich, daß die Nachkömmlinge der Nation, um welcher Freundschaft die Fürsten alle einst eiferten, welcher Frankreichs Thron zu befestigen oder zu fällen gleich leicht war, daß die vordersten Häupter einer tapfern freien Nation nun auf dieser Stelle vor des Königs Dienern sich neigen und aus seinen Händen alljährlich Gnadengelder unterthänigst gehorsamst empfangen. „Wie demüthigend“, ruft Schinz aus, „ist es für Euch Ihr Schweizer, einen solchen Saal, einen Königsstuhl in Euerer Mitte, in Euerer Stadt dulden zu müssen“. Wir eilten hinaus, und an der Thür beugte sich der Diener tief vor der Hand, die ihm einen Thaler geben zu wollen schien. Da er aber fühlte, daß es nur ein halber war, erstellte er sich hochmüthiger als immer zuvor.

Von der Ursuskirche meint Schinz, sie sei unstreitig die schönste katholische Pfarrkirche in der Schweiz, „sie ist von Pisoni, einem Baumeister aus der Herrschaft Luggaris nach guten Regeln der Baukunst gebauen, mit Säulenwerk und stolzen Pilastern in- und auswendig gezieret, der aber die innere Ausschmückung an Altären und Gemälden keineswegs entspricht. Der Zugang zu diesem Tempel ist eine majestätische Treppe, an deren beiden Seiten vortrefflich gehauene ungeheuer große Brunnen, Gefäße

und Bildsäulen angebracht sind". Schinz besteigt auch den Thurm und nennt die Aussicht herrlich.

Amüsant ist die Schilderung von der Audienz beim Schultheißen Glutz. Derselbe hatte die jungen Eidgenossen auf's freundlichste aufgenommen. Während er mit ihnen auf's liebreichste und verbindlichste sprach, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, der französische Gesandte komme zurück. Alles gerieth in Aufregung, der Schultheiß wurde nervös, er schickte sich schon an; denselben willkommen zu heißen; man sah es ihm, während er noch sprach, deutlich an, wie er schon an der Rede studirte, die er vor dem Gesandten halten wollte. Da kam die neue Botschaft, es sei nur die leere Kutsche gewesen. „Armselige Schweizer", dachte ich abermals, „Euer regierendes Haupt wird von einem französischen Kutscher getäuscht, und das Rollen der französischen Kutsche setzt Euch in Bewegung".

Schinz schildert auch die solothurnische Verfassung und spricht von der Herrschaft der Patrizier; es sei sehr selten, daß Handwerker oder andere gemeine Leute in die Regierung kommen, die Rathsstellen verbleiben immer denselben Familien. Vom Vater gehen sie auf den Sohn über.

Bei der Besichtigung des Zeughauses fällt ihm ein Geschütz auf, welches die Orgel genannt wurde. Dasselbe erscheint nach der Beschreibung Schinzens als eine Vorwegnahme der französischen Kugelspritze, man kann mit demselben in drei Wendungen 21 Schüsse thun, bei jeder Wendung können sieben Schüsse auf einmal losgebrannt werden.

Die Gesellschaft besuchte auch das Jesuitenkloster, ein ansehnliches Gebäude. Die Bibliothek erschien Schinz unbedeutend, das Physikaliengebäude armselig genug. Die Insektensammlung war noch nach alter Art eingerichtet, die Insekten waren einfach zwischen zwei Gläser gedrückt. Der die Gesellschaft begleitende Chorherr war nicht gut auf die Jesuiten zu sprechen, es seien meist deutsche

Mönche, die keinen Schweizersinn besäßen, dabei meist ungelehrte Leute, mit denen man manchen unangenehmen Auftritt habe. Niemand in Solothurn werde unzufrieden sein, wenn man diese Leute los sei.

Nach der Besichtigung des Chorschatzes setzte man die Reise fort und zwar wanderte man nun Basel zu. Es war bei der Burg Falkenstein, als man Gelegenheit hatte, den begehrten Esel zu kaufen; der neue Packträger, der engagirt werden sollte, seufzte unter der Last zweier großer Körbe mit Kirschen, sein Besitzer rühmte, er sei die Geduld selbst und trage mehr als 150 Pfund, wenn er auch an einem Auge blind sei. Wir untersuchten ihn hierauf von hinten und vorn und beiden Seiten und kauften ihn endlich um 5½ Neuthaler und 10 Batzen Trinkgeld; die Körbe wurden augenblicklich ausgeleert, und das bei dieser Anordnung ganz in schwermüthige Gedanken versetzte Thier ward uns jetzt mit Haut und Haar, Korb und Strick an die Hand gestellt. Flugs packten die Knechte ab und ehe es der Esel begriffen hatte, waren die Körbe schon wieder so voll gepackt, daß kein Platz mehr vorhanden war, unsere Kleider aufzulegen, um deßwillen wir doch eigentlich den Kauf gemacht hatten.

Den Hauenstein passirend kommt die Gesellschaft über Langenbruck und Waldenburg noch bis Bad Oberdorf. Der Wirth daselbst sprach sich sehr bitter über die Verordnungen der Stadt Basel aus, der Landmann müsse sich vom Bürger drücken und scheeren lassen, die Ausfuhr sei erlaubt, damit die, welche Reben haben, den Wein wohl anbringen möchten, Fremde Weine dürfen wir aber nicht einführen, während der Bürger von demselben kaufen kann, so viel er will; wollen wir ein gutes Glas Wein haben, so müssen wir das beim Bürger kaufen, der uns willkürlich den Preis macht. So haben die Bürger den Weinhandel in ihren Händen, dazu müssen wir von allem Wein, den wir ausschenken, den vierten Theil Ohmgeld geben".

Schon damals arbeitete im ganzen Waldenburger Thal der Webstuhl, und wie heutzutage zeichnete sich das Thal durch seine Kirschenkultur aus. Liestal und die Ruine von Augst halten die Reisenden nicht lange auf; sie eilen, um noch vor Thorschluß nach Basel zu gelangen.

Spät Abends am 21. Juni kamen sie in der Stadt, deren hochragende Münsterthürme sie schon lange zuvor erblickt hatten, an. Im Hotel zu den „Drei Königen nahmen" sie Logis. Des Esels wegen wurde die Gesellschaft zuerst etwas von oben herab behandelt: „Diesen krummen lahmen K..., wo muß man den hinsperren?" fluchte der Hausknecht und band das arme Thier ganz unmenschlich an die Dachrinne, bis Schinz mit einem Donnerwetter dazwischen fuhr und seinem Langohr eine anständige Schlafstelle verschaffte.

Des andern Tages begannen nun die Besuche. Zuerst begab man sich zur Universität, „welches das ist, was Basel immer vor anderen Orten der Schweiz berühmt gemacht hat. Es war just der Tag, da man den Rectorem magnificum einführte. Wir gingen deßhalb in den großen sogenannten Doktorsaal, der an das Münster angebauen ist, ja in der Kirche selbst den Eingang hat. Nach verschiedenen Ceremonien, wo die Rathsherren auf die eine, die akademischen Bürger aber auf die andere Seite zu sitzen kamen, wurde unter Vokal- und Instrumentalmusik der neue Rektor präsentirt, darauf nahm er auf dem Catheder Platz, wo er in einer lateinischen Rede von dem Verhältniß des Staats mit der Akademie und der beidseitigen Beförderung der öffentlichen Glückseligkeit eine schlechte Abhandlung dahersagte".

Die Sammlungen, welche heute das stattliche Museumsgebäude beherbergt, wurden damals in dem Hause „zur Mücken" aufbewahrt: die Bibliothek, die römischen Alterthümer und die Gemälde Holbeins. Schinz sah die Passion, den todten liegenden Christus, Holbeins Selbstporträt und das seiner Frau mit den Kindern; er bemerkt, daß unter diesen Gemälden hauptsächlich

die Passion wegen der annoch unbegreiflichen Lebhaftigkeit, Schönheit und Stärke des Colorits bewundert werde; als Cicerone begleitete prof. theol. Beck die Gesellschaft durch die Sammlung.

Das Mittagessen nahmen sie in den Drei Königen auf der anmuthigen Laube am Rhein. In der Mitte der Tafel sprang ein kleiner Springbrunnen empor, die Bedienung erwies sich als ausgezeichnet. Schinz ist voll Lob über den Gasthof.

Nachmittags wird dem berühmten Rathsherrn Iselin ein Besuch abgestattet. „Derselbe empfing und bewillkommte die Gesellschaft auf die aller ausnehmend liebreichste Art. Er anerbot sich auf's großmüthigste und. soviel ihm seine Geschäfte zulassen, unsern Aufenthalt in Basel nützlich und angenehm zu machen. Wir übergaben ihm unsere Empfehlungsbriefe, deren wir als Söhne seiner Eidgenossen, auch wenn wir ihm sonst unbekannt gewesen wären, nicht nöthig gehabt hätten. Er gab sein liebreiches Söhnchen der Gesellschaft als Begleiter mit und lud die beiden Hirzel ein, bei ihm zu logiren. Er selbst aber führte uns wie ein Vater und Lehrer unter den allerlehrreichsten Gesprächen und nützlichsten Erklärungen in die Münsterkirche. Ich hatte Fäsis Beschreibung der Stadt Basel in der Hand."

Wie man später noch sehen werden wird, ist die mittelalterliche Baukunst vielleicht das Einzige, dem Schinz, der sonst Interesse für Alles bekundet, keine große Beachtung schenkt. Wenn irgendwo so steht er hier unter dem Banne seiner Zeit.

Wohl spricht er davon, daß das Münster „schön" sei; aber das wird nur so nebenbei und ganz kurz gesagt, daß man zweifeln darf, ob er sich der wahrhaft großartigen Schönheit des Interieurs wirklich bewußt worden ist. Länger verweilt er bei dem Grabmal eines Dr. Huber im Kreuzgang. Dagegen scheint ihm die Pfalz imponirt zu haben: „Neben dem Münster ist ein stolzer mit Schattbäumen und Ruhebänken besetzter abgesönderter Spazierplatz, die Pfalz genannt".

Nachdem die Zürcher bei einem Kaufmann Hofmann eine **werthvolle** Gemäldesammlung angesehen, besuchen sie das Rath**haus**, welches ungeachtet es nicht prächtig, doch ein ehrwürdiges **Aus**sehen hat. Darauf gehen sie mit Iselin und Dreierherr Münch, „**zwei** der besten Männer und aufgeklärtesten Köpfe, die Basel **aufweisen** kann", spazieren und Schinz ärgert sich ein wenig, **daß** seine jungen Gesellen mehr Interesse an dem Lällenkönig **bezeigen**, der bei jedem Perpendikelschlag seine Zunge herausstreckt, **als** an den lehrreichen Gesprächen Iselins und Münchs.

Sie besuchten auch Hüningen, welches damals noch eine französische Festung war. Auf dem Eingangsthor zu derselben las Schinz die Inschrift:

Ludovicus magnus
Rex Christianissimus
Belgicus Sequanicus Germanicus
Pace Europa concessa
Huningam arcem
Sociis tutelam, hostibus terrorem
exstruxit 1681.

„Wann diese Festung keine andere als diese Absicht hat, so sollten die Schweizer sich darüber freuen und sie nicht mit scheelen Augen ansehen" meint Schinz dazu.

Am folgenden Tage wird das Gefängniß in Basel besucht, „welches nicht zum Besten eingerichtet ist". Die Stadt durchwandernd werden sie natürlich auch auf den Birsig aufmerksam, gegen welchen alle Hinterhäuser und die heimlichen Gemächer eines großen Theils der Stadt in verworfener Ordnung paradiren.

Herr Rathsherr Buxtorf, mit dem Schinz in Locarno bekannt geworden, empfing diesen „mit völliger Herablassung" und zeigte ihm die in Augst gefundenen Antiquitäten.

Interessant ist die Beschreibung, die Schinz von einer Immatrikulation gibt, der er beiwohnte und auch sein Raisonnement

darüber. „Ich ging in den Doktorsaal hinauf, um die Huldigungsceremonie zu sehen, wo alle cives academici, die Doctores med. jur., die Geistlichen, die immatrikulirten Studiosi dem Rektor Treue und Gehorsam zu leisten versprachen. Der Pedell, der in rothem Mantel mit großem silbernem Stab sein Amt verrichtete, alles in rothen oder grauen Mänteln oder Lehrröcken angethan, je nach dem Stand, war ein possierlicher Aufzug und die Grundsätze eines von dem Staat abgesonderten und dennoch im Staat begriffenen Staates wollten mir durchaus nicht in den Kopf. Je mehr äußerlicher Pomp dabei war, je weniger Gelehrsamkeit schien mir dabei sein zu können, ja es hat das Ansehen, als ob die Vorrechte der Universität wirklich der Ausbreitung der Wissenschaften in einem Staate nachtheilig sein müssen, indem nothwendig zwischen denen, so zu dem Universitätskorpus gehören und den übrigen Bürgern eine gewisse Abneigung walten muß, die so lange nicht aufgehoben wird, so lange die beidseitigen Interessen nicht stärker mit einander verwebt sind".

Ein weiterer Besuch gilt dem berühmten Mathematiker Dr. Daniel Bernoulli, der ein „liebreicher gutdenkender schätzbarer Greis" genannt wird. Das Gespräch kam auf die Aufklärung der Nation und speziell dann auch auf die Schulreorganisation in Zürich, wo der Name Realschule ihm gar lächerlich vorkam, bis ihn Schinz belehrte, daß dies nicht königliche Schule heiße. Nachdem auch dem Kupferstecher von Mechel ein Besuch abgestattet worden, ging man in den Spital, welcher in der Barfüßerkirche eingerichtet war. Derselbe enthielt mehr Pfründner als wirklich Kranke. Der Spitalmeister machte eben die Visitation und schalt einen, der sein Bett noch nicht gemacht, in unserer Gegenwart auf die abscheulichste Weise mit Fluchen und Schwören aus, daß einem Hören und Sehen verging. Dieses Urtheil stimmt vollständig überein mit dem des Prof. Spazier, welcher Basel 1790 besuchte. Auch dieser notirt, daß das Hospital schlecht beschaffen sei.

Zum Schluß bestieg Schinz mit seiner Reisegesellschaft den Münsterthurm, um sich das Bild von Basel noch einmal vor seiner Abreise deutlich einzuprägen. Und wie er Basel noch einmal von der Vogelperspektive überschaut, so gibt er auch, ehe er scheidet, noch ein Gesammtbild der alten Stadt am Rhein.

„Basel übertrifft an Größe, Reichthum alle anderen Städte der Schweiz weit. In der gemeinen Denk- und Lebensart ist sie Zürich am ähnlichsten, besonders in dem Kaufmannsgeist, in der Haushaltungsart und den Ergötzlichkeiten. In der Gelehrsamkeit hingegen und den Wissenschaften, in allgemeiner Aufklärung, in dem allgemeinen Eifer für das gemeine Beste, in der gesellschaftlichen Vereinigung dazu, in den Anstalten für das Gute und Anstalten gegen das Böse ist sie gegen Zürich um 20 Jahre zurück. Die Regierungsart ist sehr demokratisch, die Handwerksleute und Zünfte sind von größtem Einfluß". Schinz erwähnt auch den kuriosen Brauch, daß die Grosrathsstellen durch's Loos vergeben werden. So hat das blinde Glück die Bestellung der ganzen Regierung größtentheils in den Händen. Darauf kommt er auf gewisse Aeußerlichkeiten zu sprechen. Die Standeshäupter, schreibt, werden in einer Kutsche in das Rathhaus abgeholt, die aber etwas sonderbar aussieht.

Damit keiner den Vorrang zu haben scheine, sind die vier Sitze so angebracht, daß keiner für sich, sondern alle auf die Seiten das Angesicht und je zwei einander den Rücken kehren. Dieser Wagen hat etwas sehr Feierliches! fügt er mit milder Ironie hinzu. Die Pracht ist in Basel so groß, als immer in Zürich, ja sogar viel größer, um so viel reichere Kaufleute es hat. Der Aufwand in Kleidern ist jedoch bürgerlich eingeschränkt. Das Kutschenfahren ist gewöhnlicher, als bei uns, es gibt auch mehr, die Pferde halten. Man zählt 600 Kutschenpferde. Die Häuser haben mehr Anstand, als die unserigen, weil sie aus

einem rothen Stein gebauen sind, der recht schön steht. Gemeiniglich aber streicht man die Pfosten und Ecken an den Häusern mit rother Farbe an, die Fensterläden alsdann grün, dabei sie ein recht lebhaftes Aussehen bekommen. Das ganze steinerne Münster ist mit dergleichen dunkelrother Farb übertüncht. Die Zimmer sind sehr kostbar möblirt. Man hält viel auf Gemälde und Tapeten, viel auf hölzerne Schnitzwerke. Die Schönzimmer befinden sich gemeiniglich im untersten Stockwerk. Man ist sehr reinlich. Die Stegen sind aus Nußbaumholz und werden mit Wachs eingerieben. Man trägt daher Ueberschuhe, die man beim Eintritt in das Haus anzieht. Außen an den Häusern unter den Fenstern sind Spiegel angebracht, um bequem die Vorübergehenden und Eintretenden betrachten zu können.

Von den Baslern meint Schinz, daß sie sich allzu oft dem Schmausen und Trinken ergeben. Gelehrte Gesellschaften, wie in Zürich, gibt es nicht. Der Kaufmann ist ungleich weniger gelehrt, als in Zürich. Literatur, Wissenschaften und Künste werden weniger gepflegt. Schinz findet in Basel einen Kastengeist: man könne die Bevölkerung eintheilen in Gelehrte, Staatsleute, Kaufleute und Handwerker. Die Universität hat von ihrem alten Wesen nur das Kleid behalten: die Ceremonien. Schinz glaubt, daß das von Nachtheil für die Wissenschaft sei, wenn man auch annehmen würde, daß die Universitäten allemal die Depositairs der Gelehrsamkeit seien, „woran ich aber bei Basel zweifle“. Denn neben diesen Vorrechten hat diese hohe Schule noch dieses eigen, daß die Lehrer alle Bürger von Basel sein müssen, daß sie schlecht belohnt, von einer Profession zur andern übergehen und den einträglichsten Stellen ihre besondere Neigung zu der und dieser Wissenschaft aufopfern, aus doctores juris doctores medicinae und aus Sprachgelehrten Professoren der Botanik oder Theologie und also in omnibus aliquid, in toto nihil zu werden, sich gleichsam gezwungen sehen“. Trotz dieses scharfen

Urtheils hebt Schinz hervor, daß Basel bei alledem große Gelehrte aufzuweisen habe.

Am 26. Juli rüstete man sich zur Abreise. Bei dieser Gelegenheit sollte Schinz noch mit einem Element Bekanntschaft machen, das er bei seiner Schilderung Basels gänzlich ignorirt hatte: die Basler Gassenjungen. Als die Gesellschaft nämlich das Hotel verlassen hatte, warf der Esel, schlecht geladen, mitten in der Stadt seine ganze Bagage auf die Straße. Man kann sich denken, wie schnell sich ein Zuschauerkreis um diese Gruppe gebildet und was für Witze die Zürcher alles zu hören bekamen. „Das unverschämte Gewäsch von Urtheilen, die bald über unsern Hofstaat, bald über uns selbst ergingen, waren unausstehlich", klagt Schinz.

Von Basel aus wandte man sich dem Birsthal zu, und kommt über Arlesheim, wo man die schöne Stiftskirche bewundert, nach Laufen. Dort versammeln sich um die ruhende Gesellschaft eine Menge strickender Mädchen und Schinz erfährt, daß die Strumpfstrickerei die Hauptindustrie des Thales bildet. Verdient wird allerdings dabei wenig genug. Ein fleißiges Mädchen bringt täglich ein Paar Strümpfe zu Stande. Der Lohn für das Stricken allein beträgt aber nur 6 Rappen pro Paar. Gerührt von diesem elenden Verdienst theilt Schinz eine kleine Summe unter die Mädchen aus und meinte dabei: „Was ist Freudigeres, als den Dürftigen Gutes thun oder mit unerwarteter Freigebigkeit dem Schmachtenden bevorkommen".

Mit dem Eintritt in das Delsberger Thal begann das Französische zu herrschen. Beim Mittagessen war die Gesellschaft außerordentlich lustig. Das wollte sich der Wirth zu Nutze machen; er brachte nämlich viel mehr als bestellt war, statt eines Bratens drei. Schinz merkte aber den Kniff. „Dies solt Du über ein kleines nicht mehr sehen, denn so unverschämt hoch seine Zeche war, so unverschämt waren wir gegen ihn. Sobald man

die Zeche bezahlt hatte, wurden nämlich die übrigen Braten dem Esel aufgeladen und der Wirth hatte das Nachsehen."

Den Eingang in's Münsterthal nennt er ein scheußliche Gegend. Gleich einem Thor öffnen zwei nahe beisammenstehende, ungeheuere, ausgezackte Felsen den Weg in das durchaus enge, von der Birs durchflossene Thal. Heutzutage würde man ohne Zweifel diese Gegend großartig, romantisch finden. Der Durchgang, so führt Schinz fort, scheint wie durch einen gewaltsamen Stoß in eine Mauer entstanden zu sein. Zwischen diesen sonderbar gestalteten, nicht hohen, doch schrecklich anzusehenden Bergketten führt die gute Landstraße immer neben dem Fluß hin, ein wenig in die Höhe. Bei Roches geben die dichten Wälder der Gegend ein schwermüthiges Aussehen, die Einwohner sind aber ein lustiges, fröhliches Franzosenvolk. Hinter dem Dorf wird das Thal noch wilder und schrecklicher, denn die Felsen stehen einander senkrecht gegenüber, ausgezackt, einander ganz entsprechend. Erst eine halbe Stunde nach Münster wird das Thal milder, weiter und freudiger, ringsum ist schönes Mattland, sind Kornfelder zu sehen.

Weitergehend treffen die Reisenden, bei den Pechhütten, einen Wiedertäufer an von liebreichem Gespräch und demüthigem Wesen. Seine Reden waren sehr vernünftig, sie verriethen eine natürliche Philosophie, eine ungemeine Zufriedenheit und etwas Hang zur Einsamkeit. Beim Ausgang des Münsterthales kamen die Zürcher nach Pierreport, von dem einige sagen, daß es ein Werk der römischen Kaiser sei. Schinz glaubt das nicht, da kleine Republiken zu seiner Zeit viel erheblichere Werke gemacht hätten. Er erinnert an das Urner Loch und die Straße am Platifer.

Vom Münsterthal aus wendet sich die Caravane südwärts Biel zu. Bei Péry, erzählt Schinz, geht man durch eine enge Klus, in ein scheußlich enges mit steilen hohen Schieferwänden und finstern daran hängenden Waldungen umzäuntes förchterliches Thal und in demselben durch die ödesten und scheußlichsten Ge=

genden allmälig eine Stunde lang bergauf. Die Landstraße nach Biel ist am Abhang des Gebirges sehr bequem, zuweilen durch Felsen gehauen, zuweilen untermauert, sie geht lange zwischen zwei hohen traurigen Bergen durch, auf einmal aber öffnet sich die allerschönste Aussicht, die wir auf der ganzen Reise angetroffen.

Es ist entschieden von Interesse zu wissen, welcher Aussicht Jemand, der die ganze Schweiz bereist hat, den Preis zuerkennt. Hören wir daher, wie Schinz die Landschaft beschreibt, welche seinem Ideal einer schönen Gegend am nächsten zu kommen scheint.

„Wir hatten eine natürliche Landkarte des ganzen Solothurns, eines Theils des Berner und Freiburger Gebietes, die Gegend um Biel, den Bieler- und Neuenburger See vor uns und wir brauchten die künstliche Karte einzig, um die ganze weite (!) Landschaft zu bestimmen und die Orte zu nennen. Schöneres und Reizenderes kann man sich nichts einbilden; vor unsern Füßen sahen wir die Weinberge von Biel, gerade vor uns die angenehme Stadt selbst, das glänzende Nidau, den freudigen Bieler- und weiterhin den Neuenburgersee, Neustadt, Landeron, Erlach, auf der andern Seite gegen Norden Solothurn und ihr ganzes Thal, das ganze Gebirg, den Jura über das Berner und Freiburger Gebiet hin in die schimmernden Schneegebirge, gegen Abend den hohen Chasseral und die Kette von Gebirgen die von selbigem her gegen dem Fürstenthum Valengin sich hinziehen; zudem allem war es einer der angenehmsten Sommerabende, die Sonne war eben im Untergehen und warf noch die letzten Strahlen auf die weite Landschaft zurück. Es war unmöglich von der Stelle wegzukommen bis die dunkeln Schatten des späten Abends die Aussicht verdunkelten“.

Zu dieser wonnevollen Aussicht bildete die Aufnahme in Biel einen etwas schroffen Contrast. Wegen ihres verstaubten Aussehen hielt man die Reisenden wieder für Handwerksburschen oder Studenten und es fielen böse Worte, man wolle besser be-

die Zeche bezahlt hatte, wurden nämlich die übrigen Braten dem Esel aufgeladen und der Wirth hatte das Nachsehen."

Den Eingang in's Münsterthal nennt er ein scheußliche Gegend. Gleich einem Thor öffnen zwei nahe beisammenstehende, ungeheuere, ausgezackte Felsen den Weg in das durchaus enge, von der Birs durchflossene Thal. Heutzutage würde man ohne Zweifel diese Gegend großartig, romantisch finden. Der Durchgang, so fährt Schinz fort, scheint wie durch einen gewaltsamen Stoß in eine Mauer entstanden zu sein. Zwischen diesen sonderbar gestalteten, nicht hohen, doch scheußlich anzusehenden Bergketten führt die gute Landstraße immer neben dem Fluß hin, ein wenig in die Höhe. Bei Roches geben die dichten Wälder der Gegend ein schwermüthiges Aussehen, die Einwohner sind aber ein lustiges, fröhliches Franzosenvolk. Hinter dem Dorf wird das Thal noch wilder und schrecklicher, denn die Felsen stehen einander senkrecht gegenüber, ausgezackt, einander ganz entsprechend. Erst eine halbe Stunde nach Münster wird das Thal milder, weiter und freudiger, ringsum ist schönes Mattland, sind Kornfelder zu sehen.

Weitergehend treffen die Reisenden, bei den Pechhütten, einen Wiedertäufer an von liebreichem Gespräch und demüthigem Wesen. Seine Reden waren sehr vernünftig, sie verriethen eine natürliche Philosophie, eine ungemeine Zufriedenheit und etwas Hang zur Einsamkeit. Beim Ausgang des Münsterthales kamen die Zürcher nach Pierreport, von dem einige sagen, daß es ein Werk der römischen Kaiser sei. Schinz glaubt das nicht, da kleine Republiken zu seiner Zeit viel erheblichere Werke gemacht hätten. Er erinnert an das Urner Loch und die Straße am Platifer.

Vom Münsterthal aus wendet sich die Caravane südwärts Biel zu. Bei Péry, erzählt Schinz, geht man durch eine enge Klus, in ein scheußlich enges mit steilen hohen Schieferwänden und finstern daran hängenden Waldungen umzäuntes förchterliches Thal und in demselben durch die ödesten und scheußlichsten Ge-

genden allmälig eine Stunde lang bergauf. Die Landstraße nach Biel ist am Abhang des Gebirges sehr bequem, zuweilen durch Felsen gehauen, zuweilen untermauert, sie geht lange zwischen zwei hohen traurigen Bergen durch, auf einmal aber öffnet sich die allerschönste Aussicht, die wir auf der ganzen Reise angetroffen.

Es ist entschieden von Interesse zu wissen, welcher Aussicht Jemand, der die ganze Schweiz bereist hat, den Preis zuerkennt. Hören wir daher, wie Schinz die Landschaft beschreibt, welche seinem Ideal einer schönen Gegend am nächsten zu kommen scheint.

„Wir hatten eine natürliche Landkarte des ganzen Solothurns, eines Theils des Berner und Freiburger Gebietes, die Gegend um Biel, den Bieler- und Neuenburger See vor uns und wir brauchten die künstliche Karte einzig, um die ganze weite (!) Landschaft zu bestimmen und die Orte zu nennen. Schöneres und Reizenderes kann man sich nichts einbilden; vor unsern Füßen sahen wir die Weinberge von Biel, gerade vor uns die angenehme Stadt selbst, das glänzende Nidau, den freudigen Bieler- und weiterhin den Neuenburgersee, Neustadt, Landeron, Erlach, auf der andern Seite gegen Norden Solothurn und ihr ganzes Thal, das ganze Gebirg, den Jura über das Berner und Freiburger Gebiet hin in die schimmernden Schneegebirge, gegen Abend den hohen Chasseral und die Kette von Gebirgen die von selbigem her gegen dem Fürstenthum Valengin sich hinziehen; zudem allem war es einer der angenehmsten Sommerabende, die Sonne war eben im Untergehen und warf noch die letzten Strahlen auf die weite Landschaft zurück. Es war unmöglich von der Stelle wegzukommen bis die dunkeln Schatten des späten Abends die Aussicht verdunkelten“.

Zu dieser wonnevollen Aussicht bildete die Aufnahme in Biel einen etwas schroffen Contrast. Wegen ihres verstaubten Aussehen hielt man die Reisenden wieder für Handwerksburschen oder Studenten und es fielen böse Worte, man wolle besser be-

wirthet werden u. s. w. Daraus merkte dann allerdings der Wirth, daß es Leute mit Geld sein müßten. Er stellte sich demüthig, aber nicht aus Ehrfurcht, sondern weil er dachte, die müssen es mir bezahlen. Biel wurde in Begleitung des Pfarrers Eldin besichtigt, welcher in Zürich geboren und auferzogen worden war. Er führt die Zürcher in seine Kirche, die ein altes Gebäude ist, und außer den vielen eroberten Fahnen und Trophäen, die an der Diele aufgehängt sind, nichts merkwürdiges hat. Trophäen und Siegeszeichen würden aber, so meint Schinz, einem Zeughaus weit mehr Ehre machen als einer Kirche, in der das Evangelium des Friedens gepredigt wird. Schinz ist dafür entzückt von der lieblichen Aussicht auf den See. Was die Bieler selbst betrifft, so bezeigen sie dem Bischof, ihrem Herrn, nicht sonderlich viel Achtung; lieber reden sie von ihren Beziehungen zu den Eidgenossen, die sind ihnen heilig und unverbrüchlich.

Von Biel aus besucht man die Petersinsel, über die sich Schinz folgendermaßen äußert: Die Lage dieser Insel ist ungemein lieblich, angenehm, malerisch schön, zu Idyllen und romanhaftem Leben wie eigentlich ausgesucht. Da sollte unser Salomon Geßner wohnen und das Land zu seinem Eigenthum haben, er würde zu seinen Werken noch einmal so viel hinzuzuschreiben haben und jede Seite des angenehmen Gestades würde er in Kupfer setzen.

In Neuenstadt lernen die Reisenden die blühende Uhrenindustrie kennen. Das Poliren und Vergolden wird von den Weibspersonen besorgt. Mit dem Vergolden kann man täglich 1/2 Neuthaler verdienen. Schinz fällt es auf, wie viel Perrücken in der Gegend getragen werden.

Einen längeren Halt machte die Gesellschaft in Neuenburg. Es ist klar, daß der erste Ausgang dem Alles beherrschenden Schloßhügel galt. Auch hier scheint die Kirche wenig

Eindruck auf Schinz gemacht zu haben, er nennt sie uralt, mit Bildhauerarbeit verziert. Das ist Alles. Das Schloß ist nicht prächtig, sondern ganz nach alter Bauart. Die Zürcher logirten beim deutschen Pfarrer, einem Landsmann von ihnen, Namens Schultheß, der sie kostbar auf's niedlichste, mit vielem Anstand bewirthete. Die Besoldung des Pfarrers beträgt 600 Fr. In Neuenburg leben viele Edelleute, doch stehen die reichen Kaufleute, Besitzer von Kattundruckereien, nicht in geringerer Achtung; die Häuser sind kostbar von außen und innen, die Lebensweise ist sehr vornehm und schimmernd; das Spiel soll hoch getrieben werden und sehr im Schwange sein. Die Lebensmittel sind, mit Ausnahme des Weines, theuer. Man rühmte Schinz die Freiheit, die man hier in allen Absichten genieße, welches der Grund sei, warum so viele fremde Leute, die anderswo nicht haben bestehen können, sich hieher ziehen. Dagegen wird über die hohen Brodpreise geklagt, das komme daher, weil der Staat das Kornmonopol habe. Das Korn wird meistens aus Burgund und Italien importirt. Der Einfluß des Landesfürsten auf die Regierung sei gering. — — Von Neuenburg aus macht die Gesellschaft einen Abstecher nach Chauxdefonds und Locle. Die dortigen Berge erinnern Schinz an die Appenzeller, nur sind hier die Anhöhen mit dichten Tannenwäldern bewachsen, die Häuser sind steinern, die Bauart nach eigenen Gusto: Satteldächer mit ausgeschweifter Steinhaube, die Façade breit, aus zwei Stockwerken bestehend. Nicht selten findet man an der Vorderseite 9 große Fenster und an der eigentlichen Langseite nur drei oder vier, einzig die neuesten Häuser haben Schornsteine mit Mauerwerk, während auf den andern Dächern ungeheure Rauchfänge von Brettern angebracht sind, die wie kleine Thürme aussehen. Das Klima ist rauh. Schinz schreibt das den vielen Wäldern zu, welche die Sonnenstrahlen in sich aufschlucken. — Schon damals bildete die Uhrenfabrikation den Haupterwerb. Keine Haus-

haltung, welche bei derselben nicht betheiligt wäre. Auch die Arbeitstheilung war schon in hohem Grade ausgebildet. Die Einen formen und gießen Uhrenkästen, andere fertigen die einzelnen Theile der Uhr, wieder andere setzen sie zusammen, die Vierten geben sich mit dem Schmelzwerk ab oder poliren, graviren, vergolden, firnissen, kurz sie thun Alles, was immer zu dieser Kunst mag gezählt werden, selbst die allerfeinsten Werkzeuge der Mechaniker der größten Städte Europas werden da verfertigt und die gustosesten Uhren, die in Paris und Italien verkauft werden, kommen größtentheils aus dieser Gegend. Daher kommt sehr viel Geld in diese Thäler, die Leute können sich gut kleiden und haben schmuckreiche Wohnungen.

Unsere Gesellschaft macht auf einen Besuch bei dem damals bekannten Künstler Jacques Droz, der gerade ein Uhrwerk verfertigte, welches von selbst eine vollkommen artige Zeichnung herstellte. Ein anderes Uhrwerk sah man, welches alles das niederschrieb, was man ihm vorlegte. Das Gehäuse beider Uhren ist von Holz und stellt nackte Kinder dar. Schinz ist voll Bewunderung für diese Werke, ebenso für die Bescheidenheit des Künstlers.

Durch das Val de Travers geht es Grandson zu; unterwegs in Couvet wohnen die Reisenden einer Predigt bei, wo sie hören, daß beim Gottesdienst nicht nur für den König von Preußen gebetet wird, sondern für das ganze königliche Haus, mit Herzählung der verschiedenen Personen desselben. Zu Motier wird das Haus Rosseau's besucht. Grandson fesselt sie nicht lange, die Kirche ist sehr alt, hat aber nichts Merkwürdiges, außer daß man darin Reliquien von dem alten heidnischen Opferdienste zeigt. Das Städtchen wird von freiburgischen und bernischen Landvögten abwechselnd regiert. Aus dieser Doppelherrschaft und der geheimen Rivalität zwischen Bernern und Freiburgern wußten die Bürger von Grandson Nutzen zu ziehen. Wenn ein bernischer Vogt da ist, erzählten sie Schinz, so gehen die Appellanten

nach Freiburg, und ist ein Freiburger da, so geht es umgekehrt. Man darf aber darauf zählen, daß Bern die freiburgischen und Freiburg die bernischen Urtheile umstößt. Wir Unterthanen gewinnen immer bei diesem Handel. Yverdon gehört allein Bern, es ist eine ansehnliche Stadt, mit einer nach italienischem Geschmack vollkommen kunstmäßigen, kostbaren neuen Kirche, mit einer an Bildhauerarbeiten überaus prächtigen Façade, welche ohne die Spitalkirche zu Bern wohl eine der schönsten im ganzen Lande sein mag.

Aus Payerne notirt er sich, daß jedem angehenden Bürger eine Juchart Mattland zu freiem Genuß übergeben wird, ein Rest der alten Allmendgenössigkeit. Hauptindustrie ist hier der Tabakbau; es gibt drei Fabriken, jede liefert 300 Zentner Tabak im Jahr, ein Pfund in der Fabrik gekauft, kostet 2 Batzen. Den Fremden zeigt man natürlich auch den berühmten unter dem Dach einer Krambude aufgehängten Sattel, welcher der burgundischen Königin, so das Kloster hier gestiftet und Bertha hieß, Reitsattel soll gewesen sein; es ist aber ein altes garstiges Holz, welches man kaum als einen Sattel erkennen kann. Bei Payerne verkaufte man den Esel, den man um 4½ Neuthaler gekauft, um weniger als die Hälfte.

Die Besichtigung von Avenches enttäuschte Schinz, er hatte mehr erwartet. Ein Nachspürer und Kenner der Alterthümer, schreibt er, der sich ungleich mehr um die Wahrscheinlichkeiten vergangener Zeiten, ob der, oder ein anderer Feldherr durchgezogen, ob ein Buchstab die Regierung des damaligen Bürgermeisters, oder den Namen eines Kriegsobersten bedeute und um andere derlei Wichtigkeiten mehr bekümmert, als um den ganzen damaligen Zustand des menschlichen Geschlechtes, ein solcher mag hier Materie für Neugier zu sättigen finden, da wir es mit gleichgültigen Augen ansahen. Man könnte Tage lang zubringen, bis man alle verblichenen Buchstaben ausstudirt und die Figuren erklärt hätte; uns war gar nichts darum zu thun, es regnete,

wir eilten dem Wirthshaus zu und ließen uns Wein und Käs zum Mittagessen wohl schmecken. Man erzählte uns, einige lascive Mosaikfiguren, welche in dem Pavement in der Schloßmatten zu sehen gewesen, hätten vor ein paar Jahren für einen Franzosen ausgehoben und nach Paris transportirt werden sollen, die Arbeiter seien aber ungeschickt mit dem Mosaik umgegangen, hätten sie zerbrochen und der Franzose sei um sein Vergnügen gekommen.

Auf dem Schlachtfeld von Murten betrachten die Reisenden das berühmte Beinhaus. Man kann dem natürlichen Schauer nicht widerstehen, schreibt Schinz, der einen ergreifet, wenn man diesen großen Beinhaufen der vielen tausend Menschen betrachtet. Dies Denkmal ist feierlich.

Endlich nähern sie sich der Stadt Bern.

Die Gegend gefällt ihm nicht, um so besser aber die Leute; weil sie das mühsame Rebwerk nicht haben, sehen die Bauern alle viel fetter und habliger aus, als die unserigen, sie trinken wenig Wein, dagegen viel Milch und essen wohlgeschmalzt und dies gibt ihnen das schöne Aussehen. Von den hagern, abgerunzelten Gesichtern, die in den Weinlanden so gewohnt sind, sieht man keine. Die Bauern tragen kleine, runde Strohhüte, kurze, schwarze, bis über die Lenden gehende Tschöpli, weiße, weite Flotterhosen und weiße Strümpfe.

Nachdem sie an einem Bach etwas Toilette gemacht, zieht die Gesellschaft über Bümpliz auf der gleichsam königlichen mit vielen hundert Ulmen und andern Schattenbäumen besetzten, prächtigen Landstraße weiter und langt beim allerschönsten Sommerabend in Bern an.

Am Thor ziehen sie die Aufmerksamkeit der Wache auf sich. „Die Herren sind nicht alle aus der Stadt?“ fragt höflich der Wachtmeister.

Nicht ein einziger, antwortete ich.

Dann müssen Sie halt machen. Der Wachtmeister rief noch 2 andere Tagdiebe herbei und frug dann weiter: Was Lands, was Hantirung?

Reisende sind wir.

Woher?

Schweizer sind wir!

Woher Schweizer?

Wir kommen von Basel.

Und diese Bursche da?

Sind unsere Diener.

„Von den Fußsohlen bis auf den Scheitel durchblickte mich einer dieser Kerle so verächtlich, daß ich ihn hätte zerreißen mögen. Wir gaben die Namen unserer Gesellschaft an und traten in die Stadt ein.“ Die Zürcher logirten im Falken und es verschaffte ihnen Ansehen, daß sie mit dem Sensal Pestalozzi und Direktor Lavater aus Zürich in freundschaftlicher Weise sich unterhielten.

Am folgenden Tage begannen die Besuche. Herr von Wattenwil, dem sie zuerst ihre Aufwartung machten, war gerade im Begriff, sich auf sein Landgut zu begeben. Er lud sie ein, ihn dort aufzusuchen, worauf sie sich tief verbeugten und sich entfernten.

Darauf ward das Spital besichtigt. „Dasselbe sieht eher einem fürstlichen Palaste gleich, als einer Anstalt gegen menschliches Elend. Der äußere Theil dieses großen und weitläufigen Gebäudes ist den Pfrundnern und Kranken gewidmet, der innere enthält die Oekonomiegebäude und ein Tollhaus, worin wahnsinnige Leute, auch selbst vom vornehmsten Stand, gehalten werden. Der äußern Pracht und den daran verschwendeten königlichen Kostbarkeiten entspricht aber das Innere nicht. Man erwartet eine wimmelnde Menge von Kranken, Verlassenen und unterstützungsbedürftigen Leuten, deren man aber gar wenig sieht. Die Zimmer für die Aufseher und Wärter, für die Versamm-

wir eilten dem Wirthshaus zu und ließen uns Wein und Käs zum Mittagessen wohl schmecken. Man erzählte uns, einige lascive Mosaikfiguren, welche in dem Pavement in der Schloßmatten zu sehen gewesen, hätten vor ein paar Jahren für einen Franzosen ausgehoben und nach Paris transportirt werden sollen, die Arbeiter seien aber ungeschickt mit dem Mosaik umgegangen, hätten sie zerbrochen und der Franzose sei um sein Vergnügen gekommen.

Auf dem Schlachtfeld von Murten betrachten die Reisenden das berühmte Beinhaus. Man kann dem natürlichen Schauer nicht widerstehen, schreibt Schinz, der einen ergreifet, wenn man diesen großen Beinhausen der vielen tausend Menschen betrachtet. Dies Denkmal ist feierlich.

Endlich nähern sie sich der Stadt Bern.

Die Gegend gefällt ihm nicht, um so besser aber die Leute; weil sie das mühsame Rebwerk nicht haben, sehen die Bauern alle viel fetter und habliger aus, als die unserigen, sie trinken wenig Wein, dagegen viel Milch und essen wohlgeschmalzt und dies gibt ihnen das schöne Aussehen. Von den hagern, abgerunzelten Gesichtern, die in den Weinlanden so gewohnt sind, sieht man keine. Die Bauern tragen kleine, runde Strohhüte, kurze, schwarze, bis über die Lenden gehende Tschöpli, weiße, weite Flotterhosen und weiße Strümpfe.

Nachdem sie an einem Bach etwas Toilette gemacht, zieht die Gesellschaft über Bümplitz auf der gleichsam königlichen mit vielen hundert Ulmen und andern Schattenbäumen besetzten, prächtigen Landstraße weiter und langt beim allerschönsten Sommerabend in Bern an.

Am Thor ziehen sie die Aufmerksamkeit der Wache auf sich. „Die Herren sind nicht alle aus der Stadt?“ fragt höflich der Wachtmeister.

Nicht ein einziger, antwortete ich.

Dann müssen Sie halt machen. Der Wachtmeister rief noch 2 andere Tagdiebe herbei und frug dann weiter: Was Lands, was Hantirung?

Reisende sind wir.

Woher?

Schweizer sind wir!

Woher Schweizer?

Wir kommen von Basel.

Und diese Bursche da?

Sind unsere Diener.

„Von den Fußsohlen bis auf den Scheitel durchblickte mich einer dieser Kerle so verächtlich, daß ich ihn hätte zerreißen mögen. Wir gaben die Namen unserer Gesellschaft an und traten in die Stadt ein.“ Die Zürcher logirten im Falken und es verschaffte ihnen Ansehen, daß sie mit dem Sensal Pestalozzi und Direktor Lavater aus Zürich in freundschaftlicher Weise sich unterhielten.

Am folgenden Tage begannen die Besuche. Herr von Wattenwil, dem sie zuerst ihre Aufwartung machten, war gerade im Begriff, sich auf sein Landgut zu begeben. Er lud sie ein, ihn dort aufzusuchen, worauf sie sich tief verbeugten und sich entfernten.

Darauf ward das Spital besichtigt. „Dasselbe sieht eher einem fürstlichen Palaste gleich, als einer Anstalt gegen menschliches Elend. Der äußere Theil dieses großen und weitläufigen Gebäudes ist den Pfrundnern und Kranken gewidmet, der innere enthält die Oekonomiegebäude und ein Tollhaus, worin wahnsinnige Leute, auch selbst vom vornehmsten Stand, gehalten werden. Der äußern Pracht und den daran verschwendeten königlichen Kostbarkeiten entspricht aber das Innere nicht. Man erwartet eine wimmelnde Menge von Kranken, Verlassenen und unterstützungsbedürftigen Leuten, deren man aber gar wenig sieht. Die Zimmer für die Aufseher und Wärter, für die Versamm-

lung des hohen Spitalpflegers, die darin angebrachte Hauskirche nehmen einen guten Theil des Gebäudes ein. Man muß in Bern das Innere sehen und sich nicht durch das Aeußere blenden lassen, dachte ich dabei.

Das Zuchthaus ist weit volkreicher. Es steht gerade neben dem Spital und dient zur Verwahrung auf mehr oder weniger Monate oder Jahre zur Korrektur an's Schanzenwerk verurtheilter Uebelthäter und liederlicher Personen, die täglich an Karren geschlossen den Abraum der Stadt wegführen und andere geringe Dienste thun müssen".

Herrlich erscheint unserm Autor die öffentliche, fast eine halbe Stunde lange, mit Bäumen und Strauchwerk geschmückte Promenade der Enge.

„Gegen Mittag gingen wir auf's Rathhaus, um den Rath ein- und ausgehen zu sehen. Es ist ein sehr altes Gebäude und macht im Vergleich mit der übrigen Pracht, die in dieser Stadt herrscht, wenig Ansehen. Der große Rathssaal ist nieder, finster, in der Diele gewölbt, grün gekleidet, hat aber dennoch wahre Feierlichkeit und Majestät in sich. Die Rathsherren gehen schwarz in seidenen Mänteln in den Rath und haben anstatt des Hutes steife, hohe, sammetene Mützen, die sie immer vor sich in den Händen oder unter den Armen tragen, sie haben mächtige Staatsperrücken auf, auch die großen Räthe tragen schwarze Mäntel und große Perrücken oder fliegende Haare, gehen aber gefarbt gekleidet, welches sehr übel stehet. Sie tragen das Barett, ein niedriges seidenes, rundes Hütchen, aber nur auf's Rathhaus".

Vom Zeughaus bemerkt Schinz: „Das, wodurch sich dieses große Arsenal vor allen andern in der Schweiz unterscheidet, ist die Menge ganz neu nach den besten Regeln der Kriegskunst gegossenen kleinen Kanonen, deren etliche Hundert sind, ohne die vielen alten und großen zu rechnen, davon auch eine schöne Zahl ist". Schinz erwähnt ferner die Statue Nägelis, des Eroberers

des Pays de Vaud und die „große Metz“, eine ungeheuere eiserne Kanone von 1413, welche in sehr vielen Schlachten den Ausschlag gegeben haben und daher sehr gefürchtet gewesen sein soll.

Darauf besuchen sie das Inselspital, welches gleich dem andern Spital ein fürstlich prächtiges Gebäude ist, an dem Platz des vormaligen Dominikaner-Frauenklosters und aller Art Kranke, Verbürgerte, zur Pflege und Heilung aufzunehmen dient. „Die Patienten haben große, herrliche Zimmer, die Bettkasten sind nach französischer Art mit Vorhängen, die Pflegerstube ist ein prächtiges Gemach. Der Kranken aber sind wenige, und man sieht überall wenig Leute im Haus.“ Während er von all diesen Anstalten verhältnißmäßig weitläufig spricht, geht Schinz auch hier wieder über das Münster schnell weg: „Die Münsterkirche steht fast mitten in der Stadt an einer heitern Gasse, von welcher sie auf der einen Seite eingeschlossen wird.“

„Ueber den Kirchhof gingen wir in die Matten hinunter, welches eine von der Aare ganz umflossene, hinter der Stadt, unter dem Kirchhof gelegene Gegend ist, welche der meistens geringen und liederlichen Leute halber, die dort wohnen, nicht viel besser als ein Bordell berüchtigt ist. Doch ist es eine anmuthige Insel, es wohnen auch viel rechtschaffene Handwerksleute und Tagelöhner da“.

Am 9. Juli statten sie Herrn Helfer Rengger einen Besuch ab. Man spricht über den in Bern und Zürich herrschenden Militärgeist und die häufigen neuen Verordnungen und schließlich vom neuen Zürcher Bibelregister. „Alsdann gingen wir zu dem jungen Herrn von Haller, der uns mit möglichster Höflichkeit und Herzlichkeit empfing. Seine Gemahlin, eine geb. Schultheß von Zürich, that ebenfalls nach Zürcher Manier mit uns, wir legten die Scheu ab und ließen uns in ein Gespräch ein, was anderes als vom Zürcher neuen Bibelregister. Herr Haller nahm mit ganz außerordentlichem Eifer und Hitze die Partei der

Bernischen Orthodoxen, doch gestund er, die Sache sei nicht seine Force. Ich vertheidigte meine Mitbürger. Er greift sie auf der empfindlichsten Seite an. Ich verfocht die Sätze des Registers. Er wandte dawider ein, zog Folgerungen daraus und hatte doch keine gelesen. Er wisse es wohl, sagte er endlich, daß die Zürcher gelehrter, fleißiger und tiefer in der neuesten Wissenschaft bewandert seien; daß die dortigen Geistlichen mehr arbeiten als die Bernischen und das gebe ihnen ja jedermann zu. Allein es sei die Frage, welches besser sei, ob mittelmäßig oder gar zu spitzfindig und zu allen Neuerungen geneigt; man sehe die unglücklichen Folgen davon offenbar. Die Sekten, der Arianismus, der Socinianismus steche aller Orten hervor. Mit den ewig vielen Büchern und Erklärungen in Religionssachen werde der gemeine Mann verwirrt, und weil er nicht mehr wisse, was er glauben solle, verfalle er auf Unglauben. Er setzte noch vielerlei dergleichen und Unphilosophisches hinzu; das Blut wallte mir zu sehr. Er empfand dabei weniger als ich, wir fanden gut, diese Materie fallen zu lassen. Wir machten Vergleichungen über die Sitten und Denkensart der Zürcher und Berner und fanden einmüthig, daß diese zwei Nationen sich durchaus nicht für und zu einander schicken, daß die Einen zu bürgerlich, die Andern zu staatisch erzogen werden. Frau Gemahlin fand es auch so. Es schlug 10 Uhr und wir machten höflichen Abschied".

Nach der Besteigung des Münsterthurmes besuchte man die Bibliothek. Nach der Macht und Pracht des landsfürstlichen Berns verglichen mit dem bürgerlichen, kaufmännischen Zürich war meine Erwartung von der Bibliothek größer, als ich sie gefunden, schreibt Schinz, doch gesteht er, daß dies nur ein oberflächliches Urtheil sei und daß man, um eine Bibliothek recht kennen zu lernen, Monate brauche. Einen ganzen Schrank Bücher zeigt man ihm, den ein unbekannter Engländer der Bibliothek geschenkt und zwar der gleiche, der in ähnlicher Weise auch die

Bibliothek Zürich beschenkt habe. Wie uns Herr Dr. Hermann Escher mittheilt, empfing 1762 die Zürcher Stadtbibliothek aus Biel von unbekannt sein wollender Hand eine Sammlung von 84 Bänden, alle zierlich gebunden, alles Schriften über die Geschichte des Jesuitenordens. Später folgten noch 20 Louisd'ors, um die Sammlung zu kompletiren. Der Donator war, wie man später erfuhr, ein Engländer, Namens Hollis. Es ist derselbe, von dem Schinz in seiner Schweizerreise spricht. In der Bibliothek sind die Bilder der Schultheißen und einiger ausländischer Fürsten aufgehängt, z. B. das des Königs von Preußen, von Lentulus dorthin gebracht. Die Naturaliensammlung ist sehr mangelhaft und in keiner Ordnung. Einige ganze außerordentlich große Kristallzinken sind wohl das Vornehmste darunter.

Von Bekannten werden die Zürcher darauf in das Hôtel de Musique geführt, „dessen größter Theil ein Opernhaus ausmacht, so prächtig und kostbar, mit Bogen und vielen Verzierungen, daß ein großer Hof sich dessen nicht zu schämen hätte. Ein anderes Stockwerk enthaltet einige reiche, fürstlich ausgeschmückte Zimmer mit seidenen Tapeten, großen Hängleuchtern und dergleichen, wovon die Absicht ist, etwa in Bern sich aufhaltenden großen fremden Herren hier Konzerte oder Gesellschaft oder Spiel geben zu können. Die Theilnehmer des Institutes kommen sonst wöchentlich in geschlossener Gesellschaft hier zusammen. Mein Gott, dachte ich, da man mir diese Kostbarkeiten und eiteln Prachtsäußerungen zeigte und anpries: Wie himmelweit ist unser demüthiges, kleinstädtisches Vaterland von diesem erhabenen, glänzenden Freistaat verschieden! Bei uns schießt man Fonds zusammen zur Unterstützung der hülfsbedürftigen Mitmenschen, zu Verbesserungshäusern, zur Belohnung des Fleißes im Feldbau und hier zum Zeitvertreib der Weichlinge, zum Aufenhalt der Schauspieler, zu Spiel- und Verschwendungshäusern — und diese sind die Orthodoxen und jene die gottlosen Irrlehrer.

Aus diesem Prachthause gingen wir in's Waisenhaus, einer annoch in ihren ersten, schwachen Anfängen sich befindenden Anstalt. Ich schäme mich dessen für Bern. Etwa 1½ Dutzend Knaben werden hier unterhalten und in den Wissenschaften und schönen Künsten unterrichtet und in einem anderen Flügel soviel Mädchen. Es sind Jünglinge aus den allerbesten verfallenen Burgerfamilien aus adeligen Geschlechtern hier. Wer hier nur in Pension ist und das Kostgeld annoch zu zahlen vermag, muß jährlich 140 fl. einlegen, gibt aber von den Verwandten niemand nichts an den Unterhalt, so ist die Zunft solches zu thun schuldig."

Eine nach dem Muster der Zürcher ästhetischen Gesellschaft in Bern gegründete hat nach den Aussagen ihrer Mitglieder von den geistlichen Oberen eher Widerstand als „aufhelfung" gefunden.

Von Herrn Haller werden sie in das Rathhaus des äußern Standes geleitet, welches ungleich prächtiger ist als das wahre und echte Rathhaus. „In dem großen Rathssaal ist ein majestätischer kostbarer Thron für den Schultheiß und mit Sammet beschlagene Bänke für die Rathsmitglieder. Fäsi gibt uns Nachricht von der Absicht und lächerlichen Einrichtung dieses eingebildeten Staates. Es ist eine Nachahmung derjenigen der Landesregierung, die ihresgleichen in der Welt nicht hat. Der Rath hat seine Aemter, seine Versammlungen und es werden ideale Geschäfte, Staats- und Streithändel mit allem Ernste und Anstand daselbst vorgetragen, mit Eifer und Hitze verfochten und beurtheilt. Die Ehrenstellen, so nichtig sie an sich selbst sind, kosten doch sehr viel Geld. Das Schultheißenamt kostet allein bei 8000 fl. um es zu erhalten. Freilich hat dann der Schultheiß gewisse Anwartschaft auf das Baretli. Jährlich haben sie einen Umzug, Affenumzug genannt, weil sie einen Aff auf rückgehendem Krebs im Wagen führen. Dabei gehen Männer in den Landesfarben aller 13 Kantone nach alter Schweizertracht

gekleidet mit der Ständen Wappen-Fändli. Diese kostbar gemachten Kleider werden auf diesem Rathhause aufbewahrt“.

Sonntag, den 11. Juli wohnen die Reisenden in der ehemaligen Dominikanerkirche dem Gottesdienst bei: „Wir hörten zuerst eine im Bernerbiet bei dem Gottesdienst überall gewohnte Orgelmusik. Ein Herr Langhans predigte über die Pflicht der Menschen, sein Fleisch zu kreuzigen. Die Kirche war zur Hälfte leer, die Predigt war in Bezug auf Inhalt und Stil sehr mittelmäßig. Die Gesellschaft beschaute sich darauf die Stätte, wo die unverschämten Mönche den bekannten Betrug mit Jetzer gespielt“. Von hier gehen sie in die Spitalkirche, „sie ist seit wenigen Jahren von Grund auf neu erbaut, die Façade mit vortrefflicher Bildhauerarbeit und Säulwerk nach dem besten Geschmack geziert und das Gebäude überall nach einer Baukunst gebauen, daß es seinesgleichen in der reformirten Schweiz nirgends hat und unter die schönsten Gebäude gezählt werden kann. Das Inwendige schien mir für einen Hörsaal zu steif, zu arkadisch, zu viel Pfeiler, die Hallen zu enge aneinander, zu steinern, zu frostig“. Darauf kommt Schinz noch einmal auf das Münster zu reden. „Das Münster dagegen ist ein ganz altmödisches weitläufiges Gebäude, dem man die Einrichtung zum Altardienst noch überall ansieht. Wir hörten eine Predigt vom jüngsten Gericht über die Epistel Judae von Hrn. Pfarrer Wytenbach, worin gutes Zeug mit einer freien und bei uns ungewohnten Lebhaftigkeit vorgetragen wurde. Die Kirche war überall mit Zuhörern angefüllt, die gnädigen Herren erschienen zahlreich, man schien sehr aufmerksam und andächtig zu sein. Die Prediger haben im Hersagen der Gebete einen ebenso unschicklichen, schläfrigen, unehrbietigen Ton als immer die unserigen. Man sammelt keine öffentlichen Almosen. Die Musik scheint mehr zum Hören als zum Mitsingen eingeführt zu sein. Man achtet es darum auch nicht sonderlich. Gemeine Leute kommen und gehen während derselben. Nach der

Predigt gehen die Mägde alle weg. Man sitzet ohne dem Stand nach überall untereinander zerstreut, doch sitzen von den gnädigen Herren mehrere beisammen. Die Kirchenkleidung ist scheckicht und unanständig. Die Herren des Rathes gehen so wie überall in Gesellschaft und wenn sie ausgehen, also auch in die Kirche. Herr von Erlach erschien mit allen seinen Orden und Sternen. Die Offiziere tragen zu ihrer Uniform die Mäntel, welches übel stehet. Die Habitants und das übrige Volk geht ohne Mantel. Die Weiber haben keine Kirchentracht, sie gehen in offenen vielfarbigen Volants und hoch frisirten Haaren, doch Flöre vor dem Gesicht, eine jede nach ihrem Stand und Vermögen. Die Geistlichen haben auf der Kanzel eine Kleidung, die derjenigen unserer Pfarrer ähnlich sieht".

Am 12. Juli brach die Gesellschaft von Bern auf, um sich nach Freiburg zu begeben. Ehe jedoch Schinz seine weiteren Erlebnisse erzählt, faßt er die Eindrücke, die er von Bern erhalten hat, in folgendes Gesammtbild zusammen:

„Die Lage von Bern ist etwas wild, so wie die Gegend um selbige hat. Die Stadt ist nicht so groß in ihrem Umfang und hat der Größe halber wohl nur den 4. Rang unter den Städten der Schweiz. An Pracht und Größe übertrifft sie nicht nur alle andern weit, sondern gleichet überall der Residenz eines großen Landsfürsten, welches sie aber in der That auch ist. Die Häuser und sonderlich in der Hauptstraße sind alle von gehauenem Stein und weil viele eine gleiche Façade haben, so scheinen sie große Paläste zu sein. Damit die Stadt immer ein mehreres Ansehen bekomme, zahlt der Staat Leuten, die es nicht vermögen, die steinerne Vorderseite und die Stiegen. Man kann unter den Arkaden der Häuser durch die ganze Stadt der Länge nach gehen. In den Hauptstraßen gehen nur die Pferde. Dies hat zwar die Kommlichkeit, daß man unberegnet ohne Schirm immer fortkommen kann, außer wo es quer über die Straße geht, aber

auch die Unbequemlichkeit, theils weil die Arkaden ziemlich schmal und eng, man wegen Menge des darunter immer hin und her laufenden Volkes oft zu Gegenstoß kommt und einander auszuweichen suchen muß, theils, daß man nie durch's Fenster nach seiner Hausthüre sehen kann und wenn gepocht oder geläutet wird man herunter schicken muß, zu sehen, wer es sei. Der Schlupfwinkel zu verschweigen, welchen die Dunkelheit der Nacht zur Ausübung der Werke der Finsterniß zu statten kommt. Fast jedes Haus hat den Eingang zum Keller auf der offenen Straße, was sehr wüst steht."

Schinz erwähnt darauf das Kornhaus als eines der schönsten Gebäude, theilt mit, daß die Stadtwache 300 Mann zählt und fährt dann fort:

„Die Polizei scheint vortrefflich zu sein. Gassenbettler sieht man im ganzen Land keine, geschweige in der Hauptstadt. Auf den öffentlichen Plätzen sind bestellte Leute, welche hin und wieder patrouilliren und neben der Wache für die Sicherheit und Ruhe dieser Plätze, die Pflicht haben, den Fremden die Häuser zu weisen. Die besten Wirthshäuser sind nicht so gut, als das Schwert in Zürich. Fabrizirte Waaren sind außerordentlich theuer, hingegen sind die Krämer gewohnt auf Kredit zu geben und bei großen Herren nachmals unterthänigst um die Zahlung zu sollicitiren.

Die Leute sind insgemein großleibig, fett. Unter den Männern gibt es riesenmäßige, sie tragen sich im Gehen sehr gerade und hoch. Die Weiber sind ebenfalls sehr vollleibig. Die Töchter haben einen starken Wuchs und eine volle Brust, welches national ist bei den Bernern.

Die Lebensart ist höfisch, vornehm, staatisch, weich, wollüstig, das sieht man ihnen an. Die bürgerliche Haushaltungsart ist hier verdrängt. Geschäfte, die unsere Hausmütter für ehrenhaft halten und gerne thun, aber freilich ihren großen Nachtheil

haben, überläßt man der Haus-Hofmeisterin. Wäsche haltet man im Haus keine, Plätteten noch weniger. Ankensieden und was bei unseren Haushaltungen Jahresfeste sind, denen alle anderen Geschäfte weichen müssen, sind unbekannt. Es sind in den Häusern ungleich mehr Stuben, als in den unsern und alle werden mit Holz geheizt, Turben hat man keine.

Die Auferziehung der Kinder wird den Dienstboten, wenn es wohl geht, einem Hauspräceptor überlassen. Man kleidet sie bis in's 12. Jahr sehr schlecht, selbst die Leute vom ersten Range. Die Kinderspiele der Knaben auf den Gassen sind noch gewohnt; das ist besser als daß sie zusammensitzen zu dem Kartenspiel, wie die unserigen, denen die Gassenspiele zu gemein sind.

Die meisten Bürger leben vom Staat und von den unzähligen großen und kleinen Bedingungen, die davon abhangen. Die Handelschaft wird den Habitanten, den Fremden und den Munizipalorden überlassen. Ein Kaufmann ist verachtet. Es gibt keine bürgerliche Zusammenkunft. Vornehme vermischen sich nicht in Gesellschaft mit den Gemeinen. Die Geistlichen sind mit den Weltlichen nicht so verwebt, sie stehen in weniger Achtung und haben kein Ansehen, verdienen es aber auch nicht, denn sie sind träge, wollüstig und nur handwerksmäßig, nicht aus Wissenschaftsliebe gelehrt. Das Publikum ist überhaupt noch unerleuchtet, die Politik ausgenommen, welche hier am besten verstanden wird. Man darf aber nicht frei reden. Die Freiheit im Denken hat so gar große Feinde. Es ist sehr schwer in gute Gesellschaft zu kommen. Der Fremde muß in Bern die Avancen machen, nicht der Berner den Fremden. Sie sind gewohnt mit Fürsten umzugehen und arme Fußgänger sind nicht beliebt. Weg, denn ihr, gemeine, bürgerliche, ehrliche Zürcher. Laßt uns gehen, meine Freunde. Wir können die Berner Lebensart nicht verstehen und sie die unserige nicht."

Von Bern aus marschirt die Gesellschaft gen Freiburg. Unterwegs essen sie zu Mittag Milch, Brod und geschwellte Erdäpfel. Ein Graubart erzählt ihnen von der Schlacht bei Vilmergen, an der auch er theilgenommen, doch habe er Niemanden erschossen. Bei Laupen besuchen sie das Schlachtfeld, obwohl Schinz sagt, daß man eigentlich nicht wisse, wo die Schlacht geschlagen worden. Jenseits der Sense beginnt das Freiburger Gebiet. Das Land ist sehr fruchtbar, reich an Hanf und Obst, es wird hauptsächlich Schaf- und Schweinezucht getrieben.

Am Abend des 12. Juli kommen sie in Freiburg an. Tags darauf besuchen sie das Jesuitenkloster; es ist weitaus der lustigste Theil der Stadt. „In dem Kloster selbst empfing uns der Pater Rektor, Herr von Castelar, mit einer ausnehmenden Leutseligkeit und offerirte uns seine Dienste; er rufte den P. Bibliothekar, und ließ uns durch denselben die Bücherei weisen, welche aber weder gar reich noch rare Schriften enthaltet; doch befand sich u. a. die Disputationsschrift vom Jahre 1526 in derselben". Es gibt Leute, sagt Schinz, welche in ihrem Thun und Lassen so etwas Herzliches und Angenehmes haben, daß sie einem gleich beim ersten Anschein zu ihrem Vortheil für sich einnehmen können. So ging es mir hier mit dem P. Bignat, einem Jesuiten aus Wallis, den wir in der Bibliothek antrafen, und dessen Herz voll Freundschaft und Menschenliebe ist. Man zeigte uns das Hinterste und Vorderste des Klosters. Bignat begleitete uns bis an die Pforte, und entließ mich mit einem warmen Kuß. Vielleicht sah er das Schicksal seines Ordens voraus, und wollte mich mitleidig gegen ihn machen. (Schinz schreibt das im September 1773, als der Jesuitenorden von Clemens XIV. aufgehoben worden war).

Die Zürcher begeben sich sodann auf's Rathhaus, um den Rath ein- und ausgehen zu sehen; derselbe hat aber nichts Ehrwürdiges, alte und junge Rathsmitglieder gehen durcheinander,

nicht mit mehrerm Anstand, als eine Schaar Studenten. Es gehen nicht einmal alle schwarz; wer Offizier ist, trägt die Uniform, die Mehrzahl trägt Ordenszeichen; Viele, selbst jüngere tragen zu dem Mantel den Stock bei sich; die Einen tragen Perrücken, Andere Zöpfe, Andere Haarbeutel, und überhaupt war wenig Anstand dabei. Gegenstand der heutigen großen Rathsverhandlung war, wie man uns sagte, ein Komödienhaus zu bauen.

Rathhaus und Zeughaus bieten nichts Merkwürdiges. Beim Münster interessirt Schinz nichts als die Aussicht von dem Thurm und eine Inschrift, die sie nach Fäsi's „Beschreibung der helvetischen Eidnoßschaft" zu entziffern suchen. Die Lage der Stadt wird „sonderbar, schrecklich und wild" genannt; die Stadt selbst erscheint ihm groß, innerhalb der Ringmauern finden sich viele Gärten und Mauern; nicht wenige Wohnhäuser sind in die Felsen gehauen. Schinz rühmt die freiburgische Polizei, und nennt das Landvolk liebreich. Im untern Theil der Stadt werde deutsch gesprochen, in dem obern und bei den Vornehmen französisch. Engelschöne Frauenzimmer gebe es, und zwar in Menge. Die Wissenschaften sind nicht in Flor, und die neuere Literatur ist fast unbekannt. Die Bewohner zerfallen in drei Klassen: erstens Edelleute, Patrizier, dann die Kaufleute und Krämer, drittens die Handwerker. Die Erstern nehmen Kriegsdienste, an keinem Orte gibt es mehr Offiziere als hier; die Kaufleute sind meist Fremde, nirgends genießt der Fremde so viel Freiheit als in dieser Stadt. Das Kutschenfahren ist wegen der Unebenheit des Terrains nicht bräuchlich. Von den Bewohnern schreibt Schinz, daß sie eifrige Katholiken seien; wohlhabend sind die Bauern, gelind die Regierung und daher beliebt.

Auf der Weiterfahrt gelangen unsere Reisenden in das Kloster Altenryf (Hauterive), wo man ihnen sauern Wein vorsetzt und sie in einen schlechten Winkel neben der Kirche placirt. Dann erscheinen die Patres neugierig, zu wissen, wer die Reisen-

den seien. Als sie sehen, daß dieselben der besseren Gesellschaft angehören, bringen sie auch bessern Wein und zeigen ihnen das Kloster. Der Form wegen fragt Schinz nach der Zeche, aber die Herren faßten es nicht so auf; sie kreideten den Zürichern den sauern und den süßen Wein an, und zwar zu kolossalem Preis ..... Das Kloster ist prächtig, neu und regelmäßig gebauen, liegt aber tief im Saanethal".

Unsere Reisenden ziehen nun weiter, und nehmen in der Saane ein erfrischendes Bad. Die Landschaft bei Avry stellt das schönste Amphitheater von fruchtbaren Hügeln vor; die Aussicht und die Gegend selbst ist über alle Maßen reizend, und wäre, wenn sie mehr Weinwachs hätte, eine der allerschönsten Gegenden des Schweizerlandes. Ueber Bulle gelangen sie nach Greyerz, welches durch seinen Käse berühmt ist, sie erhalten aber ganz schlechten, magern. Das dortige Schloß ist schön und groß, die Aussicht von oben wild, aber angenehm. Wiederum spricht Schinz von engelschönen Mädchen und rühmt deren reizende Augen.

Im Waadtlande fallen ihnen vor Allem die Weinberge und Kastanienwäldchen auf, und das wärmere Klima. In der Nähe von Vevey bekommen sie zum erstenmal den Genfersee zu sehen: „die einsmalige Aussicht auf den großen See, und die jenseitig stehenden, hohen, savoyschen, wilden Gebirge ist ganz entzückend". In Vevey wird übernachtet. Am Ufer des Sees genießt man die allerreizendste Aussicht, diesseits und jenseits des Sees. Die Stadt ist größte in Pays de Vaud nach Lausanne; die Lage ist unvergleichlich; ringsumher sieht man nichts als Weinberge, die sich in einem Amphitheater hinter der Stadt hoch erheben. Das schönste Haus ist das, in welchem der Bernische Landvogt residirt; die Lebensart nennt Schinz splendid und vornehm.

Vevey verlassend kommt die Gesellschaft bei Chillon vorbei. Dasselbe ist ein am See auf Felsen stehendes festungsmäßiges

Schloß, zwischen welchem und den hohen Gebirgen nur eine einzige Straße durchgehen mag, so daß dieser Paß vom Schlosse überall gesperrt werden könnte.

In Villeneuve, einem schlechten und bäurischen Städtchen, in Aigle und Bex hielt man sich nicht lange auf; man marschirt am gleichen Tage nach St. Maurice, wo man übernachtet; das Gasthaus ist aber überaus unreinlich. St. Maurice selbst hat wegen der hohen und steilen Felsen eine traurige Lage. Ohne sich lange aufzuhalten, setzt man am folgenden Tage den Marsch, das Rhonethal hinauf, fort. Die Pissevache nennt Schinz ein herrliches und erhabenes Schauspiel der Natur, das man nicht ohne Bewunderung ansehen könne. „Man hat nicht nöthig, hinzugehen, man sieht den Wasserfall am schönsten, und in malerischer Entfernung von der Landstraße aus“.

Von Sitten ist Schinz nicht entzückt. „Es wandelt mich ein Grausen an, wenn ich an diese Stadt denke, so garstig und abscheulich ist sie. Die Kathedrale ist klein, alt und armselig. Die Geistlichen scheinen ein schlechtes Pack zu sein. Die Unwissenheit und Bigotterie ist hier überall zu Hause. Von hundert Personen, die man sieht, sind immer siebzig krätzig. Die Straßen sind kothigt und werden selten gekehrt, die Zimmer und Stiegen werden niemals abgewaschen. Es gibt wenig schöne Leute. So schlecht und ekelhaft das Nachtessen in unserm großen Wirthshause auch immer war, so war es doch ein bloßes Vorspiel von der Tragödie, die mit dem Nachtlager erfolgen sollte. Man führte uns zu diesem Ende in recht große und ansehnliche, aber finstere Zimmer. Wir hatten genau befohlen, reine Leintücher zu spreiten; es geschah auch, obwol die, so man aus den Kasten frisch heraus nahm, beinahe waren, wie bei uns diejenigen, so man in die Wasch thut. Man rechnete mit der Wirthin in der Nacht noch ab, um des Morgens desto früher und unaufgehalten aus diesem Nest wegkommen zu können. Sie rechnete für die

Betten drei Batzen. Wol, dachte ich, das mögen mir saubere Betten sein, deren man fünf für drei Batzen zu beschlafen gibt. Man fing an sich auszukleiden, und entdeckte die Betten, und da fand man alle voll von Ungezìefer, voll der anmuthigsten Insekten; Wanzen waren darin ohne Zahl, daneben allerlei andere kleine Thierchen, ein jedes nach seiner Art, Männchen und Weibchen. Da ging es allgemein an ein Fluchen. Man wußte nicht, was machen. Es war schon spät, sauberes Stroh hätte man nicht bekommen, außer dem Haus gehen wäre auch nicht rathsam gewesen. Die in dem einen Zimmer wagten es indessen doch, und legten sich in die Betten. Wir in unserm Zimmer hielten lange Rath, endlich rückten wir zwei Tische zusammen und lagen darauf, die Knechte unter dem Tisch auf den bloßen Boden, der so garstig aussah, als eine Speicheltrucke. Morgens um 3 Uhr gingen wir weiter; es war die unerträglichste Nacht, die ich in meinem Leben gehabt. Die einen, die in den Betten geschlafen, mit geschwollenen Händen und Beinen, aufs erbärmlichste von den Wanzen und Schnaken geplagt, wir ebenso müde, als wir gestern waren."

Von Sitten an beginnt das Oberwallis. Wie von den Städten, so gibt Schinz jeweilen auch von den Landschaften, die er hat kennen lernen, zusammenhängende Schilderungen. Einige wenige Punkte aus seiner Charakterisirung des Wallis seien hier ebenfalls herausgehoben. Das untere Wallis nennt er das wärmste Land der Schweiz, ausgenommen die ennetbirgischen Vogteien und das Veltlin. Der Wein ist hitzig und stark, da die Reben in Schiefergrund auf Felsen wachsen. Die Rhone richtet durch Ueberschwemmungen nicht selten entsetzliche Verwüstungen an. Quellen gibt es der Lage des Landes entsprechend viele, aber die Leute sind zu nachlässig, dieselben in Leitungen zu fassen und durch die Dörfer zu führen, sie bedienen sich lieber des trüben Flußwassers, welchem Umstande man es zuschreibt, daß die Einwohner insgemein Kröpfe

haben, „welche so gewohnt sind, daß man sie im geringsten nicht mehr achtet“. Die Unreinlichkeit hängt allen Bewohnern des Landes an. Von den besser situirten Leuten suchen die meisten Kriegsdienst. Die Unwissenheit im Lande ist groß, Wissenschaften, Künste und Literatur sind gänzlich fremd. Der Religionseifer und die Frommheit ist blind, in den Regierungssachen sind sie frei, fast popularisch, doch kommt das Land nie in Landsgemeinden, sondern durch Gemeindedeputatschaften zusammen.

Das Mittagessen wird in Siders genommen. Da man jedoch fest entschlossen ist, am gleichen Tage noch bis nach Leuk zu kommen, rastet man nicht lange. Von Varen an geht es stark bergan. „Da kam uns ein Jüngling nach, der uns, da er ganz ausgezogen, und daneben noch in leichter Kleidung ging, da wir unter unsern vielen Kleidern schmachteten, auslachte und uns fragte, warum wir nicht bei Hause geblieben seien. Er schien, so freudig er war, doch arm zu sein. ‚Da trage‘, sagte daher einer der Freunde, indem er abladen wollte. ‚Ich mag nicht‘, war die einzige Antwort. ‚Du darfst Dich nicht fürchten. Du mußt Deinen Lohn dafür haben‘, worauf der junge Bauer: ‚was hab ich von Deinem Geld, ich will ganz leer gehen und sehen wie Du es könnest‘“. Erst als Schinz ihm freundliche Worte gab, half er tragen, und nahm dafür dann keine Bezahlung an. Schinz benutzte dieses kleine Ereigniß, um seine jungen Freunde daran zu erinnern, daß für Geld doch nicht Alles zu haben und die Freiheit dem Reichthum vorzuziehen sei.

Abends spät am 20. Juli kam man in Leuk an, wo unsere Zürcher einige Bekannte treffen und deshalb zwei Tage verweilen. Ausführlich beschreibt Schinz das berühmte Bad, er notirt, daß Alles gemeinschaftlich bade: Weib und Mann, Kapuziner und Nonne, alle in Badhemden. Die Gegend nennt er fürchterlich und seltsam.

Auf steil hinanführendem Saumpfad geht es am 23. Juli zur Gemmi hinauf, doch so steil der Weg war, das Steigen

ging der Gesellschaft leicht von Statten. Die Zürcherischen Badegäste in Leuk hatten unsere jungen Reisenden die zwei Tage über frei gehalten. Von dem Dorfe weg, schreibt Schinz, ist es eine starke Viertelstunde, bis man unmittelbar am Fuße des Berges steht. Der 1736 gemachte neue Weg geht schlangenweis und eckigt bald durch abgerissene Fels- und Schieferstücke, bald durch lebendige Felsen durchgearbeitet, und mit Pulver gesprengt, bald unter der Felswand durch, die ganze Strecken weit überhangt, meistens steil und neben scheußlichen Abgründen vorbei. Eine der ungeheuren Felsklüfte, die man zur Seite hat, heißt der Frauenrachen.

Es ist an den meisten Orten ein lockerer Schieferfelsen, welcher bei Aufthauung im Frühjahr und auch bei anhaltendem Regenwetter losreißt und nicht selten die Straße mit Schutt bedeckt. Zu Fuß hat man 2½ Stunden unausgesetzt zu steigen, bis man auf die Ebene heraufkommt, wo es zur Daube heißt. Man kann auch ohne Gefahr auf Maulthieren und des Berges kundigen Pferden hinaufreiten, denn man fährt mit geladenen Maulthieren immer hinauf und hinab. Es gibt auch freche Leute, welche hinunter reiten; es ist aber Gefahr dabei und weit fürchterlicher als aufwärts, weil man den Abgrund immer vor sich sieht. Insgemein lassen sich Frauenzimmer und wer sonst des Fußgehens nicht gewohnt ist, auf Sesseln von Menschen über den Berg auf- und abwärts tragen. Es ist aber sehr theuer und ungleich förchterlicher und gefährlicher als das Fußgehen, weil oft beim Umwenden in den Ecken der Sessel sozusagen in der freien Luft über dem Abgrund schwebt. Und wer dem Schwindel unterworfen ist, bekommt ihn hier.

Schinz zieht es daher vor, zu Fuß zu gehen, wobei man sich ja zur Seite der Felswand halten könne. „Sonst ist überhaupt der Fels förchterlich anzusehen, und wenn man unten am Berg oder oben darauf steht, kann man nicht begreifen, wie es möglich

sei, so leicht hinab und hinauf zu steigen, denn man sieht den Weg nie 10 Schritte vor sich. Fäsi hat in seiner Beschreibung einen Federfehler gemacht, Füßli tadelt ihn in seiner Geographie aufs unverschämteste darüber und schreibt es doch nicht viel besser".

Wenn man die Höhe des Berges erstiegen hat, kommt man zu einer steinernen Hütte, in welcher man sich im Nothfall wider die Unbequemlichkeit des Wetters schützen kann. Die Ebene besteht aus einem fortgehenden, wellenförmig oder kahlen Felsen, in welchem der Daubensee liegt, der wohl eine Viertelstunde breit ist. Nur an den Bergjochen, die zur Seite stehen, ist Weide für Ziegen und Schafe, deren wir eine Herde von mehr als 1000 antrafen. Aus dem Gletscher entspringt die in den Thuner See hinab eilende Kander. Die Gegend ist scheußlich und grauenvoll.

Auf der Paßhöhe muß ein Wegzoll erlegt werden, welchen die Republik Wallis einer Privatgesellschaft überlassen hat. Diese hat den Weg in Stand setzen zu lassen und verpachtet nun den Zoll einem Berner Landmann, der zur Sommerszeit hier eine Wirthschaft betreibt.

Hinabsteigend gelangen die Wanderer aus dem wilden Steinreich in anmuthige Alpen, wo sie „bis zum Eckel" Milchrahm aßen. Dann entkorkte man noch eine Flasche Wein und ward dabei guter Dinge. Man unterhielt sich über den Nutzen der Lektüre, über die gute Moral in Yoriks Schriften, die Schinz seinem Freunde mit Aufmerksamkeit zu lesen empfahl. Auch vom Nutzen guter Romane sprach man, von der rechten Art der feinen Menschenliebe von einem gefühlvollen Herzen und der delikaten Gutthätigkeit. Unter solchen erbaulichen Gesprächen verging die Zeit. Trotzdem schreibt Schinz: „Das mühsame mehr als Stunden lange steile hinuntersteigen des Berges ermüdete uns noch weit mehr als das hinaufsteigen".

Die Kander macht verschiedene [illegible] Fälle. Die meisten Leute von Stand lassen sich auch hier tragen, indem der Weg auf der Berner Seite eben so gefährlich und [illegible] und noch viel ungehobelter ist als vom Leukerbad her, aber er dauert nicht so lange als dort. „Kleider machen Leute", sagt man. Wir trafen unterwegs einen wohlgekleideten jungen Herrn an, vor dem wir uns, da er mit schönen Kleidern versehen war, tief bückten und uns fast verwunderten, daß er gleich uns ehrlichen Zürchern zu Fuß gehe, da man uns ihn für einen Berner und zwar für einen Junker Mey ausgab. Allein, daß nicht alles Gold sei, was glänzt, erfuhren wir bald genug, da man uns sagte, der vorgebliche Junker sei ein Erzbetrüger, ein Glied der schlimmsten Straßenräuberbande, der den ihm nachsetzenden Häschern entlaufen sei.

Kandersteg ist das erste Dorf im Berngebiet, es besteht etwa aus 50 zerstreuten friedsamen, ländlichen, hölzernen Hütten. Es ist eine Filiale von Frutigen, von wo der Pfarrer alle 14 Tage kommt, um den Gottesdienst zu verrichten. Die Gegend ist unaussprechlich anmuthsvoll, sie besteht aus einem schönen Matten-thal, durch welches die Kander und ein anderer herrlich [illegible] sanfter Bach hinfließt. Auf den Feldern sieht [illegible] und Flachskultur, Obst gibt es dagegen nicht. Ganz im Gegensatz zu den Wallisern sind die Berner unglaublich reinlich; die Bauern sind sehr artig meublirt und mit allen Bequemlichkeiten versehen. Die Einwohner sind schön, groß, vollleibig, stark und haben ein immer freudiges Aussehen und einen naiven, offenen, aufgeräumten Charakter.

Wir kamen bei eben untergehender Sonne an, und so gefühlvoll man bei dem Anblick dieser schönen Natur hätte werden sollen, so unausstehlich gleichgültig waren die meisten meiner Gefährten dabei; sogar, daß sie anstatt die Schönheit und Anmuth dieser Gegend und die sich anbahnenden Gespräche der Leute zu genießen,

niederträchtiger und kindischer Weis auf's Kegelspiel geriethen und dabei den schönen Abend verscherzten, während daß ich mit einem aus ihnen in das sich seitwärts öffnende Thal an den Biberg spazierte und den schönen Gletscher betrachtete.

Auf dem Wege hatten wir einige Mädchen, die vom Heuen kamen, freundlicher, als gewohnt gegrüßt und diese kamen nun mit vielem Anstand und Naiveté während unserm guten und niedlichen Nachtessen in unser Zimmer und sangen uns unaufgefordert ländliche Lieder. Wir vermutheten, es sei ihnen um ein Geldgeschenk zu thun. Sie verschmähten aber, was wir ihnen anboten; brachten uns von dem ihnen eingeschenkten Wein zu und wir ihnen. Dann sangen sie wieder und bald wäre die Anmuth und Lustbarkeit recht herzlich geworden, wenn nicht hie und da Aeußerungen gewesen wären, und die Blicke verrathen hätten, daß es Zeit über Zeit sei, dem Spiel ein Ende zu machen und den alten Adam in die Ruhe zu bringen.

Tags darauf, um 4 Uhr, war die Gesellschaft wieder marschfertig. Bei Frutigen, etwas außerhalb des Dorfes, steht das Schloß, auf welchem der Bernische Landvogt wohnt, altmodisch gebaut. Das Dorf hat eine stattliche lange Gasse, die ansehnlichen Häuser sind alle von aufeinander gelegten hölzernen Balken. Es gibt ungemein schöne Leute hier. Die Männer tragen alle blaue Hosen, die oben sehr weit wie Flotterhosen, gegen das Knie zu aber voll anschließen; auch blaue Strümpfe von selbstgemachter Wolle. Die Weiber haben wie überall im obern Bernbiet, eine kostbare, überall mit schwarzem Sammet garnirte Kleidung. Auf dem Felde wird Korn, Haber, Flachs, Obst und Erdäpfel gebaut. Den Leuten sieht man ihren Wohlstand deutlich an.

Von Eschi aus genießt man eine reizende Aussicht über Unterseen, Spiez, den Brienzer See und Thun. Nachdem die Gesellschaft einen Theil des Weges zu Schiff auf dem Thuner See zurückgelegt, kommt sie nach Unterseen, wo sie übernachtet.

Schinz erwähnt rühmend die Betten, sie seien wie überall in diesem Land vortrefflich.

Durch angenehme Grasgründe weiter wandernd, fallen Schinz die großmächtigen Striegel unter den Dächern der Häuser auf, mit hölzernen Nägeln besteckte Balken, an welchen man die Erbsen, so im Feld nicht vollkommen zeitig werden, aufzuhängen pflegt. Bald traten wir in das Lütschinenthal, welches mit wilden, schroffichten, himmelhohen Flühen und kahlen Bergen enge umzäunt ist. Am Eingang des Lauterbrunnenthales stehen zu beiden Seiten Felsen von merkwürdigem Bau, sie gleichen nämlich vollkommen einer langen, hohen, alten Stadtmauer oder einer von gebackenen Steinen aufgeführten alten Bastion. Man nennt diesen Felsen die Hunenflühe. Zwischen den engen himmelhohen Alpgebirgen steigt man an den Ufern der wilden Firnwasser bis 1 Stunde bergan, und erblickt dann auf einmal in der Absenkung des Thals in einer grasreichen Berggegend das Pfarrdorf Lauterbrunnen. Ehe man jedoch hinkommt, wird man des berühmten Plätsch- oder Staubbaches ansichtig, der wie ein Milchstrom ganz in weißem Schaumstaub hoch aus einem kahlen Felsen mit gräßlichem Getös herabstürzt. Schinz meint, der Wasserfall verdiene seinen Namen mit Recht, „indem er so hoch unaufgehalten in die Luft herabstürzt, daß er gänzlich in Staub zerstiebt und in dieser Absicht allen andern in der Schweiz vorzuziehen, auch deßwegen von Fremden am häufigsten besucht ist.“ Er erwähnt dann noch der Petrefakten, die man am Fuße des Staubbaches finde, und macht aufmerksam, daß der Wind die Richtung des Falls verändere. Dann fährt er fort: In der Gegend sieht man noch einige andere Fälle und hinten im Thal stehen ungeheuer schreckliche Eis- und Schneegebirge, die einen gräßlichen Anblick machen.

Als die Zürcher nach Lauterbrunnen kamen, wurde daselbst gerade die Erinnerungsfeier des Sieges von Vilmergen begangen. Sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft begaben sich

daher in die Kirche, um die Predigt mitanzuhören. Schon im Gebet wurde des vor 61 Jahren erfochtenen Sieges über die Katholischen gedacht. Darauf predigte Pfarrer Jahn, ein 70=jähriger, anmuthiger, sanfter Mann über Psalm 20, 8 und 9: „Jene verlassen sich auf Wägen, diese auf Pferde. Wir aber gedenken an den Namen des Herrn unseres Gottes. Sie sind niedergestürzet und gefallen, wir aber stehen aufrecht.“ Zur Musik gebrauchte man hier lange Trompeten. Die Mädchen, die am besten singen konnten, traten für die übrigen herfür. Auch in Lauterbrunnen fällt Schinz die Großleibigkeit der Bewohner, der starke Wuchs der Frauen und die Reinlichkeit auf. In der Gegend esse man viel Kartoffeln und trinke sehr viel Kirschwasser. Den Winter über verdienen die Leute etwas Geld durch Flachs=spinnen. Der Gebrauch des Kaffee ist überall sehr stark im Brauch, zum Kaffee wird Milchrahm genommen. Die Sprache ist eigenthümlich und unverständlich.

Bei anbrechender Nacht kommt die Gesellschaft nach Grindel=wald, „da eben das ganze Haus enge voll Volks gestopft war, welches das heutige Siegesfest in Saus und Braus mit Tanzen und Springen feyerlich beging. Weil der Wirth die geldeinbringenden Fremden, die oft um die Gletscher zu sehen, hinkommen, gewohnt ist, machte man uns augenblicklich Platz, gab uns ein eigenes Zimmer und tischte eine höchst erquickliche Nachtmahlzeit auf, nach welcher wir sämmtlich uns unter das Volk hindrängten, welches uns höflich aufnahm und die frischesten Mädchen zum Tanz anbot. Die meisten aus uns nahmen es begierigst an und tanzten sich schier die Füße ab. Ja zween gingen noch weiter. Sie wurden mit den Mädchen vertraulicher und es war an dem, daß gewisse natürliche Anzüglichkeiten die allerreinste Unschuld und strenge Keuschheit verdrängen und zu seltsamen Gelüsten Anlaß geben wollten — da fand man rathsam und wohlgethan, dem allem mit Anwünschung einer guten Ruhe ein Ende zu machen.

Morgens brach man frühzeitig auf, um die Gletscher zu besichtigen. „Es sind derselben vornehmlich zwei. Der eine liegt gerade dem Wirthshaus gegenüber, am Ausgang eines langen Eisthals am Fuße des Eigers oder vielmehr zwischen dem Eiger und Metenberg, und wann man Beschreibungen von dem Grindelwaldgletscher oder Zeichnungen hat, so ist allemal dieser gemeint und gehet bis völlig auf die Ebene herab. . . . Der andere hingegen liegt zu hinterst im Thal und heißt Metenberg.“ Nun folgt die Beschreibung des Gletschers: „In seiner Oberfläche hat er unzählige Spälte, in denen das Eis ganz himmelblau aussieht, vielfaltig schattirt ist und ein majestätisches Aussehen macht. Der Umfang dieser Eisfläche ist wohl tausend Schritte. Der auf derselben stehende Gletscher siehet ganz schneeweiß aus, weil er wirklich überschneit ist. Er bestehet aus Pyramiden- und Thurm ähnlichen Spitzen und Erhöhungen, deren Spälte und Vertiefungen grau und blaulicht schattirt sind. Man sieht deutlich, daß diese Unebenheiten einzig von dem geschmolzenen, darüber herrinnenden Wasser herkommen. Fast zu oberst, wo er an die Fläche des Metenberges ausgeht, sieht man im Sommer zwei starke Wasserfälle aus dem Eis hervorkommen, und sich dann wieder in dasselbe verstauben und verlieren. Von Zeit zu Zeit hört man ein entsetzliches Geprassel und Tosen, welches die mächtigen Spälte verursachen, die sonderlich um die Mittagszeit und wenn Wind geht, in dem Eise entstehen. Mit allem dem ist die Ansicht dieses an sich selbst entsetzlichen Naturspiels sehr angenehm. Denn rings um den Fuß desselben wächst Holz, oder es sind schöne Matten, besonders die so gegenüberstehen. Vom Grat der Scheidegg, einem alpen- und grasreichen Gebirg, welches in 2 Stunden erstiegen ist, hat man eine majestätische Aussicht in das benachbarte himmelhohe Eisgebirge, in die angenehmen Alpen des Grindelwalds, und auf der andern Seite über das Haslithal an die Grimsel. Unmittelbar nebenauf erheben sich die

Eisthürme des Wetterhorns, und hinter demselben sieht man noch die Schneespitze des Schreckhorns. Auf der Alp werden 400 Stück Großvieh gesömmert, 600 noch in den übrigen Alpen. Von denselben werden 900 Stück in der Gemeinde überwintert, obwohl dieselbe nicht groß ist".

Auf der Alp des Wetterhorns erquicken sich unsere Wanderer an Nideln, wobei sie zu ihrem Erstaunen verschiedene Lawinen mit donnerndem, schrecklichem Geprassel herabfahren sahen, „welches uns, so sicher wir auch sonst hier waren, dennoch immer in heimlicher Forcht hielt."

Da der eine Knecht sich unterwegs erkältet hatte, mußten ihm die Gefährten die Last abnehmen. „Es war possierlich uns zu sehen, wie ein jeder sein Bündel trug und damit den Berg hinabstolperte. Eine lehrreiche Schule für uns alle; denn jetzt empfanden wir erst recht, wie sauer und wohlverdient das Brot des Tagelöhner sei und ich weiß, es hat bei manchem Empfindungen zurückgelassen, die man so geschwind nicht auslöschen kann." Gegen Abend kommen die Zürcher am Breitenboden vorbei. Sie bemerken daselbst eine ganze Reihe hölzerner Speicher, eine Art Dörfchen, jeder auf hölzernen Säulen gebaut, damit unten die Luft frei durchziehen könnte und die darin den Sommer durch gesammelten Käse vor den Mäusen geschützt wären. Todmüde langte die Gesellschaft im Haslithal an. Der Aufzug derselben muß wirklich bejammernswerth gewesen sein. Denn Schinz schreibt, wenn auch mit offenkundigem Spott: „Unsere Eltern und Großeltern hätten sich über uns zu Tode geweint, wenn sie uns in dieser barmherzigen Verlegenheit gesehen hätten, die jedoch in allem sonst so lehrreich war." Glücklicher Weise fand man in Meiringen eine vortreffliche Herberge, in welcher man sich von den Strapazen ausruhen konnte. Da es am folgenden Tag regnete, mußte man wohl oder übel in Meiringen bleiben, und Schinz benützte die Zeit nach seiner Art, um sich

mit dem Pfarrer von Guttannen über die Beschäftigung der Bewohner und über die politischen Verhältnisse der Landschaft zu unterhalten. Dieselbe habe große Freiheiten und noch größere besessen, bevor sie sich empört. Während sie sich früher selbst den Landammann gesetzt, wählt diesen jetzt die Stadt. Der Landammann stellt 6 Jahre den Landvogt vor; auf dem Landhaus zu Meiringen wird Gericht gehalten. Die Landleute dürfen keinen Wein unmittelbar aus dem Pays de Vaud beziehen, wohl aber mittelbar durch die Burger zu Bern. Die Bewohner sind beherzte, wackere, verständige Leute, groß und stark von Körper, aber bäurisch in ihren Sitten. Mit ihrem Landesherren scheinen sie nicht am besten zufrieden zn sein. Sie satyrisiren wenigstens, wenn sie nicht wirklich über ihn schmählen.

Die Kleidung der Weiber in Ansehung des Kopfgerüstes ist sonderbar: sie tragen alle Zöpfe, auch selbst die Frauen und eine schwarze Mütze von Filz oder Sammet, die wie eine aufgelitzte Hutgüpfe aussieht. Viele Einwohner sind von der Krätze geplagt, welches von den Milch- und Kässpeisen und dem gesalzenen Fleisch herkommen soll. Der Kaffee ist auch hier ein gemeines Getränk.

Am folgenden Tag machen sich die Zürcher auf, um über Emerishof auf die Engstleralp zu gelangen. In dieser Gegend, schreibt Schinz, gibt es wohl die schönsten, größten und vollleibigsten Weibsbilder des ganzen Berneroberlandes. Schon war die Nacht angebrochen, als sie auf der Engstleralp ankamen. Es standen da mehrere Sennhütten, „in deren einer wir sogleich um Nachtherberge anfragten und endlich noch willig und mit Anerbie ung von Hausmannskost und Lagerstätte aufgenommen wurden. Ach mein Gott, seufzten wir alle einstimmig, wo ist jetzt das von Haller gepriesene, glückliche Alpenleben? Wo sind itzt die unschuldigen Hütten des bernischen Oberlands? Alle in seinen Gedichten gepriesenen Schönheiten verlieren sich in einer dreckichten Sennhütte, wo ein armer Reisender nicht einmal

eine geräumige Lagerstätte, nicht einen Ort findet, da er sein Haupt hinlege. Ein kalter fieberischer Schauer wandelt mich an, wenn ich an unsere damalige Leibs- und Seelensituation denke! Müde vom immerwährenden Steigen, an den Beinkleidern und Ueberröcken tropfnaß von anhaltendem Regen; von der Nacht in einem armseligen, in Schlamm und Koth halb versunkenen, öden, rauchenden Gadem befallen; in Gesellschaft von Schweinen, des unvernünftigen Viehs! Kein Stuhl, kein Tisch, nicht der geringste Schatten von Bequemlichkeit; halb verfrierend von der nassen Kälte, halbblind von dem dicken Rauch einer russichten Feuerheerde, ohne Licht! — — Und dann, und dann, was das wehmüthigste, bemitleidenswürdigste, ohne eine Lagerstätte! Laßt itzt noch eine heiße Thräne fallen, ihr barmherzige Mütter, und fraget eure Söhne und freuet euch über sie als neue Geschenke des Himmels, daß sie noch gesund und gesunder als vormals in euren Schooß zurückgekommen sind. Erzählt Ihr es, liebe Freunde, wie so bald das wenige Brot und das kleine Stück Fleisch, welches wir mitgebracht, verzehrt war; wie wir hungerten und uns an der Milch nicht sättigen konnten; wie wir froren und nicht zum Feuer kamen; wie wir abends elender als das Vieh auf einem Schochen verdorbenen Heus Ruhe suchten und sie vor Kälte und Rauch nicht finden konnten; wie eine einzige Decke unser acht decken und wärmen sollte; wie man den Schweinen bei uns mehr Ehre erweise und Rat und That anthue als uns! Erzählet von eurer traurigen Nacht euren Geliebten, und sie werden euch holder sein; euern Kindern und sie werden sich über nichts mehr klagen; Euch selbst, wenn ihr übellaunig und bei kleinen Verdrießlichkeiten böse seid, und ihr werdet augenblicklich zufrieden und gegen euer jetziges Schicksal dankbar sein". Nachdem man sich am folgenden Morgen in den noch nassen Kleidern durch etwas Chokolade gestärkt hat, die man aus einem großen hölzernen Napf „mit großen Begierde" zu sich nahm, machte man sich auf

den Weg zur Besichtigung der Engstleralp. „Dieselbe ist von himmelhohen Gebirgen, davon die Höhen immer mit Schnee bedeckt, umgeben; wenn man nur wenig an denselben hinaufklimmt, so hat man eine majestätische Aussicht in viele benachbarte Eis- und Schneegebirge. Man übersieht das ganze Melchthal, das in diesen Alpen sich endet und viele andere der höchsten und berühmtesten schweizerischen Bergthäler. Zu oberst auf dieser Alp liegt zwischen steilen Felsgebirgen der Engstlersee, der ein finsteres, schwermüthiges Aussehen hat. Auf der Mittagsseite sprudeln aus der Felswand viele Brunnquellen grade aus dem Eingeweid des Felsens wie durch eine Röhre heraus und beschäftigen die Einbildungskraft sehr angenehm".

Ueber das hohe Joch zieht die Gesellschaft nach Engelberg. Der Führer, den sie haben engagiren müssen, erzählt ihnen, wie er sich durch das Graben von Enzianwurzeln den Sommer über erhalte; für jeden Zentner bekomme er von einem Glarner 20 Batzen, und wenn es gut gehe, sammle er an einem einzigen Tage einen Zentner. Das mehr als zwei Stunden dauernde mühsame Hinaufsteigen und das Gehen auf dem lockern Schnee ward durch einen eingefallenen Regen und den finstern Nebel, der abwechselnd mit dem Regen uns gänzlich alle Aussicht raubte, zu einer fast unüberwindlichen Arbeit gemacht, welche einzig durch das auf der andern Seite possirliche Hinunterglitschen über den Schnee noch etwas erträglich und fast zu einer Freude geworden wäre, wenn nicht der Mißtritt und die Fußverletzung eines der Freunde neue Sorgen zugezogen hätte. Doch auch das ging vorüber. Ganz abgemattet kamen sie in Engelberg an, fanden aber im Kloster gastfreundliche Aufnahme. Sie wurden zur Nachttafel eingeladen, und es ward ihnen ein treffliches Nachtlager bereitet. „Nirgends waren meine Gefährten so schüchtern als anfänglich in diesem Kloster, vermuthlich weil sie noch selten den Anlaß gehabt, mit Mönchen so vertraulich umzugehen, und sie trauten

dem Landfrieden nur halb, da man uns auf den weitläufigen, fürchterlich wiederhallenden Gängen im Kloster unser Nachtquartier in fünf geräumigen Zimmern anwies."

Am Morgen wurden die Zürcher dem Abt, Leodegar Salzmann, vorgestellt, der sie „mit gewohnter unumschränkter Höflichkeit und offener warmer Freundlichkeit" empfing und ihnen durch Conventualen die Kirche und das Kloster von oben bis unten zeigen ließ. Um 11 Uhr ging es zur Tafel „und so bald man recht angesessen, trat ein Chor junger Pfäffchen in das Speisezimmer, einige ältere gesellten sich zu ihnen und machten eine treffliche lustige Tafelmusik. Sie sangen nach den neusten Melodien den Kuhreihen und andere ländliche Lieder, mit harmonischen Instrumenten begleitet." Zwischen Schinz und dem Abt entwickelte sich ein interessantes Gespräch über die Konfessionen. „Der Abt glaubte, es wäre zwischen der reformirten und der katholischen Kirche eine Vereinigung möglich, wenn man von beiden Seiten die Vorurtheile beiseite setzte und die Geistlichen sich angelegen sein ließen, den Laien eine reinere Moral und hauptsächlich die uneingeschränkte Menschenliebe zu predigen; wenn die Reformirten den Katholischen einräumten und diese jenen eins und das andere aufopferten und nachgeben würden. Ich behauptete die Unmöglichkeit, weil die ersten Grundsätze beider Religionen allzu verschieden. Das Gespräch ward lebhaft, doch immer vertraut und freundschaftlich. Es war erfreulich zu hören, über wie viele, viele Vorurtheile der rechtschaffene Prälat schon gesieget". . . .

Auf dem Rückweg von einem Spaziergang besichtigte man das Käsemagazin, welches wie eine Bibliothek aussah, mit dem Unterschied, daß statt den Folianten, Oktav- und Quartbänden kleine und große Käse auf den Gestellen stehen. Es ist eine beträchtliche Menge Käs da, weil die Nutzung ab den Alpen und Weiden die einzige Einnahme des Klosters aus dem Thal selbst aus-

macht. Hernach führte man uns in das Gewerbshaus, wo das Kloster eine ordentliche Seiden-Kämbelei angelegt hat, damit die Thalleute im Winter auch etwas verdienen können. Das Kloster steht mit einem Haus in Luzern in Verbindung. Alle Samstage wird die Arbeit vertheilt. Jährlich werden so 4000 fl. verdient, während vor 10 Jahren noch kein Heller einging.

Schinz theilt uns auch anderes noch über Engelberg mit. Jeder Thalmann, der Güter besitzt, ist verpflichtet, alljährlich drei Klafter weit um seine Güter, wo annoch hölzerne Zäune sind, eine trockene steinerne Mauer fortzuführen in vorgeschriebener Höhe und Breite. Das Kloster hat auch Sittenmandate erlassen. Zur Hebung der Ehrbarkeit sind die sonst dort üblichen allzukurzen Hosen „abgekannt" und befohlen, die Hosen zu machen, daß sie bis an die Lenden hinauf oder daß das Brusttuch eine Handbreit darüber gehe. Alle Bauern des Klosters sind Lehensleute.

Mit frischen Kräften konnte sich die Gesellschaft nach der mehrtägigen Rast in dem gastfreundlichen Kloster am 2. August wieder auf den Weg machen. In Wolfenschießen zeigte ihnen Landammann Christen, mit dem sie einige Zeit zusammen gingen, das Haus Baumgartens „der in der Schweizer alten Freiheitsgeschichte bekannt ist." In Stans angekommen, besuchten sie Pannerherr Trachsler „dessen geräumiges Wohnhaus außer dem Flecken gegen den Stanser Berg hin steht und die eigentliche und echte Behausung Arnolds von Winkelried gewesen." „Stans hat eine ungemein anmuthige fröhliche ländliche Lage. Außer dem Flecken auf der Allmend gegen Buochs ist der Platz, wo sich die Landsgemeinde unter dem Schatten verschiedener Bäume versammelt. Es sind Holzbalken, Bänke, Stühle in einem gevierten vielfachen Kreis, worauf die Landleute sitzen, da man bei andern größern Landsgemeinden nur stehet. Der Flecken ist ansehnlich und hat sonderlich gegen den Hauptplatz und um das

niedliche Rathhaus sehr schöne stattliche Häuser; die Pfarrkirche steht zierlich auf der Höhe, noch höher das Kapuzinerkloster mit ungemein lieblicher Aussicht. Die Leute, so an der Regierung sitzen, sind insgemein Offiziere gewesen; viele tragen militärische Ehrenzeichen. Der Familien, die ganz herrisch leben, sind nicht zwanzig. Die Leute haben ein freundschaftliches und redliches Betragen und viele Bescheidenheit. In der Verwaltung des Rechts ist man hier so interessirt nicht, wie in den benachbarten kleinen Staaten."

Von Sarnen redend sagt Schinz: Der Flecken und die um selbigen herliegenden fruchtbaren Alpgebirge stellen sich dem Auge in dem vortheilhaftesten Licht und so reizend dar, daß man ungern von einer so schönen Aussicht weggeht. Auch Sachseln wird besucht, „welches durch die hier ruhenden Gebeine des ehemaligen klugen redlichen Eidgenossen und frommen Einsiedlers Niklaus von der Flüe und der dahin gehenden Wallfahrten berühmt ist. Wir gingen grad in die Kirche und ließen uns diese Gebeine, sein Grab, seinen Rock weisen, den er in seiner Einsiedlerei getragen und darin gestorben". Schinz fällt dabei der Kontrast auf zwischen dem einfachen Rock und der „jetzigen" kostbaren Ausschmückung seiner Gebeine. „Geradezu läppisch aber ist die Art, nach welcher der alte lange geflickte Rock des ehrlichen seligen Mannes aufbewahrt wird. Er hangt, damit er nicht verwese, sondern der Luft ausgesetzt sei, hoch in einem schmalen hölzernen Gehäus, aus welchem er mittelst eines Seils heruntergelassen wird. Damit aber der Rock auch seinen Mann habe, ist ein hölzernes Bild darein gesteckt und dies hängt an einem Strick, und macht also der ehrwürdige Rock auf diese Weise das Ansehen eines Gehängten".

Dann stattet man noch dem Landammann einen Besuch ab, der die Gäste herzlich aufnahm. Ein Ordenskreuz zu einer gepuderten Perrücke und schwarzem Staatskleid, meint Schinz,

accordirt nicht zum besten mit dieser bescheidenen, demüthigen Wohnung, bezeugt aber wenigstens, daß Hoheit nicht nur in prächtigen Palästen zu Haus sei, indem ein Landmann so gut das Haupt einer unabhängigen Republik in der kleinen Hütte vorstellt als der König von England, wenn er auf seinem Thron von St. James sitzt. Als die Gesellschaft Sarnen verlassen wollte, war einer der jungen Gefährten so unwohl, daß er nicht mitmarschiren konnte. Zurücklassen mochte man ihn auch nicht, ein Wagen oder eine Sänfte war nicht zu bekommen, so nahm man denn einen Lehnsessel, befestigte ein paar Stangen daran und engagirte vier starke Männer als Träger. Nun setzte man den Kranken, mit Kissen wohl verwahrt, darauf und formirte den Zug, „der, obgleich nicht so prächtig, doch ebenso lächerlich war, als der ist, der den h. Vater begleitetet, wenn er zur scala santa getragen wird. Voraus zog einer der Knechte mit einer tüchtigen Ladung auf dem Buckel, dann folgten drei von der Gesellschaft, dann der Kranke auf seinem Thron, dann die zwei Träger zum Abwechseln, auf sie marschirten wir vier übrigen und den Beschluß machte Caspar der Kammerdiener; — ganz Sarnen laufte uns den Weg vor, die Alten und Kranken ließen sich an die Fenster führen; — Buben und Kinder umgaben uns haufenweis; — das liebe Vieh auf der Straßen stand still und dachte nach, was das werden wolle. „Er ist noch nicht völlig todt", rief einer; „hat man ihn schon versehen", sagte ein anderer; „er kommt wieder davon, er rührt sich ja noch", ein dritter. „Das muß ein recht vornehmer Herr sein, daß man ihn so tragt", sagten noch andere und während diesem Gespräch des herzulaufenden Volkes eilten wir geduldig durch den Flecken nach Rägisweil hin" ....

Von Alpnach aus lassen sie sich auf einem gemietheten Nachen nach Luzern übersetzen, wo sie um 1 Uhr eintrafen und im „Adler" recht gutes und bequemes Quartier bekamen. Der

krank gewordene Heinrich Scheuchzer verließ hier seine Reisegenossen, um sich sofort nach Hause zu begeben. Die übrigen aber, wie es ihre Gewohnheit war, verwendeten ihre Zeit zum Besuche der Merkwürdigkeiten. Im Zeughaus, „auf einem der obern Stockwerke neben der Stiege hängt die Waffenrüstung unseres ehrwürdigen Reformators Zwingli, in welcher er in der Kappelerschlacht, den 11. Oktober 1531 unglücklicherweise erschlagen und geplündert worden ist. Ein trauriges Siegeszeichen von einem Krieg um die Wahrheit und die wohl- oder mißverstande Lehre Jesu Christi, des friedliebenden Erlösers der Menschen, dessen Ankunft und Hingang aus der Welt lauter Frieden und Liebe unter den Menschen zu stiften in Absicht hatten. Zwingli, dachte ich, hätte die eisernen Waffen zurücklassen und sich der geistlichen, seiner beredten Zunge allein bedienen sollen; vielleicht würde er dann nicht im Kriege umgekommen, sondern noch mehrern eine Kerz der Wahrheit auf ihrem Wege gewesen sein."

Auch das Jesuitenkloster wird besucht, dessen inwendige Kostbarkeit der äußern Majestät des Gebäudes nicht entspricht. Von der Bibliothek sagt Schinz, daß sie weder sonderlich zahlreich, noch mit guten und schätzbaren Werken Staat machen könne. „Die Herren Patres schienen auch nicht die allergelehrtesten zu sein. Sie waren meistens vornehme Bürgerssöhne der Stadt, und schienen sich mehr auf ihren Reichthum als auf ihre Wissenschaften verlassen zu können". Um 11 Uhr fand eine Audienz vor dem päpstlichen Nuntius statt. „Ein Bedienter, durch den wir uns melden ließen, fragte, in was für einer Sprache wir mit Monsignore zu reden gedächten, und gleich darauf wurden wir in's Vorzimmer gelassen, wo wir durch eine Reihe lumpichter Bedienten zum Nuntius eingeführt wurden.

„O quanti bei giovani, bravo, bravo!" sagte Se. Exellenz, „non si sdegnii, illustrissimo ed reverendissimo Monsignore, quando questa compagnia de giovani suizzeri figlii delle miglior

famiglie di Zurigo non potevano privarsi del vantaggio d' inchinar fra altri personaggi ch'onorano ..... Non amo fatte ceremonie", fiel der Nuntius mir liebreichst in die Rede, fragte nach unser aller Namen, nach unsern Eltern und nach dem Endzweck unserer Reise, wobei er durchaus nicht begreifen konnte, daß wir zu Fuß gehen. Wir mußten ihm die ganze Einrichtung unserer Reise, unsere Oekonomie und alles beschreiben, weswegen er uns sehr lobte und eine wahre Freude an uns hatte. Er fragte, ob meine Gefährten das Italienische auch verstehen. „Zwei einzige", sagte ich, „aber Latein verstehen alle und Französisch die meisten". Er fing an, Latein etwas zu fragen — da verstummten meine guten Freunde gänzlich ....

„E quel picciolino", sagte er, indem er unserm artigen Herrn Salomon, der gleich allen Leuten, die ihn sahen, das Herz gewann, die Hand bot, „wie ist es möglich, daß der eine so beschwerliche Reise aushalten könne", und mit dem ging die Türe auf; ich glaubte zu gewahren, daß es Zeit sei, nahm Abschied, und der freundliche Prälat ging vor uns her und entließ uns mit Anbietung aller Dienstgefälligkeiten, die er uns immer zu erweisen im Stande sein werde. „Darauf wird auch dem General Pfeiffer ein Besuch abgestattet. Die Gesellschaft bittet ihn, seine mathematischen Arbeiten zu zeigen, „welches er mit ungemeiner Freundlichkeit und Gewogenheit that. Ein Werk, welches in seiner Art das einzige ist und die Bewunderung der Gelehrten und Ungelehrten verdient. Herr General, ein höchst verständiger und dabei unermüdeter, fleißiger Mann, arbeitet schon seit bald zehn Jahren an einem maßgeblichen Modell der ganzen Schweiz, aus welchem man nicht nur die ganze Gestalt der Oberfläche unseres Vaterlands, die genaue Figur der Gebirge, Alpen, Seen, Flüsse, Bäche Dörfer, Höfe, Sennten, Bruggen, Stegen, Waldungen, die Distanz eines jeden Orts von dem andern, sondern sogar das eigentliche Maß und den körperlichen Inhalt eines jeden einzelnen Theils

der Landschaft mit einem Blicke übersehen oder bei mehrerer Muße untersuchen und ausstudiren kann. Der Stoff dieses Werkes ist Holz mit Wachs übergossen und jeder Gegenstand mit den natürlichen Farben gemalt. Ein halber Schuh macht ungefähr eine Stund. Es ist auf hölzernen, mehr als quadratschuhigen Tafeln aufgesetzt, die ohne den geringsten Schaden zu nehmen aneinandergefügt und ein Ganzes ausmachen, oder von einander genommen und auf alle Weise vertragen werden können. Außer dem größten Theil des Kantons Luzern hat Herr General auch 6 Quadratmeilen der anstoßenden Länder bearbeitet, den ganzen Vierwaldstättersee, ganz Unterwalden. Die Arbeit, die Genauheit und Fleiß, so dabei angewandt worden, setzen jeden in Erstaunen. Wer des Schweizerlandes nur einigermaaßen kundig und Liebhaber von der anschaubaren Kenntnis einer Gegend ist und besonders einen deutlichen Begriff von den so verwirrten Ketten der höchsten Gebirge haben will, der kann sich fast nicht satt sehen. Es kostete aber das Werk dem Urheber unglaubliche Mühe, indem er notwendig alle die Gegenden, Berge und Täler, von deren Figur er hier ein Modell liefert, selbst muß gesehen, gemessen, erstiegen und durchwandert haben. Danahen macht er jeden Sommer mit einigen dazu abgerichteten Dienern eine Berg- und Thalreis, mißt, zeichnet und sammelt sich Stoff zur Arbeit auf den Winter. Nur Schade, daß der Mann schon auf einem solchen Alter, daß man nicht wissen kann, ob er sein Werk werde zu End bringen können. Und noch mehr Schade und Schande für seine Mitbürger, daß niemand der Schüler eines so würdigen Meisters sein und ein so einzelnes Werk fortsetzen will, wozu doch dieser vortreffliche Mann nach angeborner Güte und edeln Herzen alles mögliche gern beitragen würde". Beim Besuch des Rathhauses wundert sich Schinz darüber, daß er die Erlaubniß erhielt, in den historischen Handschriften, seltenen Büchern und dem neuesten Rathsmanuale nach Belieben blättern zu dürfen.

Von Luzern selbst schreibt er: „Die Stadt ist zwar von beträchtlicher Größe, aber ganz entvölkert und unbewohnt. Ihre Lage am See und Ausfluß der Reuß ist anmutig und wäre zur Handelsschaft geeignet. Es wird aber dennoch kein so sonderlicher Handel getrieben. Fabriken gibt es wenig und diese sind in fremden Händen. Alle einträglichen Aemter sind erblich, in den Händen der Junker. An die Regierung und den großen Rath besonders kommen oft sehr junge, unerfahrene, spröde Herrchen. Dies thut den gemeinen Bürgern wehe. Sie können und dörfen nichts sagen und nähren deshalb beständigen, heimlichen Groll gegen die Regierung in ihrem Hertzen. Die ökonomischen Verhältnisse der Junker sind nicht besonders glänzend. Sie nähren sich vom Staat und Kriegsdienst, leben luxuriös, und namentlich liebt man fremde Weine. Viele Leute sollen auch aus den französischen Pensionen leben. Klöster und Geistliche gibt es viel. Die Auferziehung der Jugend stund bisher völlig bei den Jesuiten, unter welchen viele aus vornehmen Häusern sind. Die Politici studiren größtentheils in Italien auf den dortigen Universitäten. Das Italienisch ist daher ebenso in Mode wie das Französisch. In der Literatur und den schönen Künsten ist man nicht sehr weit gekommen. Aberglauben und Unglauben halten einander beinahe das Gleichgewicht“.

Von Luzern aus fährt jetzt die Gesellschaft auf dem Vierwaldstättersee über Brunnen nach Flüelen. Die Fahrt ist sehr angenehm. Der Rigiberg, Bürgen und Pilatus scheinen sich in drei Winkeln unmittelbar in die Luft zu heben. Der erstere hat ein majestätisches Ansehen, oben darauf eine Kapell und kleine Wirtshäuschen, die Sommerszeit von Einwohnern von Arth besetzt sind, und noch eine Stunde besser oben auf dem höchsten Gipfel eine vortreffliche Aussicht, daher er über Zug und von Arth hinauf von den Zürchern viel besucht wird.

Von Brunnen aus wird ein kurzer Besuch in Schwyz (Schinz schreibt Schweiz) gemacht, wo man Landammann Hedlinger und einen Künstler Städeli besucht. Das Zeughaus wird den Zürchern nicht gezeigt. Schinz vermuthet, es sei nicht gut in Ordnung gehalten. Den Flecken selbst nennt er den schönsten unter allen in den Waldstätten und der Lage nach den anmuthigsten. Die vornehmen Herren sind geschmeidig, höflich gegen den Fremden und angenehm und freudig in ihrem Umgang, haben Welt- und Lebensart, scheinen aber heimtückisch und arglistig. Die Landleute hingegen sind insgemein ungelenksam, hartnäckige Köpfe, argwöhnisch und halten sehr auf ihre Freiheit, auf die sie stolz sind, in ihren Handlungen hitzig und unüberlegt.

Wieder auf dem See wird die Tellskapelle besucht, „welcher Ort wegen dem Sprung bekannt ist, welchen Wilhelm Tell zu seiner Befreiung hier gethan haben soll, und wohin alle Jahre eine Prozession von Uri kommt".

Am 8. August kommt man nach Altorf, wo Schinz sich nach einem Besuch des Zeughauses sofort zu Gardehauptmann Grivelli begibt. „Ein redlicher Mann, in welchem kein Arges ist, der sich durch eine edle, tugendhafte, recht christliche Denkensart von seinen Landsleuten gänzlich unterscheidet. Unsere vertraulichen Gespräche, die wir hatten, betrafen die in Uri übliche schlechte Lebensart der Herren, die schändliche, unglückliche Eifersucht, die unter denselben herrschet, die wenig edeldenkenden vernünftigen Leute, die im Grund gute, aber durch Eigennutz und böse Ränke der Herrschsucht elendiglich verderbte Regierungsart, welche das Vaterland zu einem Tyrannen und feindlichen Land macht. Alsdann machten wir Herrn Landammann Besuch [1]), der uns mit Chocolade bedienen ließ, ein hochmütiger Mann, der sich

[1]) Schinz nennt ihn nicht, es kann aber kein anderer gewesen sein, als Landammann Schmid.

gern seines Gewalts überhebt und nebst seinen zwei Brüdern lieber eine Einzelherrschaft als Volksherrschaft eingeführt sähe, der daneben große Talente, eine unbewegliche Standhaftigkeit und Beharrung seiner Meinung, Studien und Wissenschaften von der neuen Literatur Liebhaberei, für die Poesie hat und zuweilen selbst etwas dichtet. Es ist ein lächerlicher und elender Zug in dem Character eines vom Säumerssohn zur höchsten Stufe seines Vaterlands gestiegenen Mannes, wenn er sich seines Stands überhebt und denselben ganz vergessen will, und es war an diesem großen Mann noch lächerlicher, daß er uns über die Fußreisen bemitleidete und in barem Ernst als von etwas großer Herren Söhnen unanständigem redte, worüber wir ihm aber auf eine Art antworteten, daß er nicht böse, aber wohl empfindlich werden konnte. Er fragte, ob wir auch Schweizerlieder singen. Gleich antworteten wir ihm mit einer passenden Stelle daraus, die seine Empfindlichkeit noch mehr muß gereizt haben; denn er nahm Anlaß darüber zu scherzen, und von dem darin herrschenden Geschmack und Denkensart und Moral als über etwas unmögliches, als über ein märchenhaftes Ideal zu schwatzen. Man nahm aber dabei die Freiheit, von einer ächten, vaterländischen, republikanischen Denkensart auf eine Art zu reden, daß mein hochgeachteter Herr errötete und das Gespräch auf die Tagsatzung lenkte, von derselben viel erzählte und sich verteidigte, warum die Katholischen die Stadt Mülhausen nicht in den Bund aufnehmen wollten".

Der Marsch das Reußthal hinauf gibt nicht zu vielen Bemerkungen Anlaß. Dafür scheint die Schöllenen einen um so größeren Eindruck auf die Wanderer gemacht zu haben: „Die grausame wilde Gegend der Schöllenen, wo die Felsen himmelhoch, kahl, und gräßlich die tiefwüthend abstürzende Reuß in ein enges, fürchterliches Thal einschließt, wo man die Sonne nur am Mittag sehen kann, ist etwa 1½ Stunden lang. Man steigt aber immer mehr oder weniger steil hinauf und kommt am End

zur Teufelsbruck, wo man eine Seltenheit der Kunst neben einer Seltenheit der Natur zu sehen und zu fühlen bekommt. Die Brücke ist wirklich das Unternehmen kühner Menschen gewesen, und der hoch über Felsen hinab in Schaum und Staub darunter hinstürzende Strom erwecket auch selbst in rohen Gemüthern Schauer und Entsetzen. Jenseits der Bruck steigt man gähstotzig hinauf und gelangt in nicht völlig 100 Schritten zu dem Urnerloch, ein in die 80 Schritte lang, durch lebendigen Felsen im vorigen Saeculo von Moresini, einem Baumeister von Luggaris, gesprengten Gang, durch welchen ein geladenes Saumpferd bequem gehen und durch eine seitwärts getriebene Oeffnung Licht einfallen kann. Aus der traurigen, finstern Gegend kahler, gräßlicher Felsklippen wird der Reisende auf einmal in ein angenehmes Ländchen versetzt, dessen Schönheit durch die plötzliche Veränderung der Scene gewinnt".

Das Urserenthal und den Gotthard hat Schinz in seinen „Beyträgen zur näheren Kenntniß des Schweizerlandes" geschildert. Wir treten daher auf die Beschreibung in der „Schweizerreise" nicht näher ein, sondern begleiten die Gesellschaft über den Oberalppaß nach Dissentis. Nachdem man in Urseren zu Mittag gegessen, machte man sich auf den Weg. Eine Stunde lang geht es den Berg hinan. „Man kommt zu einer einsamen Kapelle, wo die eigentliche Oberalp angehet und es wohl eine halbe Stunde im Umfang ganz eben ist. Hier hat man eine uneingeschränkte Aussicht durch das ganze drei Stunden lange herrlich fruchtbare aber einförmig grün gefärbte Thal." In Selva übernachteten die Reisenden, aber wie mußte man sich behelfen! „Guter Gott, willt du uns denn gar verlassen, dachte ich und seufzte ich, da uns die Wirthin in zerrissenen Lumpenkleidern in zwei ehrvergessene Kammern oder Löcher hineinführte, in deren eintem ein Webstuhl, eine halbvermoderte Bettstatt, im Boden ein Bettstuck auf einem Strohsack, rings umher einige rußige Feuertöpfe und allerlei

Feldbauwerkzeug sich befand". Das einzige Fenster durfte man aus Furcht vor den Fledermäusen nicht öffnen, und da kein Kopfkissen vorhanden war, nahm man einen gefüllten Mehlsack an seiner Stelle. Leider war der Sack nicht verbunden, weshalb während der Nacht ein großer Theil des Mehls herausrutschte. Das gab am folgenden Morgen Anlaß zu langen Auseinandersetzungen. Die Leute der dortigen Gegend nennt Schinz häßlich, wüst.

Am 11. August kam man nach Dissentis. Obwohl daselbst ein fürstliches Benediktinerkloster ist, welches ehedem und auch jetzt noch viel Gewalt in Bünden hat, so macht es doch ein gar armselig Aussehen. Es besteht aus einem einzigen nicht völlig ausgebauten Flügel mit einem ungeheuren dreifachen hölzernen Dach; in dem ganzen Gebäude ist kein einziges anständiges Fenster. Die Kirche ist schön und an das Kloster angebaut. Unsere Zürcher kehren im besten Wirthshaus in Dissentis ein, müssen jedoch mit einem ganz kläglichen Mittagessen vorlieb nehmen: einer einfachen Suppe und einer Art Knöpfli, welche man Bizogels nennt. Dissentis ist wie alle Dörfer und Häuser in Pünten sehr unreinlich und der Reisende findet auch selbst für Geld weder Speise noch Bequemlichkeit. In Truns werden die Reisenden zum Ammann des Hochgerichtes gewiesen, einem alten hagern Geizhals und Wittwer, der ehedem ein offenes Wirthshaus gehabt, nun aber Niemanden mehr beherbergete, als wen er glaubte recht unbarmherzig scheeren und nutzen zu können. Der bringt ihnen Schinken zum Abendessen; übernachten können sie aber zum Glück beim Landvogt. Das Lokal des Wirthes war derart gewesen, daß sie schon beim bloßen Gedanken, dort übernachten zu müssen, von Traurigkeit ergriffen wurden.

Da das Geld im ganzen Bündnerland rar ist und man noch in Uebung hat, Waar um Waare und nicht um Geld zu kaufen oder vielmehr zu tauschen, weil alle Leute aus ihren

Gütern leben und weder durch Kaufmannschaft noch anderswie Geld ins Land kommt, so mochte es auch hier im landvögtlichen Hause beschaffen sein; denn in einem der prächtigen Schlafzimmer lag ein ungeheurer Haufen dürrer Kirschen auf dem Boden, und zur Dankbarkeit raubten wir davon alle Taschen voll. Die Zeche im Wirthshaus, wo die Knechte übernachtet hatten, war unmäßig theuer, weshalb es zu einem heftigen Zank mit dem Wirthe kam. Beim Weggang aus Truns sieht Schinz, daß an der Mauer einer alten Kapelle in Reimen die Geschichte der Versündung aufgezeichnet ist. Das Land weiterhin erscheint ungemein lieblich, aber es ist, als ob die Einwohner in dieser Gegend nur für sich leben und um keinen andern Menschen sich bekümmern wollten. In Brigels z. B. findet des großen Dorfs ungeachtet der treuherzige Reisende kein Wirthshaus, darin er seine trockene Kehle erlaben und den hungrigen Magen sättigen könnte. Endlich, wie die Gesellschaft so recht laut und unverschämt über die schlechte Einrichtung zu schimpfen anfängt, erbarmt sich ihrer eine adelige Alte, die deutsch verstand. Von ihr bekamen die Reisenden um Geld und gute Worte, geräucherte Würste, Wein und Brot. Ja schließlich fing sie sammt der alten Fräulein Tochter an, den jungen Zürchern gegenüber holdselig zu plaudern, sie habe auch Söhne in der Fremde und sei auch froh, wenn man denselben etwas angenehmes erweise. Nach allem dem aber machte Frau Oberstin die Zech wie eine ausgemachte Wirthin und da sie unsere und wir ihre Art zu rechnen nicht verstehen konnten, so gab es beim Auszahlen noch eine unangenehme Scene.

Abends spät kommen die Reisenden nach mühsamem Steigen in Panix an, einer Pfarre, die nicht mehr als 130 Seelen zählt. „Es war Abenddämmerung, als wir dahin kamen. Man hatte uns geraten, bei dem Pfarrer Nachtherberge zu suchen. Wir fragten ihm darum so gut wir konnten nach und fanden ein ehrerbietiges Pfäffchen fast bäurisch gekleidet bei einigen müden

Tagelöhnern auf dem Bank vor einer hölzernen Hütte sitzen. Wir redeten ihn an und brachten unser Anliegen vor, worauf er uns in die Pfarrhütte hineinführte und hundert Mal um Geduld, bei schlechter Aufwart um Nachsicht bat und sehr beschäftigt war, uns eine kleine Nachtmahlzeit und reine Betten spreiten. Was zufriedene Armut und gute sorgfältige Hauswirtschaft, ein gutes menschenfreundliches Herz nur immer zuwege bringen und unbekannten Fremden erweisen kann, das that unser ehrliche gute von Mangel magere Herr Pfarrer. Wir hatten, so wenig Zeit man auch dazu anwenden konnte, ein niedliches Nachtessen von vier Gerichten und einen Nachtisch, und was mir das angenehmste war, einen ehrerbietigen vernünftigen rathsamen geistlichen Wirt, der uns mit allerlei Gesprächen unterhielt. Er erzählte uns das armselige Einkommen, so nicht über 100 Gulden stieg, wobei es fast nicht möglich sei, ohne Handarbeit zu leben, danahen er sich auf die Beherbergung der aus dem Glarnerland etwa durchpassirenden Leute habe legen müssen, um damit etwas weniges zu gewinnen. Nach dem Nachtessen bezog man die harten schmalen, doch reinlichen Betten".

Am folgenden Morgen, den 13. August, brachen die Reisenden nach Bezahlung der billigen Zeche, die sie dem Pfarrer „mit dem größten Dank und gern" bezahlten, auf, um über den Panixerpaß in's Glarnerland zu gelangen. Der Pfad zieht sich durch eine waldige Gegend, deren Holzreichthum Schinz auffiel. „Es ist in dem Gemeindsbezirk von Panix ein solcher Ueberfluß an Holz, daß es nicht nur keinen Werth hat, weil es wegen roher Gelegenheit der Gegend nicht an andere Orte abgeführt werden kann, sondern man ist auf die Verderbung und Austilgung ganzer Waldungsstücke bedacht und zwar so, daß man die größten Tannen stehend von der Rinde schält, damit sie verderben, mit der Zeit verfaulen und aus dem Holzboden Weidgang gemacht werden kann. Ich wollte eine so üble Oekonomie nicht

glauben können, wenn wir nicht einen ganzen Wald auf diese Weise zugerichtet angetroffen hätten, eine in alle Weg elende Gewohnheit, da man ja, wenn das Holz als Holz keinen Werth hat, solches zu Aschen brennen und Potaschen sieden könnte, wodurch man den gleichen Endzweck und zwar weit schicklicher erhalten würde. Wir trafen am Berg einen Glarner an, der Tischtafeln ins Bündnerland trug und sie gegen dürre Kirschen verhandelte. Diesen mietheten wir unsere Kleider zu tragen. Der steile Fußsteig führt immer einem grauen wie Bleiweiß sich schneidenlassenden Schieferfelsen nach, der mit schönem Quarz untermengt ist". Das Leiterli hinaufklimmend, eine gefährliche Stiege über dem kahlen lockern Schieferfelsen, kommen sie auf den Berggipfel, der mit ewigem Schnee bedeckt ist. Man hat weit und breit auf keinem hohen Gebirge eine solche Aussicht, man übersieht einen guten Theil der hohen Gebirge und Thäler des Bündnerlands und hat die verschieden laufenden Bergketten und Richtung der Thäler offen vor sich. Auf der Paßhöhe war es frostig und kalt.

Nun geht es hinab in's Glarnerland. Beinahe eine Stunde lang waren unsere Reisenden gezwungen, über den Schnee hinabzuglitschen, „welches wegen der Kälte und Feuchtigkeit der Beinkleider unangenehm, beschwerlich und sehr ermüdend war, indem man nicht wohl gehen und laufen und im Lauf nicht willkürlich Halt machen konnte, und hat man die Schneegegend hinter sich, so kommt man zu kahlen, schroffen Felsen, auf dessen herabgestürztem, brockigtem Schutt man mit Sorgfalt und großer Beschwerd in den Füßen wankend herunterklimmen muß". Die hie und da heruntergestürzten Felsstücke glänzen auf's herrlichste von kristallischen Gebilden; man findet Zinken, die bis auf einen halben Zoll lang und durchsichtig sind.

Elm, wohin unsere Reisenden zuerst gelangen, ist ein reformirtes Pfarrdorf am Fuße des Flimserberges, eines hohen

Schneegebirgs, in dessen Felsgebirg oder felsichtem Gipfel das von Scheuchzer und Fäsi beschriebene Martinsloch sich befindet, so eine natürliche durch den ganzen Felsen durchgehende Höhle ist, durch welche man zu gewissen Zeiten des Jahres die Sonne hindurchscheinen sehen kann. Die Häuser sind hölzern, mit Schindeln gedeckt. Es gibt wenig Obst, aber viele ungezweite Kirschen. Man pflanzt auch Feldbohnen, Erbsen, aber wenig Getreide, indem die Gegend größtentheils nur Mattland enthält. „Wir nahmen unsere Einkehr im Pfarrhaus, bei Herrn Pfarrer Freuler. Denn man sagte uns, der Pfarrer wirthe für Reiche und Arme. Es ist für die Reisenden ein wahres Glück, wenn sie an solchen abgelegenen Orten so guten Aufenthalt und Bequemlichkeit finden, wie in einem Gasthaus zu hoffen ist und man doch um sein Geld daselbst so frei sein kann, wie in einem Wirthshaus. Aber für den geistlichen Stand hat es übrigens doch viel Nachtheiliges, das mit diesem Amt verbundene Ansehen fällt aus seiner Würde und es fällt einem Pfarrer schwer, Unordnungen zu vermeiden, dazu die Wirthschaften Anlaß geben". Ursache dieser Nebenbeschäftigung ist selbstverständlich wieder die niedere Besoldung. Während die einen Pfarrer nicht ganz 300 Gulden erhalten, beträgt der Gehalt anderer gar nur 180—200. Die Pfarrhäuser sind schlecht, haben meist nur eine Stube. Diese mißlichen Umstände bringen es auch mit sich, daß sich die Pfarrer mit Töchtern aus der Gemeind verheiraten müssen und so wird ihr Ansehen dadurch sowohl als durch schlechte Wissenschaft und Lebensart verkleinert. Die meisten studiren in Basel im Alumnat des Collegii Erasmiani, bringen aber wenig Gelehrsamkeit und noch weniger Lust, mehrere sich zu erwerben nach Haus. Ausnahmen freilich gibt es auch hier. Die Ausnahme bei Pfarrer Freuler ließ nichts zu wünschen übrig. Binnen zwei Stunden war Gesottenes und Gebratenes zugerichtet, und nachdem unser Wirth vernommen, wer wir wären, setzten wir uns an die Mittagstafel, während welcher

er uns mit Erzählung der Studien seines Sohns zu Basel, mit Anpreisung seiner Bibliothek, seiner Ordnung in den Pfarr- und Gemeindbüchern, seiner Art zu predigen und mit halb sinnreichem Schwatzen unterhielt, über den Landvogt von Uznach schmähte, der unbefugter Weise die Pfrund Russikon im Zürchergebiet vergeben, auf welche er selbst hinzukommen Hoffnung gehabt. Mit seinen Kindern war er ungemein liebreich und vernünftig und mit Frau Pfarrerin sanft und gut, die übrigens eine traurige Bauernweiberfigur machte. Die Zeche war wiederum billig.

Noch am Abend kam man nach Glarus. Da der Tagemarsch ein etwas großer und anstrengungsreicher gewesen, stand man am folgenden Morgen erst um 7 Uhr auf, worauf man sich durch den langweiligsten und elendesten aller Perrückenmacher kämmen und kräuseln ließ, und damit ging der ganze Vormittag verloren. Der Wirth, Ludwig Schindler, früher Landvogt, stand immer mit der Kappe unter dem Arm mit ehrerbietiger Miene hinter meinem Sessel, und so böse ich auf ihn seiner Zeit gewesen, da man von seinen schönen Regierungsstreichen erzählt, so mitleidig war ich jetzt gegen ihn, da er vom regierenden Landvogt zum demütigen Aufwärter herabgesetzt da stand und aus seinem Betragen zu schließen mehr aus Dummheit und falschem Begriff vom Richter und obrigkeitlichem Amt, als aus Herzensbosheit gesündigt.

Am 15. August besuchen unsere Reisenden die Kirche und hören unter vor- und nachgehender Instrumentalmusik ein „Meisterstück von Predigt an, in der mit einer unnachahmlichen überschwenglichen, überflüssigen Wortberedtsamkeit die allertrivialsten Postill-Crämе in fast zweistündigem äußerst lebhaftem freiem Vortrag der lieben Gemeinde Gottes, den Räthen und Landleuten zu Glarus von Herrn Pfarrer Tschudi vorgetragen, angepriesen, aufgedrungen wurde.“ Schelmisch fügt Schinz hinzu: „Wenn ich nur einige Augenblicke mehr Zeit hierauf wenden

möchte, so könnte ich mich nicht enthalten, einige Stellen von der Weis, Art, Gattung, Gestalt und Manier dieser schönen, sinnreichen, wohl abgetheilten, ordentlichen, langunterhaltenden Rede des sonst ehr-, acht- und preiswürdigen Herren Dekans, Pfarrers und Predigers Tschudi und seiner Menge schicklicher, passender und dienlicher Synonima, gleichbedeutender Ausdrücke und Redensarten hier anzuführen. Man kann sich aber alles wohl vorstellen, ohne daß ich nöthig hätte, mehr davon zu sagen. Geheuratete Männer gehen in Mänteln zur Kirche; fast alle, die jungen und alten haben wohlriechende Blumen mit langem Stiel in den Händen. Unter den Weibern geht niemand französisch gekleidet, sondern alle in der Landestracht, die der Badenschen ähnlich ist. Das Volk scheint in der Kirche äußerst aufmerksam und andächtig zu sein, und wenn der Prediger recht laut und lebhaft mit starken Gestibus und lange ohne einigen Anstoß mit der Zunge schwatzen kann, gefällt es am besten. Bei der Taufe gibt jeder Taufzeuge 1 Thaler „Einbindete", welches die Hebamme mit Aufhebung eines Schnupftuches einsammelt; beim Gesang ist keine Ordnung, man geht und kommt ohngescheut. Die Kirche ist beiden Religionen gemein, und ein finsteres, warmes Gebäude, welches auf die allerunschicklichste Weise eingerichtet ist. Es stehen 2 unförmige Orgeln an die Wand geheftet; die einte brauchen die Katholischen, die andere die Reformirten, sie nehmen der Kirche fast alle Heiterkeit weg und sind sichtbar Zeugen der Eifersucht beider Religionsgenossen.

Nachmittags wurden die Zürcher in das Schützenhaus eingeladen, wo das halbe Land versammelt war und sich mit Schießen nach dem Ziel ergötzte. Dies scheint eine der herrschendsten Liebhabereien der Einwohner zu sein. Es geht aber laut dabei zu und ist ebenso sehr auf ein gemeines Trinken und Lustigmachen als auf das Schießen abgesehen.

Im Gasthaus zum Rößli werden die Zürcher den Herrn Seckelmeister Zweifel, Landvogt Tschudi und Dr. Marti vorgestellt. Man hörte aber keinen einzigen vernünftigen Diskurs, keine Erzählung, keine feinen Scherze, lauter armselige Wortspiele, Späsße, Einfälle, Stichelreden und Satyren, Anspielungen, Bezeugungen des Wohlwollens und der Freundschaft, die aber nur sie unter sich verstanden. Nachdem Schinz einige Proben dieser geistreichen Unterhaltung gebracht, fährt er fort: Herr Dr. Marti wurde endlich von dem edeln Rebensaft so begeistert, daß er uns von seinen Kuren, von der Möglichkeit der Schwangerschaft eines Mädchens unter den und diesen Umständen, von dem wichtigen Fall, den sie hierüber mit einer Gefangenen haben, welche er bei seinem Eid habe visitiren müssen; ferner von den Ansichten auf dem Schynberg, wo er die Sonne habe um ihr Centrum herumschnurren gesehen und daraus beweisen könnte, daß die Erde rund seye, der Weitläufigkeit nach erzählte, sich dabei bald auf den, bald auf einen andern anwesenden Herrn berufte. Nicht wahr, Herr Rathsherr. . . . ., Herr Landseckelmeister, Sie könnens sagen?, so daß wir von seinen Gesprächen und dem tollen Gesums halb krank wurden und uns die Erlaubniß wegzugehen ausbaten.

Bei meinem Eid, die Herren haben ja noch nichts getrunken, die Gläser sind noch nicht leer — rufte man uns zu wie rasend und taub; allein wir empfahlen uns und gingen weg. Einige der Herren begleiteten uns und baten sich's zur Ehre aus, mit uns zu Nacht zu speisen, redten aber so elendes Zeug, unzüchtige Possen und Narrenthädigungen, daß wir alle zum Sterben Langweil hatten, dem „Gut Nacht!“ mit Schmerz entgegensahen und endlich uns unter dem Vorwand, dem Schlaf nicht mehr länger widerstehen zu können, der Tafel entzogen.

Am folgenden Tag, den 16. August, reisen sie von Glarus ab, begeben sich nach Weesen und von dort zu Schiff nach Walen-

stadt. Es war ein unaussprechlich schöner Abend, die beiden Ufer des Sees zu beiden Seiten, davon das einte gähstotzig, von himmelhohen Felsen, das andere auf der Glarnerseite an Gras sehr fruchtbar, malten sich auf das herrlichste im Schatten des Wassers und unsere Fahrt, die bei stillem Winde überaus angenehm in 3½ Stunden glücklich von Statten ging, wäre ungemein erfreulich gewesen, wenn sie nicht durch Zwistigkeiten mit den Schiffleuten unterbrochen worden wäre. Die Schiffleute forderten gegen die Abmachung so viel mehr und waren dabei so grob, daß Schinz den Handel vor den Richter in Walenstadt brachte. Die Schiffer hatten unterwegs Stühle, Tische und Flaschen aus dem Schiff hinausgeworfen. Diesem rohen Verfahren hatten sie es zuzuschreiben, daß die Zürcher vor dem Richter Recht bekamen.

Am 17. August besuchen sie das Bergwerk in Flums: Alles sieht schauerhaft und schreckensvoll darin aus, schreibt Schinz, der mit einigen seiner Gefährten in den Schacht selbst hinabgestiegen und eine ausführliche Beschreibung des Bergwerkes gibt.

Am 18. August kommen die Reisenden in Sargans an, wo sie vor allem das Schloß betrachten. Dasselbe ist nicht von Marmor, sondern von Toffstein „und macht wie alle Schlösser der Schweiz wenig Figur".

Am folgenden Tage statten sie dem Schloß Werdenberg einen Besuch ab, wo sie von Landvogt Blumer aus Glarus „über die Maßen freundlich" aufgenommen werden. „Derselbe gab uns ein recht schweizerisches Frühstück; statt des Kaffee schenkte er jedem ein ordentliches Tischglas voll Kirschwasser ein und setzte uns einen Leib Roggenbrod für, zeigte uns auch das ganze Schloß von oben bis underst in den Keller. Die schöne steinerne Stiege ist das ansehnlichste in dem Schloß. Die Zimmer sind ungeheuer groß und gar nicht ausgerüstet. Dagegen genießt man eine herrliche Aussicht über die umherliegende Gegend. Das Schloß hat

ein gutes Ansehen, ist weitläufig gebaut, 5 Schuh dick sind die Mauern, die einen Brand im vorigen Jahrhundert überdauert haben. Man redte auch von der Herrschaft Sax, die uns sehr wenig wegen ihrer Entlegenheit nützen könne. Herr Landvogt glaubte, wenn dem Stand Zürich diese Herrschaft nichts nütze wäre und sie veräußern wollte, so würde der Stand Glarus gern dieselbe als an Werdenberg stoßend kaufen oder noch lieber gegen den Antheil an Baden austauschen. Worauf man von der Einrichtung von Werdenberg redte. Das Städtlein habe einen Bürgermeister, doch stehe es unter dem Landvogt. Der Landschreiber, ein Glarner, sei lebenslänglich. Das Amt trage 4—500 Gulden ab. Er, Landvogt, habe wie gewohnt einen Gulden auf jeden Landmann für diese Vogtei geben müssen, welches gegen 5000 Gulden betrage, und so müsse jedes Amt an Glarus Auflagen zahlen. Die schlechten italienischen seien allein davon ausgenommen. Der Rat würde dergleichen Mißbräuche abschaffen. Allein der Landmann sage, er wolle von seinen Unterthanen auch einen Nutzen ziehen. Man zahle an Obst, Getreide und Wein den Zehnten. Der Weinzehnten trage beinahe 100 Gulden ein. Die Jagdlizenzen gebe der Landvogt. Was sonst geschossen wird, müsse ins Schloß gebracht werden. Für einen Haas zahle er drei Batzen, für einen Fuchs 8; als einen Mißbrauch sehe er an, daß er jedem seiner Knechte täglich zweimal Wein geben müsse.

Auf dem Schloß Forstegg nahmen sie die Gastfreundschaft des dort residirenden Landvogtes Vögeli in Anspruch. „Wir gingen grade auf das Schloß zu, um in selbigem so höflich als möglich zu verstehen zu geben, daß wir gern hier übernachten würden“. Sie hatten sich im Charakter des Landvogtes auch nicht geirrt. Derselbe empfing sie wie alte Bekannte und nahm sie herzlich in seinem Schlosse auf. „Es ist eines der unbequemsten Schlösser in Ihro Gnaden von Zürich Städten, Landen, Gerichten und Gebiet. Ein armseliges Zipfelhaus, bei dem man die Unver-

nunft der verschiedenen ungereimten Gebäude nicht genug bewundern kann; es ist kein einziges erträgliches Zimmer, lauter unbrauchbare finstere Ecken, eine Stiege, an welcher man, so oft man sie besteigt, die Beine zu brechen Gefahr hat, und wenn man überhaupt einem aufgeweckten gesellschaftlichen Weltmann sein Leben finster und sauer machen will, so wird man ihn ins Schloß Forstegg in den mitten in sumpfigten Riedern, inmitten eines verwilderten, voll Unziefer steckenden Waldes befindlichen Kerker verweisen; den Philosoph aber wird man dahin schicken, um ungestört seinen Lieblingsgrillen nachhängen zu können. Zum Dank für das liebreiche Nachtessen plünderten wir beim Schlafengehen noch Herrn Landvogt seinen Birnenhaufen".

Auf dem Weitermarsch am folgenden Tag läßt sich Schinz in Sennwald den Kirchthurm aufschließen, um den dort aufbewahrten „dörren Körper" des vor ungefähr 200 Jahren gestorbenen Freiherrn Philipp von Sax zu sehen. „Aber die ungeheure Menge von Fledermäus, welche im Turm herumfladderten trieben mir den bittersten Schweiß aus". Endlich überwindet unser Autor seinen Eckel, steigt, allerdings mit geschlossenen Augen, die Treppe hinauf und sieht sich oben den noch gut erhaltenen Leichnam an.

Altstätten, wo die Gesellschaft übernachtet, nennt Schinz eine ansehnliche Stadt, in welcher Katholiken und Reformirte in der vergnügtesten Eintracht zusammenleben. In Rorschach sehen sie sich den mächtigen Seehafen an und hören eine schlechte Predigt über die Liebe gegen Gott. Dann wandert man über Engers-Ried, wo sie alten Rheinthaler Wein trinken, den besten Schweizerwein, den sie je getrunken, und dann nach Trogen, wo sie Abends 5 Uhr ankamen. „So bekannt unser Wirth mit den besten Leuten der Schweiz zu sein schien, einen so widrigen, unbiegsamen Appenzeller Charakter hatte er, so daß wir nicht zum Besten mit ihm zufrieden waren". In Gesellschaft des Baumeisters

Grubenmann nahmen die Reisenden ihr Frühstück bei Landesfähndrich Zellweger zu sich. Es war eben der Tag, an welchem die Kaufleute zum letzten Mal von den Bauern Leinwand einkauften, um sie noch auf die Bleiche zu bringen. Die Leinwand muß eine bestimmte Güte haben, sonst wird sie nicht angenommen. Darauf besucht man das Rathhaus, ein schlechtes, altes Gebäude, in welchem das große Landesschwert aufgehängt ist, und die Kirche. Die Geistlichen sind im Appenzellerland gemeiniglich undenkende, öde Köpfe, dabei sehr bigott. Sie studiren meist in Basel, weil etliche davon immer im dortigen Collegio Erasmiano ohnentgeltlich erhalten werden. Hernach studiren diese Leut nicht mehr. Ihre Pfründen sind aber auch schlecht, sie sind nur Wochenlöhner, deren Lohn wöchentlich auf 3 Gulden kommt. Die beste Pfrund des Landes, Trogen, erträgt 500 Gulden. Die Appenzeller sind sehr reinlich, überhaupt in allen ihren Sachen, auch in Kleidern und besonders in den Hemden, die sie sehr fein und sauber tragen. Neben ihrem natürlichen Witz und naiven Charakter zeichnen sie sich vor andern Bauern aus durch eine ungemeine Wundergebigkeit und das zutäppische Wesen gegen die Fremden, womit sie oft einem beschwerlich fallen, und von dem fremden Reisenden nicht ablassen, bis sie seine Herkunft und seine Absichten wissen.

In Speicher fallen ihnen die einfachen Häuser auf: Man weiß nicht, ob es Bescheidenheit oder ökonomisch ist, daß selbst die ganz steinernen Häuser hier und auch in andern Dorfschaften des Landes mit einer Wand von kleinen Schindeln wenigstens gegen die Wetterseite begleitet sind; vermuthlich geschieht es, um die Mauer zu schonen und die Häuser besser zu verwahren. Wenn es aber auch Bescheidenheit ist, so mag es geschehen, um die kostbaren doch im äußerlichen den einfachen, hölzernen Hütten gleichzustellen, die sonst in diesem Land der ächten Freiheit gebräuchlich sind; und hierin handeln die Eigenthümer weislich. Denn ich habe es von Landleuten gehört und es ist leicht zu

begreifen, daß die stolzen steinernen Paläste der Zellweger u. A., die sich aus den förrenen Hütten wie Könige emporheben, die Einfalt und Demuth zu verachten und die ländlichen Sitten aufzuheben scheinen, dem gemeinen Landmann zum Anstoß und Aergerniß gereichen.

Am 23. August finden wir unsere Gesellschaft in St. Gallen. Sie logirt im Hecht. Der erste Besuch ist der Klosterbibliothek gewidmet. P. Gerold Brandenberg führt sie herum. „Es ist hier die niedlichste Einrichtung, die man sich nur wünschen möchte. Das Bibelfach ist nach den seltenen Handschriften das reichste. Neben kostbaren Büchern finden sich Seltenheiten der Natur und der Kunst vor: eine schöne Münzsammlung, ein großer Stein, der in den Eingeweiden eines Pferdes gefunden worden. Der Bibliothekar gibt sich anfänglich nicht viel mit der Gesellschaft ab, bis er zufälligerweis einem gewissen Schinz bei meinen Gefährten nachfragte, den er zu kennen wünschte. Da man ihm sagte, ich würde der sein, den er suchte, fiel er mir wie ein vertrauter Freund um den Hals und forderte meine Freundschaft, die ich einem Mann von seinen Verdiensten ganz beschämt über seine Versicherung gern zugestand und gleich Gebrauch davon machte, indem ich ihn bat, uns dem Fürsten vorzustellen.

Da es für eine Audienz jedoch schon zu spät war, besuchen die Zürcher das Zuchthaus, wo nicht viel zu sehen ist. Züchtlinge, für welche die Kost bezahlt wird, fanden sich keine darin. „St. Gallen wäre auch nicht der Ort, den ich hierzu erwählen würde". Dann wird noch ein kleiner Spaziergang gemacht. „Da wir so viele ehrbare St. Gallerfrauen mit ihren aufs ehrbarste in Ketten der kindlichsten, blinden Unterwürfigkeit und Menschenscheuheit und Andächtelei auferzogenen mannbaren Töchtern gewahrsamlich spazieren sahen, konnten wir uns nicht überall freier Anmerkungen dabei enthalten, die sowohl von dem St. Galler Gang und naturwidriger Kleidungsart als aber besonders von dem verstohlenen

zweideutigen Nachblicken der Töchter auf uns veranlaßt wurde.“ Am folgenden Tag wird auf seinem Landgut Diakon Zollikofer besucht. Dieser fromme, andächtige Geistliche empfing uns sammt seiner ehelich geliebten Hausfrau sehr freundschaftlich und gab uns einen Trunk von süßem Wein. Das Sälchen oben im Haus hatte eine vortreffliche, ländliche Aussicht, und sein Hausvölkchen war eben mit dem Emdet beschäftigt. Man brachte das Gespräch auf die Zürcherbibel. Herr Diakon wußte von diesem Geschäft nicht viel. Ueberhaupt, sagte er, sei man in St. Gallen nicht gewohnt, sich in dergleichen Streitsachen einzulassen. Das Denken in Religionsangelegenheiten sei nicht üblich und das freie Denken verboten. Aus seinen Reden zu schließen schien Aberglauben eher dort zu befürchten als Unglauben. Dem Bücherlesen sei man überhaupt auch nicht hold. Doch habe er mit einigen Freunden eine Lesegesellschaft errichtet und man befleiße sich, in Predigten freier zu sein und wo immer möglich in allem dem einen bessern Ton einzuführen, der auf die Erleichterung des Kopfes und auf die Sitten einigen Einfluß haben könnte. Allmählig bekommen sogar die Frauenzimmer Geschmack am Lesen.

In der Stadtbibliothek begleitet Herr Rektor Fels die Gesellschaft. Des berühmten Joachim Vadiani Schriften machen ein Hauptstück aus nebst vielen andern Handschriften. Der Bücher sind ansehnlich viel. Neuere schafft man alljährlich von den besten so viel an, als die Einkünfte erlauben. Neben einem schönen italienischen Julius Caesar und einem Cicero erwähnt Schinz die Schlangen- und Fossiliensammlung und das von Reich verfertigte Modell der Stiftshütte. Unter den Gelehrten soll Bürgermeister Wägeli der vorderste sein, ein trefflicher verständiger Mann, der griechischen und orientalischen Sprachen kundig. Nachmittags findet die Audienz beim Fürstabt statt. Man spricht über den Zweck der Reise, dann bringt der Abt das Gespräch auf Lavater und fragt schließlich die Zürcher, wie ihnen der neue Klosterbau, die neue

Pfalz gefalle. „Sehr wohl, antworteten wir, nud wozu werden E. fürstliche Gnaden dann wohl die alten Pfalz bestimmen? Wegthun will ich sie, dann gibts einen schönen Hof, in dem man manövriren lassen kann, eine ganze Armee, wenn man will, erwiderte er darauf. Er stund inmitten seines Zimmers und wir in einem halben Circul um ihn her, sonst war niemand gegenwärtig. Wir empfahlen uns und er versicherte uns seiner Gnade und begleitete uns an die Thür".

Im Rathhaus sahen die Zürcher die „Gefangenschaft" an und die Frau des Großweibels erzählte ihnen von dem Stadtschreiber Zörnli, der da gefangen lag und enthauptet wurde, ganz furchtbare Dinge. Daß dieser Mann viel Witz besessen, das wußte die gute Frau nicht, noch weniger, daß dies sein Hauptverbrechen gewesen.

Die Lage der Stadt zwischen zwei Bergen ist nicht gar freudig. Den Charakter der Einwohner und derselben guten Geschmack kann man aus den vielfärbigt angemalten Häusern und Fensterläden und Thüren abnehmen, es ist das abgeschmackteste Ding von der Welt. Man findet oft ein Haus mit fünferlei Farben übertüncht; die naturwidrige Tracht, die man nach den Gesetzen zu tragen gebunden, ist ganz unvernünftig, es sei denn von Seiten der bürgerlichen Bescheidenheit und Ersparung; denn es ist offenbar, daß man bei mancherlei Kleidungsarten mehr Aufwand machen muß, als bei einer einzigen wie in St. Gallen.

Das Wirthshaus und alle Schenkhäuser waren voll Bauern, welche an diesem Tag alle ihre leinenen Tücher zu Markt gebracht. Die Leinwandfabrikation, die Hauptindustrie des Landes, ist in einem Cyclus von Gemälden bildlich in der Nähe des Rathhauses dargestellt.

Die St. Galler scheinen Sclaven ihrer alten Sitten wie ihrer Kleider zu sein, sie sind sehr religiös, wenn's nicht gar bei einigen auf Bigotterie herauskommt. Sie gehen viermal am

zweideutigen Nachblicken der Töchter auf uns veranlaßt wurde.“ Am folgenden Tag wird auf seinem Landgut Diakon Zollikofer besucht. Dieser fromme, andächtige Geistliche empfing uns sammt seiner ehelich geliebten Hausfrau sehr freundschaftlich und gab uns einen Trunk von süßem Wein. Das Sälchen oben im Haus hatte eine vortreffliche, ländliche Aussicht, und sein Hausvölkchen war eben mit dem Emdet beschäftigt. Man brachte das Gespräch auf die Zürcherbibel. Herr Diakon wußte von diesem Geschäft nicht viel. Ueberhaupt, sagte er, sei man in St. Gallen nicht gewohnt, sich in dergleichen Streitsachen einzulassen. Das Denken in Religionsangelegenheiten sei nicht üblich und das freie Denken verboten. Aus seinen Reden zu schließen schien Aberglauben eher dort zu befürchten als Unglauben. Dem Bücherlesen sei man überhaupt auch nicht hold. Doch habe er mit einigen Freunden eine Lesegesellschaft errichtet und man befleiße sich, in Predigten freier zu sein und wo immer möglich in allem dem einen bessern Ton einzuführen, der auf die Erleichterung des Kopfes und auf die Sitten einigen Einfluß haben könnte. Allmählig bekommen sogar die Frauenzimmer Geschmack am Lesen.

In der Stadtbibliothek begleitet Herr Rektor Fels die Gesellschaft. Des berühmten Joachim Vadiani Schriften machen ein Hauptstück aus nebst vielen andern Handschriften. Der Bücher sind ansehnlich viel. Neuere schafft man alljährlich von den besten so viel an, als die Einkünfte erlauben. Neben einem schönen italienischen Julius Caesar und einem Cicero erwähnt Schinz die Schlangen- und Fossiliensammlung und das von Reich verfertigte Modell der Stiftshütte. Unter den Gelehrten soll Bürgermeister Wägeli der vorderste sein, ein trefflicher verständiger Mann, der griechischen und orientalischen Sprachen kundig. Nachmittags findet die Audienz beim Fürstabt statt. Man spricht über den Zweck der Reise, dann bringt der Abt das Gespräch auf Lavater und fragt schließlich die Zürcher, wie ihnen der neue Klosterbau, die neue

Pfalz gefalle. „Sehr wohl, antworteten wir, nud wozu werden E. fürstliche Gnaden dann wohl die alten Pfalz bestimmen? Wegthun will ich sie, dann gibts einen schönen Hof, in dem man manövriren lassen kann, eine ganze Armee, wenn man will, erwiderte er darauf. Er stund inmitten seines Zimmers und wir in einem halben Circul um ihn her, sonst war niemand gegenwärtig. Wir empfahlen uns und er versicherte uns seiner Gnade und begleitete uns an die Thür".

Im Rathhaus sahen die Zürcher die „Gefangenschaft" an und die Frau des Großweibels erzählte ihnen von dem Stadtschreiber Zörnli, der da gefangen lag und enthauptet wurde, ganz furchtbare Dinge. Daß dieser Mann viel Witz besessen, das wußte die gute Frau nicht, noch weniger, daß dies sein Hauptverbrechen gewesen.

Die Lage der Stadt zwischen zwei Bergen ist nicht gar freudig. Den Charakter der Einwohner und derselben guten Geschmack kann man aus den vielfärbigt angemalten Häusern und Fensterläden und Thüren abnehmen, es ist das abgeschmackteste Ding von der Welt. Man findet oft ein Haus mit fünferlei Farben übertüncht; die naturwidrige Tracht, die man nach den Gesetzen zu tragen gebunden, ist ganz unvernünftig, es sei denn von Seiten der bürgerlichen Bescheidenheit und Ersparung; denn es ist offenbar, daß man bei mancherlei Kleidungsarten mehr Aufwand machen muß, als bei einer einzigen wie in St. Gallen.

Das Wirthshaus und alle Schenkhäuser waren voll Bauern, welche an diesem Tag alle ihre leinenen Tücher zu Markt gebracht. Die Leinwandfabrikation, die Hauptindustrie des Landes, ist in einem Cyclus von Gemälden bildlich in der Nähe des Rathhauses dargestellt.

Die St. Galler scheinen Sclaven ihrer alten Sitten wie ihrer Kleider zu sein, sie sind sehr religiös, wenn's nicht gar bei einigen auf Bigotterie herauskommt. Sie gehen viermal am

Sonntag zur Kirche und die Predigten sind noch einmal so lang als an andern Orten. Sie sind voll Vorurtheile, nicht frei im Denken, nirgendworin aufgeklärt als im Geist der Handelsschaft. Es werde einem zur großen Sünde gerechnet, an einem Sonntag sein Heu oder Emdd zu rathsamen, er wolle eine solche Sabbathschändung keinem rathen, sagte uns der Wirth.

Das Kloster ist ihnen immer ein stechender Dorn in den Augen, sie haben nicht die geringste Gemeinschaft mit demselben. An sehr verständigen, rechtschaffenen Leuten fehlt es St. Gallen keineswegs; überhaupt sie sind sehr reinlich und aufmerksam. Speiset man in öffentlichen oder privaten Häusern, so wird man vortrefflich bedient. Unverständig ist, daß die Thore immer mit vielem Hausrath überhängt und überstellt sind. Die Bleichen von St. Gallen sind berühmt. Auch ist des herrlichen schneeweißen und schmackhaften Brotes aller Gattung nicht zu vergessen.

Am 24. August reiste die Gesellschaft von St. Gallen ab und zog in der Richtung nach Waldkirch weiter. Unterwegs auf den Höhen in der Nähe von Süeßhölzli war die Aussicht so „weitschichtig“ und reizend, besonders gegen das Appenzellerland hin, wo man den Säntis und Camor sah, daß die Wanderer, zumal da der herrliche Anblick der untergehenden Sonne dazukam, sich nicht von diesen Schönheiten losreißen konnten.

Nachdem sie in Waldkirch, das sie nach langem Umherirren endlich erreicht, die Nacht zugebracht und den Schloßpfarrer von Hauptweil früh Morgens aus seinem Schlummer geweckt, weil sie Bedürfniß nach einer Tasse Thee verspürten, marschirten sie nach Bischofszell, wo Schinz das schöne Rathhaus imponirt. Herrn Dr. Scherb, den sie hier aufsuchten, trafen sie erst außerhalb des Städtchens an; er war mit seinem Söhnchen auf der Insektenjagd begriffen. „Wir redten von unserer Reise. Wie wir doch so ohne Gouverneur fortkommen könnten, fragte er mich; denn einen Führer stellte er sich vielleicht unter einer

großen Perüque, mit gerunzelter Stirn und pathetischem Gang vor, wovon ich nichts hatte, das dem gleiche. Mit Hülfe der Landkarten und der Geographien, antwortete ich; den Weg finden die Menschen immer, denn die ganze Schweiz war unser Weg; verirren konnten wir also nicht. Berge, Thäler, Menschen und Thiere waren Gegenstände, die wir aufsuchten und die fanden wir, wir möchten uns zur Rechten oder zur Linken wenden"!

Am Schloß Bürglen vorbei marschirend, welches Schinz eines der weitläufigsten und schönsten des ganzen Thurgau nennt, kommen sie nach Weinfelden. Hier werden im Herbst massenhaft Lerchen gefangen. Von einem seltsamen Rechtsbrauch gibt uns Schinz Kunde. Die Gerichtsherren dürfen Niemanden binden; um nun aber doch die Widerspenstigen zu zwingen, behelfen sie sich mit den sogenannten Geigen, einem hölzernen Instrumente, das um den Hals geschlossen wird, zugleich aber auch die Hände faßt und festhält. Leibesstrafen dürfen nicht angewendet werden, man kennt nur die Gefangenschaft und die „Trülle".

Das Schloß ist alt und übel eingerichtet; doch genießt man von demselben aus eine herrliche Aussicht. Die Einnahmen der Vogtei bestehen meist in Wein.

Bei Kreuzlingen hebt Schinz rühmend die neue und anmuthige, nach gutem Geschmack erbaute Kirche hervor.

Von Constanz aus wird ein Abstecher nach Meersburg gemacht. Das dortige alte bischöfliche Schloß mit seinen runden Thürmen in den Ecken ist fast wie eine Festung. Hinter demselben erhebt sich die neue Residenz, die der Kardinal Roth zusammt dem schönen Seminario hat bauen lassen. Die Stiege in diesem Palast ist königlich, die Zimmer sind schön, die Aussicht die allerreizendste in der Welt, denn sie beherrscht den ganzen See und hat die Schweiz zum Hauptgegenstand. Einige Zimmer sind ganz mit Spiegeln behängt, in denen sich die Landschaft malt. In der bischöflichen Münzsammlung sieht Schinz eine

Medaille, auf der Huß dargestellt ist, mit der Inschrift: Credo unam ecclesiam catholicam, während auf der Gegenseite geschrieben steht: Centum revolutis annis respondetitis mihi et Deo. Unter den Gemälden bermerkt er die Bildnisse von zwei Hirschen; als man ihm erklärt, daß diese Hirsche von der Hand des Bischofs erlegt worden, kann er sich nicht enthalten, auszurufen: Armselige Heldenthaten für einen Bischof, der die Herde Jesu Christi sich angelegen sein sollte lassen!

Nach diesem kleinen Abstecher kehrt die Gesellschaft nach Constanz zurück. Es darf uns nach allem nicht befremden, daß Schinz die dortige Domkirche nur so nebenbei citirt; denn ganz so hat er ja auch in Basel, Bern und Freiburg von allen andern größeren architektonischen Denkmälern ausführlicher gesprochen, als von den Münstern. Wenn er dieselben nennt, so geschieht es fast nur, um ein abschätziges Urtheil über sie zu fällen oder um von der schönen Aussicht zu sprechen, die man von der Thurmhöhe aus genieße. Aber an und für sich ist es eine außerordentlich auffallende Erscheinung, daß der Mann, der über so manches Vorurtheil seiner Zeit erhaben ist, dem die Großartigkeit der Gebirgsnatur sich offenbart hat und der jeder Erscheinung des menschlichen Lebens Interesse abgewinnen kann, daß dieser Mann mit verbundenen Augen an allem vorübergeht, was mittelalterliche Architektur heißt. Schon ist Goethe im höchsten Grade begeistert worden von dem Bau Erwins von Steinbach — aber ein Goethe eilt seiner Zeit voraus! Schinz ist hier ganz und gar noch beherscht von den Anschauungen seiner Zeit, er sieht mit den Augen des 18. Jahrhunderts. Nirgends ist dies auffallender, als da, wo er von den Domen in Como und Mailand spricht. Es geschieht dies im 3. Heft seiner „Beyträge“, die 1784 erschienen. Wenn Ein Dom, so sollte man meinen, müsse derjenige von Como — man darf ihn vielleicht den schönsten ganz Ober-Italiens nennen — Eindruck,

nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht haben .... Aber was lesen wir! „Die Dohmkirche sahen wir zuletzt, und kühlten uns in der schwülen Mittagshitze in ihren dunkeln Hallen ab. Sie ist ein ganz von Quadersteinen aufgeführtes, zum Theil gothisches und finsteres Gebäude; außer einiger alter Bildhauer-Arbeit, welche in- und auswendig daran verschwendt ist, und vielen Grabmälern hat sie wenige Merkwürdigkeiten. Wenn darinn gepredigt wird, so spreitet man einen mehrere hundert Ellen weiten Teppich oder Gezelt über der Kanzel aus, welches dem Prediger die Mühe des Redens und dem Hörer das Verstehen erleichtern und den beschwerlichen Wiederschall aufhalten soll. Ein Gebrauch, der in allen gar großen Kirchen Italiens beobachtet wird. Die vordere Seite dieser Kirche ist von weißem Marmor" [1]).

Der Mailänder Dom aber macht auf Schinz vor Allem seiner Größe wegen Eindruck: „Von den Gebäuden ist die Dohmkirche wegen ihrer ungeheuren Grösse, dem vollkommenen gothischen Geschmack ihrer Bauart, der daran verschwendeten Pracht und der Zwecklosigkeit der Verzierungen mit unzehlich vielen Bildsäulen auf dem Dache, wohl in ihrer Art einzeln. Nach der St. Peterskirche zu Rom ist dieser ganz mit weißem Marmor überzogene, inwendig finstere Dohm die grössеste Kirche in Italien; will man einen Begriff von einem todten unnützen Bestimmungslosen Schatz haben, so muß man sich die Sakristey hier zeigen lassen, die von ungeheuer großen Hunden bewacht wird, welche an diesem feyerlichen Ort sehr ungereimt stehen. Will man die ungeheure Stadt und die große Ebene um derselben überschauen, so muß man auf die Kupole des Dohms steigen, so die höchste Stelle in der Stadt ist, bey ganz hellem Horizont entdeckt man

---

1) Beyträge, pag. 336.

dort die Rhetischen und Schweizer Alpen . . . . .; man kann sich aber nicht lange an dieser Aussicht ergötzen, ohne sich einen unüberwindlichen Schwindel zuzuziehen, weil das Auge nirgends Ruhe findet".

Den Dom zu Constanz nennt Schinz nur, weil seine Gefährten ihn betreten haben und einer derselben das unter der Kanzel angebrachte Bild des Johannes Huß anspuckte. Es scheint dies damals noch hie und da vorgekommen sein. Schinz machte seine Gefährten jedoch auf das Unpassende dieser Sitte aufmerksam. Die Stadt selbst schildert er als groß, aber entvölkert und öde. Viele Kaufläden seien geschlossen. Die Geschäftstreibenden sind meist Fremde.

Constanz verlassend zieht die Gesellschaft längs dem See — Schinz nennt die Landschaft ein Paradies — über Tägerweilen und Gottlieben nach Steckborn und Stein, wo sie sich bei Amtmann Hug einquartieren. Am folgenden Tag hören sie im benachbarten Augustinerkloster eine Predigt an über die Allmacht Gottes. Besonders viel wurde in derselben über Augustin gesprochen. Derselbe sei anfänglich ein schändlich ruchloser Sünder gewesen, hernach aber der frömmste Christ geworden. Ein bekehrter Sünder sei aber besser als ein immer Tugendhafter. In Stein gefällt Schinz besonders der schöne Saal, der ehedem das Staatszimmer des Abtes gewesen; er erwähnt lobend die Stimmer'schen Fresken und die schönen, aus dem Jahre 1505 stammenden Holzschnitzereien. Es fällt ihm auf, daß bei den Stimmer'schen Darstellungen aus der römischen Geschichte das „Costüm fehlt": Römer schießen mit Stücken, er weiß nicht, ob dies ein Scherz sein soll, oder auf die Unwissenheit des Malers zurückzuführen ist. Im Rathhaus wurde den Zürchern ein vergoldeter Becher aus Silber gezeigt, welchen der kaiserliche Minister Schmid Freiherr von Schwarzenhorn, ein geborner Steiner, seiner Vaterstadt geschenkt habe.

In Schaffhausen, wo unsere Wanderer am Abend des 28. August eingetroffen, hören sie Tags darauf in der St. Johannskirche eine schlechte Predigt mit an. Schinz meint, die Aufmerksamkeit in der Kirche scheine hier die Hauptsache der christlichen Pflichten zu sein; dabei lasse man es bewenden und denke dann nur noch an Bälle und Lustbarkeiten, die hier häufiger seien als anderswo. Weil die Schaffhauser an der deutschen Grenze wohnen, sprechen sie ein besseres Deutsch, als die andern Schweizer. Es ist viel niederer Adel da, der aus seinen Renten lebt. Viele besitzen auch Rebberge und treiben mit Wein einen schwunghaften Handel. Von öffentlichen Gebäuden ist die hölzerne, von Grubenmann erbaute gedeckte prächtige Brücke über den Rhein wohl das merkwürdigste. Dann folgt der Munoth, eine kleine Festung. Das Rathhaus ist alt, doch ehrwürdig. Die Stadt selbst ist schön, hat reinliche Straßen und vortreffliche Privat-Gebäude. Alle Häuser sind steinern und die meisten haben einen Erker. Vor jedem Haus, in welchem ein Bürgermeister gewohnt, steht eine mehr oder weniger prächtig geschnitzte Bank.

Nachdem die Reisenden noch schnell mit Prof. Müller, dem jungen Autor des Belli Cimbrici, Bekanntschaft gemacht[1]), brechen sie auf, um sich zum Rheinfall zu begeben. Sie miethen ein Schiff, um sich zum Schloß Laufen übersetzen zu lassen. „Wenn man den Rheinfall in seiner ganzen Majestät und aus dem rechten Gesichtspunkt sehen will, so muß man ihn auf diese Weise in einem Schiff gerade mitten betrachten. Es ist zwar für Leute, die sich der Art Schiffe nicht gewohnt sind oder sonst das Wasser förchten, kein Spaß. Das Wasser ist weißschaumicht und die weißen Wellen, die der Fall auch weit unter demselben veranlaßt, machen in der queren Ueberfahrt das Schiff bald auf die, bald

---

[1]) Der „junge Autor“ ist der nachmals berühmte Historiker.

auf diese Seite wanken und man muß sich fest in die Mitte setzen und halten, sonst läuft man Gefahr, sehr erschreckt zu werden. Dies schien einem der Gefährten so entsetzlich, daß er immer seufzte und jammerte, und da wir eben in der Mitte des Flusses waren, durchaus und wider alle Ueberlegung forderte, man solle ihn aus dem Schiff lassen .... Auf dem andern Ufer glücklich angekommen, lassen sie sich von dem Schloßknecht in das auf dem steilen Felsen angebrachte hölzerne Gehäus führen. Von hier aus kann man das Naturwunder in seiner ganzen schrecklichen Gestalt sehen; von dem Wasserstaub wird man augenblicklich und fast unmerklich benetzt und wenn zwei unmittelbar an einander stehen und sich in die Ohren schreien, so ist doch das Getös so stark, daß keiner den andern hört. Man muß schon an das Tosen des Wassers gewohnt sein, wenn man es nicht verdrießlich oder förchterlich finden will.

Und nun wird von der Gesellschaft der Rückweg angetreten. In Andelfingen und Winterthur wird zum letzten Mal übernachtet. Ueber letztere Stadt spricht sich Schinz sehr anerkennend aus: sie verdiene so viel Aufmerksamkeit als manche ungleich größere Ortschaft. Er nennt sie ein Muster des Fleißes, und des innern bürgerlichen Wohlstands. „Die Liebe zur Landwirthschaft, von den besten Erfahrungen und tiefsten Einsichten geleitet, hat hier ihren Sitz. Die Wissenschaften blühen und die Liebe zur Gelehrsamkeit ist verhältnißmäßig so groß als in Zürich“. Mit besonderer Anerkennung gedenkt Schinz des Rektors Sulzer, der in der Stadt edle Denkensart, Weisheit, Geschmack an Wissenschaften immer mehr verbreite. Der gute Geschmack der Einwohner zeigt sich an ihren Häusern und Landsitzen, welche die angnehmsten von der Welt sind. Die Gegend um Winterthur ist ebenfalls eine der anmuthigsten.

Bei angehender Abenddämmerung kamen, am 31. August, die Reisenden wohlbehalten „in unserem allerliebsten Zürich“

an und zogen „wie Sieger aus dem Krieg“ in der Heimatstadt ein.

„Mit inniglicher Umarmung und einem warmen Kuß versiegelten wir vor der Kronen-Pforte die untereinander auf dieser Reis gemachte enge Freundschaft, den Entschluß zum guten, den wir oft gefasset, und die Ermunterung, die wir uns zu einem rechtschaffenen, Gott, der Tugend und unserm Vaterland gewidmeten Leben gegeben haben.“

* * *

Seiner Reisebeschreibung hat Schinz am Schluß ein detaillirtes Verzeichniß der Ausgaben beigegeben, welchem wir folgende Posten entnehmen:

		fl. Kr.
16. Juni.	Aarau: Gestern Nachts Suppe, Fisch, Gemüs, Lebren, Würst, Braten, Zungen, Salat, Nachtisch und heute Thee mit Milch, Butter, Honig . . .	8. 45
	Trinkgeld	—. 20
	Olten: Mittags-Zech beim „Leuen“: Suppen, Hühner, Milke, Gemüs, Braten, Salat, Nachtisch, mit Trinkgeld	6. 21
17. Juni.	Egerkingen: Beim „Mond“ gestrige Nachtzech: Suppe, Küchli, Brot, Käs; Herberge, eine Flasche	3. 41
	Denzingen: Morgens Butter, Thee, Wein und Brot	1. 38
19. Juni.	Solothurn: Bei der „Kronen“: Für gestriges Mittagsmahl und Nachts an der offenen Tafel à 1 fl. per Person und pro Knecht 30 Kr. pro Mahl für jeden; Item Thee, Wein, Zimmer und 1. fl. Trinkgeld dem Kellner und 30 Kr. in die Küche	32. 45
20. Juni.	Ballstal: Für gestriges Nachtessen: Suppe, Gemüs, Küchli und Fisch. Heutiges Morgenessen: Thee, Butter, Honig, Brot. Mittags: Suppe, Fleisch, Braten, Salat, Wein, Brot, Herberg und Heiz zum Trocknen, 15 Kr. Trinkgeld	9. 55

		fl. Kr.
	Falkenstein: Für einen Stein-Esel . . .	13. 24
21. Juni.	Oberdorfer Bad: Für gestern Nachts, Suppe, Fisch und Braten. Item gestern Abends und heut Morgens Thee; Badgeld und Herberg	9. —
	Liestal (Schinz schreibt Liechtstall) Mittags für Suppe, Fleisch, Gemüs, Braten, Salat, Wein und Brot	5. 57
26. Juni.	Basel bei den „Drei Königen" Zech vom 21. bis 26. Juni für 46 Mahl an der großen Tafel, dazu unser 8 waren, und 18 Mahl an der Knechtentafel, dazu 2 waren, 5 Mahl Thee und so viele Frühstück den Knechten, Herberg und Extra. Item pro den Esel und 1 fl. 12 Kr. in die Küche und 14 in den Stall	74. 42
29. Juni.	Biel: Bei der „Kronen" für gestriges Nachtessen: Suppe, Fleisch, Gemüs, Schunken und zweierlei Braten sammt 20 Kr. Trinkgeld	7. 44
5. Juli.	Granson: Pro gestriges Nachtessen: Suppe, Fleisch, Salat und 5 Mahl Wein. Item Herberg für unser 11 sammt 12 Kr. Trinkgeld	4. 39
	— Trinkgeld, das Schloß zu sehen	—. 15
7. Juli.	Murten: Gestern Nachts: Suppe, Fisch, Braten, Salat, Wein, Brod, Nachtisch, 16 Kr. Trinkgeld. Weggli 16 Kr., Milch auf einem Bauernhof . .	7. 48
8. Juli.	Bern: Dem Peruquier	1. 30
	— Auf der Insul, Trinkgeld	—. 26
	— Verlust auf einer umgewechselten Duplonen .	—. 24
9. Juli.	— Trinkgeld bei Hr. Obrist Frisching für Mittagessen	1. 34
	Trinkgelder im Zeughaus, Zuchthaus und Spital	1. 16
10. Juli.	— Für 7 Paar Schuhsohlen	3. 24
11. Juli.	— Dem Hochwächter auf dem Münster. . . .	—. 40
	— Trinkgeld auf dem Musikhaus.	—. 20
	— Fracht von dem per Landkutsche von Zürich nach Bern gesendeten Paket	2. 04
12. Juli.	— Für Wasch	4. 48
	— Beim „Falken" Zech vom 9.—12. Juli 61 Mahl an der offenen Tafel à 1 fl. pro Mahl. 17 Mahl an der Knechtstafel à 30 Kr. pro Mahl. 5 Frühstück und 1 Abendtrunk à 2 fl. und Item für Zimmer,	

		fl.	Kr.
	Licht, Papier, Emballage, Stroh sammt Trinkgeld dem Kellner 2 fl.	92.	14
15. Juli.	Bulle: Nachtessen: Suppe, Eier, Wein, Brot und Herberg, 14 Kr. Trinkgeld	3.	20
20. Juli.	Sitten: Gestern Nachts: Suppe, Braten, Salat, Wein, Brot, Herberg	3.	48
22. Juli.	Leuker Bad: 19 Hemden, 23 Paar Strümpf, 10 Schnupftücher, 4 Mützen waschen.	2.	—
23. Juli.	— Trinkgeld den Bedienten der Herren, die uns gastirt	2.	48
	Ein Saumpferd von Leuk nach Schwarrenbach auf Gemmi	1.	16
	Schwarrenbach: Mittagessen, Wein, Brot, Käs	2.	40
	In einer Sennten auf der Gemmi, für Milch, Rahm, Brot	—.	56
24. Juli.	Kandersteg: Für gestriges Nachtessen: Suppe, Kuchen, Fisch; Herberg. Heutiges Morgenessen .	3.	46
	Müllinen: Mittags Sauerkraut, Schweinis, Braten, Butter, Honig, 3 Maaß Wein, Brot. .	3.	26
25. Juli.	Lauterbrunn: Mittags: Eierkuchen, Wein, Brot, Käs	3.	40
26. Juli.	Grindelwald: Für gestern Nachts: Suppe, Schunken, Salat, Eier, Wein, Brot. Heute Thee. Item Mittags: Schunken, Wein, Brod. 1 fl. für den Hausknecht als Wegweiser auf den Gletscher, 12 Kr. in die Küche	11.	12
27. u. 28. Juli.	Meyringen: Nachts: Suppe, Fleisch, Käs, Salat, 4 Maß Wein. Morgens: Thee, Milch, Brot. Mittags: Suppe, Fleisch, Braten, Rüben, Speck, Käsen, Käs, Kuchen, Kirschen, 3 Maß Wein. Abends: Thee. Nachts: Suppe, Braten, Salat, $2^1/_2$ Maß Wein, Käs, Brot; Fleisch und Brot auf die Straß, 24 Kr. Trinkgeld	17.	32
29. Juli.	Engstlen in der Sennten für gestern Nachts genossene Milch und Käs, und Nachtherberg, Morgens Rahm	1.	40
	Dem Wegweiser von Engstlen bis Engelberg .	1.	15
1. und 2. August.	Kloster Engelberg: Trinkgeld dem Kammerdiener	5.	—
	" " Beschließer .	2.	45
	" " Aufwärter .	—.	45

		fl. Kr.
3. August.	Stans: Gestern Mittags: Dürres und grünes Rindfleisch, Suppe, Wein, Käs, Brod; Nachts: Braten, Spißli, Salat. Heute Frühstück: Gebratene Güggel, Suppe, Käs, Wein, Brot.	10. —
6. August.	Luzern: Zech beim „Goldenen Adler" vom 4. bis 6. August	37. 03
10. August.	Auf dem Gotthard bei den Kapuzinern: Nachts: Reisbrei, Eiergeköch, Ziegerkuchen, Eier, Käs. Frühstück: Suppe, Wurst, Käs, Brod, 2 Maß Wein . .	7. 32
13. August.	Panix: Bei Hr. Pfarrer Jenalin: Nachts: Suppe, gehacktes Fleisch, Schweinefleisch, Schunken, Apfelschnitz, Schafbraten, Nüsse, Käs, Zucker-Erbsen, 4 Maß Wein. Herberg. Frühstück: Milch-Suppe	5. 48
27. August.	Konstanz: Beim „Adler": Nachts, Suppe, Kalbsfüß, Braten, Salat; 2 Maß Markgräfler, 1 Maß Seewein; Herberg . . . . . , ...	4. 20

Die Gesammtausgaben beliefen sich auf 1118 Gulden, 19 Kreuzer. Heinrich Scheuchzer, welcher die Gesellschaft in Luzern verlassen hatte, zahlte an diese Summe 95 fl. 4 Kr. Für jeden der übrigen Theilnehmer kam die Reise auf 170 Gulden, 31 Kr. zu stehen. Der damalige Gulden entspricht ungefähr 2 Fr. 30 Cts. unseres Geldes.

Zürcher Chronik
auf das Jahr 1890.

Zusammengestellt von G. H.

Januar 1. Das Zürcherische Aktientheater, das im Jahr 1834 eröffnet wurde, brennt nieder; obgleich der Brand während einer gutbesuchten Vorstellung ausbricht, vollzieht sich, dank der Geistesgegenwart des Präsidenten des Theater-Comités die Räumung in größter Ruhe und ohne Verlust von Menschenleben.

2. Der Stadtrath übermittelt der Theatervorsteherschaft zu Gunsten des Theaterpersonals 500 Fr.

5. Der Regierungsrath spricht den Löschmannschaften für ihre Leistungen zum Schutze der anläßlich des Theaterbrandes gefährdeten Staatsgebäude seinen besten Dank aus.

8. Der Regierungsrath ersucht den Kantonsrath um einen Kredit von Fr. 125,000, um das Schloßgut Wädensweil anzukaufen und in demselben eine Versuchsstation für Obst-, Wein- und Gartenbau zu errichten. An die Kassendefizite der Schulgemeinden, sowie an die Leistungen der Schulkassen für Lehrmittelabgabe an dürftige Schüler verabfolgt der Regierungsrath einen Staatsbeitrag von Fr. 44,250.

12. Zum Bezirksrichter wird der Demokrat Moor, zum Bezirksgerichtspräsidenten der Liberale Ammann gewählt.

Januar 12. Im Rathhaus findet eine Pestalozzifeier statt; bei diesem Anlaß wird Waisenvater Morf von Winterthur von der I. Sektion der philosophischen Fakultät der Universität zum Doctor honoris causa ernannt.

13. Der Influenza wegen wird die auf heute angesetzte Kantonsraths-Sitzung um eine Woche verschoben.

14. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Nachdem der Bundesrath den Vertrag betr. Erwerbung eines Bauplatzes im Kratz zur Erstellung des neuen Postgebäudes genehmigt hat, werden nun die diesbezüglichen Baulinien ausgeschrieben.

15. In Zürich findet eine Versammlung der Delegirten der schweizerischen Vereine für Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung statt.

16. Sitzung des Großen Stadtrathes. Im Budget pro 1890 werden für die Verbreiterung der Sihlhölzlistraße Fr. 12,000 aufgenommen. Es wird beschlossen die südliche Hälfte des Zentral-Friedhofes in gleicher Weise wie den bestehenden Theil anzulegen und dafür Fr. 158,042 zu verabfolgen. Dem Stadtrath wird die Motion Zuppinger, die Bezirkslokalitäten auf den ehemaligen Theaterplatz zu verlegen, zur Prüfung überwiesen.

17. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Die neue Tramwaygeleise-Anlage am Rathhaus- und Limmatquai wird nach den Vorlagen genehmigt. Das Idiotikon erhält Fr. 1000 Jahresbeitrag. An Schulhausbauten wird ein Staatsbeitrag von Fr. 66,000 dekretirt; mehr als die Hälfte davon, Fr. 35,000 erhält Außersihl.

Der Regierungsrath macht dem Kantonsrath Vorschläge betr. die Verwendung des Alkoholmonopol-Erträgnisses pro 1889.

17. Die „Zürcher Freitagszeitung", bisher im Besitze des Herrn Fritz Bürkli, geht an eine Gesellschaft über, welche das Blatt den konservativen Interessen widmet und es in gleicher Weise fortzuführen gedenkt.

18. In der konstituirenden Sitzung des Bezirksgerichtes Zürich wird zum Vorsitzenden der I. Sektion Präsident Ammann, zum Vorsitzenden der II. Sektion Dr. Wächter, zum Konkursrichter Ritter und zum Audienzrichter Dr. Keller gewählt.

Januar 28. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Nach dem Antrag der XXIer Kommission wird die Wiederaufnahme des verworfenen Schulgesetzes angenommen. Das Mittelschulgesetz wird vorläufig zurückgelegt.

Im Langenberg stirbt der gewesene Stadtforstmeister, Herr Karl von Orelli.

Februar 4. Das Kantonsrathsbureau bestellt eine Kommission zur Prüfung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und der Synodal-Beschlüsse betr. das Verhältniß der Konfirmation zur Taufe.

8. Der Regierungsrath ersucht die Regierungen der mitbetheiligten Kantone über ihre Stellung zu der landwirthschaftlichen Schule in Wädensweil Bericht zu erstatten.

9. Die städtische Gemeindeversamlung nimmt den stadträthlichen Antrag auf Anlegung der südlichen Hälfte des Zentralfriedhofes an.

11. In Lugano stirbt der in Zürich als Arzt sehr beliebte Herr Prof. Dr. Cloetta.

Aus den Stadtathsverhandlungen. Der Bauplatz an der Südseite der Börse wird zum Preise von Fr. 120,000 an Herrn Abegg-Arter verkauft.

12. Die Regierung gestattet der christkatholischen Gemeinde in Zürich die provisorische Errichtung einer zweiten Pfarrstelle.

13. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Dem Kanton Zürich ist der Antheil am Reinertrage des Alkoholmonopols pro 1889 im Betrage von Fr. 304,074. 22 zur Auszahlung angewiesen. Die Wahl des Herrn Dr. jur. A. Schneider zum Rektor der Universität wird genehmigt. Herr Dr. jur. J. Meili in Zürich wird zum außerordentlichen Professor für internationales Privatrecht, vergleichendes Recht und modernes Verkehrsrecht an der Hochschule ernannt. An den Kantonsrath wird ein Gesuch um Nachtragskredite von Fr. 144,320 pro 1889 gestellt.

15. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Herr Waisenamtssekretär Kaspar Vogel wird unter bester Verdankung seiner Dienste von seiner Stelle entlassen.

17. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Es wird das Leichenbestattungsgesetz angenommen.

Februar 18. Die Aufsichtskommission der Armenanstalt Kappel protestirt beim Kantonsrath gegen den Antrag der kantonsräthlichen Kommission auf Aufhebung der Anstalt.

Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Zur Behandlung kommt der regierungsräthliche Rechenschaftsbericht. Als Oberrichter wird Staatsanwalt Kronauer gewählt.

20. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Mit den Kantonsregierungen von Schwyz und St. Gallen wird eine Konferenz behufs Ordnung der Fischereiverhältnisse im obern Zürichsee veranstaltet.

25. Der Stadtrath hat über die Vereinigungsangelegenheit eine Meinungsäußerung im Druck veröffentlicht, welche den Gemeindehaushalt von Neu-Zürich behandelt.

Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Die Regierung wird ersucht, Bericht zu erstatten über die Wiedereinführung der deutschen Schrift an Stelle der Antiqua und eingeladen, den Gemeinden, welche die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel haben, einen Staatsbeitrag auszurichten.

26. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Die Nachtragskredite für 1889 werden genehmigt. Die Zahl der zu wählenden Kantonsräthe wird festgesetzt.

27. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der Gemeindeversammlung wird ein Projekt für die Einrichtung der Kübelwäscherei im Hard vorgelegt.

März 1. Für die 22 naturwissenschaftlichen und medizinischen Sammlungen der Hochschule und der Kantonsschule werden vom Staate pro 1890 Kredite im Betrag von Fr. 38,100 bewilligt.

3. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Zur Berathung kommt der Rechenschaftsbericht des Regierungsrathes.

4. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Die Direktion des Innern wird mit der Vorlage eines das Initiativbegehren der Grütlivereine um gewerbliche Schiedsgerichte betreffenden Entwurfes beauftragt. Der Beschluß der Kirchensynode über das Verhältniß zwischen Taufe und Konfirmation wird an dieselbe zurückgewiesen. Es erfolgt Abnahme des kirchenräthlichen Rechenschaftsberichtes.

März 5. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Zum I. Sekretär des Waisenamtes wird Joh. Fröhlich gewählt.

6. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Der revidirte Entwurf des Volksschulgesetzes geht an den Kantonsrath. An die Kirchenreparatur in Mönchaltorf wird ein Staatsbeitrag von Fr. 2500 verabfolgt.

Sitzung des Großen Stadtrathes. Die Weisung des Stadtrathes betr. die Finanzirung Zürichs nach der Vereinigung geht an eine Spezialkommission über. Der Gemeinde wird der Kauf von Terrain im „Berg" für das neue Schulhaus beantragt. Hr. Waisenamtssekretär C. Vogel erhält bei seinem Rücktritt von der 45 Jahre lang von ihm bekleideten Stelle eine Gratifikation von Fr. 4000.

11. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der Gewerbeverein erhält für die Lehrlingsprüfungen Fr. 100 Beitrag.

13. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Dr. Abeljanz wird zum ordentlichen Professor der Chemie an der Hochschule ernannt. Die Justizdirektion wird beauftragt, einen Gesetzesentwurf betreffend die gewerblichen Schiedsgerichte vorzulegen. Außersihl wird die letzte Quote des dritten Anleihens übermittelt.

14. Der Regierungsrath ersucht die zürcherischen Schulkapitel um Bericht über ihre betr. die Antiqua gemachten Erfahrungen.

16. Zum Ständerath wird mit 43,797 Stimmen der liberale Oberstlieutenant Blumer, Kandidat aller Parteien, gewählt.

18. Die XXIer Kommission stellt für die Deckung der voraussichtlichen Mehrausgaben des vereinigten Zürich einige neue Steuerprojekte auf.

22. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Für die Versorgung verwahrloster Kinder im Bezirk Zürich wird ein Staatsbeitrag von Fr. 6000 dekretirt. Zum I. Staatsanwalt wird der II. Staatsanwalt Koller gewählt.

24. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Das bereinigte Leichenbestattungsgesetz wird angenommen, ebenso die Vorlage über Vertheilung des Alkoholzehntels. Der Präsident wirft einen Rückblick auf die Leistungen der Behörde,

März welche in der abgelaufenen Amtsperiode in 59 Sitzungen 290 Geschäfte behandelte.

26. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Die Ersatzwahl in den Großen Stadtrath wird auf den 4. Mai angesetzt. Der Verleger der Gemeindesteuer des laufenden Jahres wird genehmigt. Zum II. Waisenamtssekretär wird Joh. Zwingli gewählt.

In Zürich und Umgebung herrscht seit dem Dezember die Influenza in starkem Maße.

April 1. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Großen Stadtrath wird die Leistung einer Subvention für 1890 von Fr. 5000 an das Theater und einer solchen von Fr. 10,000 an die Tonhalle beantragt.

3. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Der Musikverein der VI. Division erhält Fr. 1000 Staatsbeitrag. Das neue Darlehensgesuch der Gemeinde Außersihl im Betrage von Fr. 400,000 wird an den Kantonsrath gewiesen. Es ist bereits das vierte. Das schweiz. Industriedepartement hat den industriellen Anstalten des Kantons Zürich für 1889 zusammen Fr. 45,627 Bundesbeiträge dekretirt.

5. Das Initiativkomite für die Sihlthalbahn reicht dem Regierungsrath ein Gesuch um staatliche Unterstützung der Bahn ein.

Die XXIer Kommission bespricht die Bürgergemeinde von Groß-Zürich, das Bürgerrecht und die Verwendung der bürgerlichen Nutzungsgüter und Stiftungen.

11. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Die Schenkung des Schlosses Schwandegg durch Hrn. Fierz-Landis wird unter bester Verdankung für die Stadtbürgergemeinde entgegen genommen. Dem Männerchor Zürich wird an das projektirte Baumgartner-Denkmal ein Beitrag von Fr. 300 bewilligt. Die bürgerliche Sektion des Großen Stadtrathes und die Bürgergemeinde werden um Nachtragskredite ersucht.

14. In gewohnter Weise wird das Sechseläuten gefeiert.

18. Der Regierungsrath ersucht den Bundesrath um einen Beitrag von 40 % an die Reblausvertilgungskosten, die sich auf Fr. 31,113 beziffern.

26. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Großen Stadtrath und der Gemeindeversammlung wird ein Kredit

April von Fr. 200,000 und die Schenkung eines Bauplatzes an der Dufourstraße für ein neues Theater beantragt.

30. Aus den Stadtrathsverhandlungen. An das Zentralfest der schweizer. Grütlivereine wird ein Beitrag von Fr. 500 bestimmt.

Die XXIer Kommission beräth das Büdget für Neu-Zürich.

Mai 1. Wie an vielen Orten so wird auch in Zürich ein großes Fest abgehalten und zwar eine politische Demonstration, ein allgemeins Arbeiterfest, welches besteht aus einem Umzug der Arbeiter und Arbeiterinnen durch die Stadt, einer geselligen Vereinigung von Groß und Klein auf der Bürgliterrasse und einer Rede Seidel's über Achtstundentag, Lohnerhöhung, Kampf gegen die Bourgeoisie und dergleichen. Auch in Zürich wird bei Anlaß dieser Festlichkeit ein internationales Flugblatt, das den sozialdemokratischen Ideen Verbreitung verschaffen soll, vertheilt.

4. Regierungsrathswahlen: Alle bisherigen Regierungsräthe: Nägeli, Eschmann, Spiller, Walder, Grob, Wipf, Stößel werden wieder gewählt.

Kantonsrathswahlen. Die Vertreter der Stadt Zürich werden bestätigt; neu gewählt werden E. Usteri-Pestalozzi und Pfr. Wißmann am St. Peter. Die Kantonsrathswahlen drängen die liberale Mehrheit in den Hintergrund und lassen die beiden Parteien im Rathe etwa gleich stark erscheinen.

6. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Es werden aus den bürgerlichen Stiftungen Stipendien von zusammen Fr. 27,150 verabfolgt.

8. Konstituirende Sitzung des Großen Stadtrathes. Zum Präsidenten wird Dr. Zuppinger, zum Vizepräsidenten Sekretär Grob, zum Aktuar Dr. Usteri gewählt. Die Tonhalle erhält Fr. 10,000, die Theatergesellschaft Fr. 5000 Subvention.

Aus den Regierungsrathsverhandlungen. An das kantonale Turnfest in Enge und an das Grütlianerfest werden Beiträge von je Fr. 500 verabfolgt. Der neugewählte Kantonsrath wird auf den 27. Mai zur konstituirenden Sitzung eingeladen. Die Finanzdirektion wird beauftragt, für den Staat 20 Aktien der neuen Theatergesellschaft zu zeichnen.

Mai 14. Aus den Stadtrathsverhandlungen. 15 Niedergelassene mit 39 Familiengliedern erhalten auf Grund zehnjähriger Niederlassung das Bürgerrecht unentgeltlich.

17. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. An elf Privatkrankenanstalten werden Staatsbeiträge von zusammen Fr. 33,597 verabfolgt.

20. Sitzung des Großen Stadtrathes. Der Antrag, der Theatergesellschaft einen Bauplatz und Fr. 200,000 zu schenken, wird angenommen, ebenso der Antrag, der den Stadtrath ersucht, dem Großen Stadtrath über den Entwurf der XXIer Kommission Bericht zu erstatten.

Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der vom Stadtschreiber vorgelegte Geschäftsbericht pro 1889 wird abgenommen.

23. Eine Delegirten-Konferenz ersucht den Regierungsrath, der Bundesversammlung ein die Bahnlinie Thalweil-Zug beleuchtendes Memorial einzureichen.

24. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. In die Aufsichtskommission für die landwirthschaftliche Schule in Wädensweil werden Regierungsrath Eschmann und Gärtner Fröbel gewählt.

27. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Präsident des Rathes wird Prof. Dr. Schneider, 1. Vizepräsident Oberstlt. Wirz und 2. Vizepräsident Locher in Winterthur. Das Darlehensgesuch von Außersihl wird an eine Spezialkommission gewiesen.

28. Der Regierungsrath wählt Stößel zum Präsidenten für 1890/91.

31. Das Kantonsrathsbureau bestellt die Kommissionen für die Betheiligung des Staates am neuen Theater und betr. das Außersihler Darlehensgesuch.

Aus den Regierungsrathsverhandlungen. An das Zentralkomite der Allmendschießvereine wird ein Staatsbeitrag von Fr. 140, an die Schützengesellschaft „Wilhelm Tell" ein solcher von Fr. 250 verabfolgt. Der Dampfschifffahrtsgesellschaft für den Greifensee wird der Gebrauch des Dampfschiffes „Delphin" gestattet.

Juni Der Regierungsrath bestimmt für das Telldenkmal in Altorf einen Beitrag von Fr. 500.

1. Die Gemeindeversammlung genehmigt den stadträthlichen Antrag betr. Schenkung des Platzes an der

Juni Dufourstraße und Subvention für das neue Theater. Es werden 10 Bürgerrechtsschenkungen ertheilt.

3\. Die Kirchensynode bestätigt die bisherigen Kirchenräthe und wählt zum Vizepräsidenten der Synode Kirchenrath Burkhardt.

4\. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Großen Stadtrath und der Gemeindeversammlung wird die Errichtung eines Elektrizitätswerkes im Letten beantragt. Da die der Stadt gehörende Mühlebachquelle infolge der Bahnbauten versiegt ist, wird beim schweizer. Eisenbahndepartement Entschädigung verlangt. Die Schützengesellschaft „Wilhelm Tell" erhält eine Gabe von Fr. 200.

7\. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Gegenüber dem Entwurfe der XXIer Kommission wird daran festgehalten, daß die bürgerlichen Nutzungsgüter und Stiftungen auch nach der Vereinigung der bisherigen Bürgergemeinde verbleiben sollen.

Der Regierungsrath beantragt dem Kantonsrath die Betheiligung des Staates an der Sihlthalbahn mit Fr. 670,000.

Die Schulsynode wählt in den Erziehungsrath die beiden bisherigen Vertreter, Seminardirektor Wettstein und Lehrer Schönenberger.

14\. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Es wird die Ansicht des Stadtrathes über den von der XXIer Kommission vorgelegten Vereinigungsgesetzesentwurf festgestellt. An die Einweihung des Pestalozzi-Denkmals in Yverdon wird Stadtpräsident Pestalozzi abgeordnet.

16\. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Ins Obergericht werden Gerichtsschreiber Boller in Andelfingen und Dr. Ulrich in Zürich, ins Kassationsgericht Prof. Zürcher gewählt. Zum Antistes wird ohne Gegenvorschlag der Bisherige, Dr. G. Finsler, gewählt. Die von der Geistlichkeitssynode gewählten Kirchenräthe werden bestätigt und als weitere Kirchenräthe gewählt Regierungsrath Grob, Statthalter Reichling, Pfr. Scheller und Pfr. Hirzel in Außersihl. Es erfolgen Wahlen in den Erziehungsrath, den Bankrath und die Bankprüfungskommission. Die Subvention an die Sihlthalbahn beträgt Fr. 676,000. Der Protest Wollishofen's gegen die Vereinigung mit Groß-Zürich, sowie eine Petition um Ein-

Juni führung des proportionalen Wahlverfahrens gehen an die XXIer Kommission über.

20. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der politischen Gemeinde wird beantragt, für Fr. 200,000, der Bürgergemeinde für Fr. 300,000 Sihlthalbahn-Aktien zu zeichnen.

21. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Der Kantonalschützenverein erhält eine Gabe von Fr. 200.

23. Der Bankrath wählt zu seinem Präsidenten Dr. C. Escher.

24. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Verwaltungsrath der Theateraktiengesellschaft wird offerirt, das Areal des alten Theaters um Fr. 160,000 der Stadt abzutreten.

Der Regierungsrath beantragt dem Kantonsrath, der Gemeinde Außersihl ein viertes Darlehen von Fr. 400,000 zu bewilligen.

29. Als Bezirksrath wird Cromer-Wyß gewählt.

Die Kirchgemeindeversammlung Neumünster beschließt die Kreirung einer dritten Pfarrstelle.

29.—30. In Enge findet das Kantonalturnfest statt.

Juli 1. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Stadtpräsident Pestalozzi, der in den Verwaltungsrath der Nordostbahn gewählt wurde, wird ersucht, diese Wahl anzunehmen. Dem Großen Stadtrath wird die Verbreiterung der Werdmühlegasse beantragt und ein Nachtragskredit von Fr. 12,000 verlangt.

7. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Es wird die Zeichnung von Theateraktien für Fr. 30,000 beschlossen. Das von Außersihl verlangte vierte Darlehen von Fr. 400,000 wird bewilligt.

10. Der Regierungsrath überweist die Berathung betr. Bewerbung um das schweizerische Landesmuseum einer Spezial-Kommission.

Sitzung des Großen Stadtrathes. Es wird die Verbreiterung der Werdmühlegasse beschlossen und ein Kredit von Fr. 12,000 gewährt. Für die Sihlthalbahn werden Aktien im Betrage von Fr. 500,000 gezeichnet.

11. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Die Nordostbahn erhält die Erlaubniß, an der Rämistraße einen Schacht zu graben.

Juli 11.—14. Es findet ein großartiges Centralfest der Grütlianervereine statt. Das Programm desselben enthält u. a. einen Festzug, Konzerte der Grütlimännerchöre, Wettturnen, mehrere Reden, sowie eine Rundfahrt auf dem See per Salondampfer.

15. Im 71. Altersjahr stirbt der berühmte Dichter Gottfried Keller.

17. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der Stadtrath übernimmt die Anordnung für das Leichenbegängniß Gottfried Kellers und betheiligt sich in corpore an demselben. Das Knabenschießen wird auf den 25. August festgesetzt.

18. Mit großem Pomp findet das Leichenbegängniß Gottfried Kellers statt. Dem reich bekränzten, von einer Ehrenwache begleiteten Leichenwagen folgen Vertreter des Bundesrathes, der Regierungsrath, der Stadtrath, Vertreter des Großen Stadtrathes und des Kantonsrathes, Gemeinderäthe der Ausgemeinden, die Dozenten der Universität und des Polytechnikums, die Studentenverbindungen und Abordnungen mehrerer Gesellschaften und Vereine, sowie eine große Menge sonstiger Theilnehmer. In der Fraumünsterkirche hielt Herr Dekan Zimmermann die Abdankung und Prof. Stiefel entwickelte in einer längern Rede den Lebensgang und die großen Verdienste des Verstorbenen. Dann geleitete der imposante Zug die Leiche nach dem Centralfriedhof, wo Herr Stadtpräsident Pestalozzi dem großen Dichter den letzten Nachruf widmete, worauf die Leiche auf Kellers Wunsch den Flammen übergeben wurde.

21. Gottfried Kellers Universalerbe ist der zürcherische Hochschulfond, welcher der Stadtbibliothek Zürich, dem Winkelriedfond u. A. spezielle Legate auszurichten hat.

August 1. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Der Kirchgemeinde Neumünster wird die Errichtung einer dritten Pfarrstelle bewilligt. Dem Kantonsrathe wird beantragt, daß der Kanton der Stadt Zürich, wenn diese das Landesmuseum erhält, eine Subvention von Fr. 250,000 leiste oder ein zinsfreies Darlehen von Fr. 500,000 für 20 Jahre offerire.

14. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der schweizerische Juristenverein erhält für seine in Zürich stattfindende Jahresversammlung Fr. 500 Beitrag.

August 18. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Zum Oberrichter wird Wittelsbach gewählt. Für die Landesmuseumsangelegenheit wird eine besondere Kommission gewählt.

21. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der Gemeindeversammlung wird beantragt, die Kosten für Errichtung des Landesmuseums, wenn dieses nach Zürich käme, zu übernehmen, unter der Voraussetzung der Staatssubvention und der Beiträge der Ausgemeinden; die in den nächsten 20 Jahren zu leistenden jährlichen Beiträge des Gemeindegutes und des Nutzungsgutes müssen auf je Fr. 20,000 erhöht werden.

22. Für die Anschaffung der Roth'schen Sammlung für die geologischen Sammlungen der beiden Hochschulen wird ein Staatsbeitrag von Fr. 5000 bestimmt.

23. Die XXIer Kommission hält daran fest, Wollishofen mit in die Vereinigung einzubeziehen.

25. Das Knabenschießen findet in althergebrachter Weise statt, doch fehlt diesmal das sonst übliche Zürcher Festwetter.

28. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Der jährliche Staatsbeitrag an die schweizerische permanente Schulausstellung wird auf Fr. 2500 erhöht. 123 Gewerbe- und Fortbildungsschulen erhalten zusammen Fr. 21,860 Beiträge.

Aus den Stadtrathsverhandlungen. Die betr. die Bahnhofverhältnisse im Selnau zwischen der Uetlibergbahngesellschaft und dem Sihlthalbahnkomite getroffene Vereinbarung wird genehmigt.

Sitzung des Großen Stadtrathes. Der Antrag des Stadtrathes, den Beitrag an das Landesmuseum auf Fr. 20,000 zu erhöhen, wird angenommen. Der Antrag auf Einführung der elektrischen Beleuchtung kommt vor die Gemeindeversammlung.

September 1. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Es wird beschlossen, für dieß Jahr keine Rebsteuer zu erheben. Der Antrag des Regierungsrathes betr. das Landesmuseum wird angenommen.

7. Die städtische Gemeindeversammlung nimmt die stadträthlichen Anträge auf Aktienbetheiligung an der Sihlthalbahn und weitere Leistungen an das Landesmuseum an.

8. Versammlung des schweizerischen Juristenvereins in Zürich.

September 15. Regierungsrath Eschmann und Stadtrath Meyer überreichen dem Bundesrath persönlich die Bewerbung der Stadt Zürich um das Landesmuseum.

22. Die zürcherische Schulsynode in Wald nimmt einen Antrag auf Unterstützung der Schulausstellung an und überweist die Anträge betr. die Reform des Naturkunde-Unterrichtes in der Volksschule den Kapiteln zur Prüfung.

28. Zum I. Bezirksanwalt wird H. Schwarz, zum Bezirksschulpfleger Dr. Honegger gewählt.

29. Die Kirchgemeindeversammlung Enge bestimmt die Bürgliterrasse als Bauplatz für eine neue Kirche.

30. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Gegen die Inhaber von 120 Kirchenorten in der Predigerkirche wird das Expropriationsverfahren eingeleitet.

Oktober 4. Der Regierungsrath beantragt dem Kantonsrath die Genehmigung des interkantonalen Abkommens betr. Fischerei im Zürichsee, Linthkanal und Wallensee.

7. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Großen Stadtrath wird die Erwerbung des alten Theater-Areals um Fr. 160,000 beantragt.

10. Der Regierungsrath setzt die Erhebung einer Liebessteuer für die diesjährigen Hagel- und Wasserbeschädigten an.

11. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Zum Delegirten zur eidgen. Pferdezählung wird Art.-Hauptmann Roth bestimmt.

14. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der Große Stadtrath und die Gemeindeversammlung werden um einen Kredit von Fr. 34,000 zum Erwerb einer Liegenschaft in Außersihl zu Evakuationszwecken ersucht.

18. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Initiativkomite für Aktienbetheiligung an der Sihlthalbahn werden die bezüglichen Verpflichtungsscheine überreicht.

19/20. Die Allgemeine Musikgesellschaft, die Tonhallegesellschaft, der Gemischte Chor Zürich, der Sängerverein Harmonie der Männerchor Zürich veranstalten eine großartige Feier zu Ehren des Kapellmeisters Hegar, der bereits 25 Jahre in Zürich gewirkt hat.

22. Die internationale Expertenkommission für das schweiz. Landesmuseum besichtigt die Sammlungen Zürichs.

26. Im I. Kreis werden in den Nationalrath gewählt: Dr. Bürkli, Schäppi, Cramer-Frey, Stadtpräsident Pestalozzi

Oktober und Curti. Es ist noch ein Wahlgang nöthig für den 6. Kandidaten.

30\. Sitzung des Großen Stadtrathes. Der Antrag auf Ankauf des Theaterplatzes um Fr. 160,000 wird angenommen.

November 3. Verhandlungen der Vereinigten Kommission des Stadtrathes und der Stadtschulpflege. Architekt A. Koch wird beauftragt, das Ausführungsprojekt und den Kostenvoranschlag für ein neues Schulhaus am Hirschengraben auszuarbeiten. Zum Präsidenten der Schulhausbaukommission wird Stadtpräsident Pestalozzi gewählt.

3\. Die auf dem Rathhaus tagende Geistlichkeitssynode verschiebt wegen Abwesenheit des Antistes Finsler das Haupttraktandum, d. h. die wichtige Frage, ob die Konfirmation die vorausgegangene Taufe als nothwendiges Requisit erfordere oder nicht, auf die nächste ordentliche Session.

6\. Im Alter von 85 Jahren stirbt Prof. Dr. Albert Mousson, langjähriger Professor der Chemie am eidgen. Polytechnikum.

8\. Die zweite Nationalrathswahl (Kandidaten Em. Frey und Vogelsanger) kommt nicht zu Stande.

9\. Zum Bezirkskirchenpfleger wird Uster-Pestalozzi gewählt.

12\. Aus den Stadtrathsverhandlungen. In's Waisenamt wird an Stelle des austretenden Stadtpräsidenten Pestalozzi Stadtrath Meyer und als Ersatzmann Stadtrath Koller gewählt. Vom Großen Stadtrath wird ein Kredit von Fr. 1104 für das Defizit des Gewerbeschulvereins verlangt.

13\. Sitzung des Großen Stadtrathes. Die neueste Vorlage der XXIer Kommission betr. die Vereinigung wird zur Behandlung dem Stadtrath überwiesen.

Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Der Kirchgemeinde Außersihl wird die Errichtung einer Pfarrgehülfenstelle mit einem jährlichen Kredit von Fr. 1500 bewilligt. Dem Kantonsrath wird über die Antiquaschrift in den Schulen Bericht erstattet.

14\. In Fluntern wird ein Erholungshaus für unbemittelte Rekonvalescenten eröffnet.

17\.—19. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Zur Berathung kommt das kantonale Einführungsgesetz zum eidgen. Konkurs- und Betreibungsgesetz. Für die Ver-

November handlung der Vereinigungsangelegenheit wird eine besondere Session in Aussicht gestellt. An die Bahnstrecke Etzweilen-Schaffhausen wird eine Maximal-Subvention von Fr. 50,000 per Kilometer bewilligt. Der neugewählte Kantonsrath Lang, der sich in seiner Eigenschaft als Sozialdemokrat weigert, das vorgeschriebene Amtsgelübde abzulegen, wird mit Umgehung desselben aufgenommen.

21. Das Kantonsrathsbureau bestellt die Kommission für das interkantonale Fischereiabkommen und für Prüfung des Gesetzesentwurfes betr. Jagd- und Vogelschutz.

22. Die kantonsräthliche Kommission für das Einführungsgesetz nimmt den Antrag Scheuchzers an, wonach die Betreibung Sache der Gemeindeammänner wird.

23. Beim dritten Wahlgang wird als Nationalrath der demokratisch-sozialistische Kandidat Vogelsanger gewählt.

24.—27. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Bei der Berathung des Einführungsgesetzes wird beschlossen, daß im Konkursfalle für Frau und Kinder keine Vormundschaften bestehen soll, daß die Kompetenz der untern Gerichte zu erweitern sei und daß die politischen Gemeinden die Betreibungskreise bilden sollen.

27. Sitzung des Großen Stadtrathes. Die Gewerbeschule erhält an ihr Defizit einen Beitrag von Fr. 1100.

Aus den Stadtrathsverhandlungen. Es wird den Oberbehörden beantragt, von Fr. 1000 Vermögen Fr. 6 Steuer per Mann und per Haushaltung zu erheben.

Dezember 1. Den Mitgliedern des Ständerathes und des Nationalrathes wird bei Eröffnung der Bundesversammlung von der Stadt Zürich ein prachtvolles Album „Zürichs Bewerbung um das Landesmuseum" gewidmet, um ihnen zu zeigen, was Zürich für dasselbe zu leisten vermag.

Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Bei der Fortsetzung der Behandlung des Einführungsgesetzes wird die Neuwahl der Gemeindeammänner auf September 1891 festgesetzt.

4. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der Regierungsrath wird ersucht, die Irrenanstalt Burghölzli zu verpflichten, beständig zwei Zellen für die vorübergehende Versorgung gefährlicher Kranken bereit zu halten.

9. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Von nun an beträgt der Beitrag der Stadt an die Krankenkasse

Dezember

der Baugewerbe 15 % der Arbeitereinlagen, an die Unfallkasse 80 %. Es wird angeordnet, daß im Schlachthaus an Sonntagen nach 8 Uhr Morgens nicht mehr geschlachtet werden darf.

11. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Die vom Hagelschaden betroffenen Gemeinden erhalten aus den eingegangenen Liebesgaben 4 % des fixirten Schadens.

13. Aus den Stadtrathsverhandlungen. In einer Weisung an den Großen Stadtrath und die Gemeindeversammlung wird die Stellung der Stadt zu dem durch die XXIer Kommission des Kantonsrathes vorgelegten Gesetzesentwurf betr. die Vereinigung festgestellt. Dem Großen Stadtrath und der Gemeindeversammlung wird eine revidirte Friedhof- und Bestattungsverordnung vorgelegt.

Der Regierungsrath sucht beim Bundesrath um einen Bundesbeitrag an die Unterstützung der Hagelversicherung nach. Der Regierungsrath erläßt im Amtsblatt eine neue Verordnung zum Leichenbestattungsgesetz.

16. Im Ständerath wird unter Namensaufruf über den Sitz des Landesmuseums abgestimmt. Im 5. Wahlgang wird Zürich mit 26 Stimmen als Sitz des Museums bestimmt. Die andern 16 Stimmen fallen auf Luzern.

18. Die Abstimmung des Nationalraths über das Landesmuseum ergibt im 4. Wahlgang 72 Stimmen für Bern, 61 für Zürich.

19. Der Ständerath hält an seinem Beschlusse vom 16. fest, der Nationalrath verschiebt die Angelegenheit auf die Frühjahrssession.

21. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Der Vertrag, wonach das Pfarrhaus Fraumünster der Stadt Zürich verkauft wird, wird genehmigt.

22. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Die Berathung des Einführungsgesetzes wird zu Ende geführt. Ein Postulat der Rechnungsprüfungskommission, welches für Aktien und Obligationen eine höhere Stempelsteuer erheben und die Mobiliarassekuranzpolicen progressiv besteuern will, wird angenommen. Der Regierungsrath wird eingeladen, ein neues Flußkorrektionsgesetz vorzulegen.

Dezember 23. Der Rath genehmigt die Staatsrechnung und den Rechenschaftsbericht des Obergerichtes und des Kassationsgerichtes und beschließt, das interkantonale Fischereiabkommen vor die Volksabstimmung zu bringen.

23. Sitzung des Großen Stadtrathes. Die stadträthliche Leichenbestattungsverordnung wird genehmigt.

24. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Das Aquarium im Platzspitz wird ungünstiger Betriebsverhältnisse wegen geschlossen. Mit dem Staate als Eigenthümer des Pfarrhauses Fraumünster wird eine Vereinbarung betr. den Ankauf des letztern zu Fr. 42,000 getroffen.

28. Die Gemeindeversammlung stimmt sämmtlichen Vorschlägen der Stadtbehörden bei.

30. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Zum Präsidenten der Licht- und Wasserwerkkommission wird Herr Stadtpräsident Pestalozzi gewählt. 16 Petenten mit 64 Familiengliedern wird auf Grund 10jähriger Niederlassung unentgeltlich das Bürgerrecht der Stadt Zürich ertheilt.

Statistische Mittheilungen.

A Aus den Berichten städtischer Organe.

1. Aus dem Geschäftsbericht des Stadtrathes betreffend die Gemeindeverwaltung pro 1890.

Waisenamt: Ende 1890 bestanden 635 ordentliche Vormundschaften, die sich über 1149 Personen erstreckten; zirka 3/4 derselben, d. h. 469 erfolgten wegen Minderjährigkeit. 220 Bevogtigungen sind ohne Vermögen, die übrigen 401 haben unter vormundschaftlicher Verwaltung zusammen ein Vermögen von Fr. 20,119,179. 36, wozu noch die Spargüter im Betrage von Fr. 489,287. 63 hinzuzufügen sind. Ende 1890 enhielt die Schirmlade

11,514 Werthschriftentitel mit Fr. 18,773,395 Nominalbetrag. Die für 1890 bestimmten Vogtgebühren betragen Fr. 28,287.

Finanzwesen: Der Kassaumsatz der Hauptkasse der Zentralverwaltung zeigt für 1890 an Eingang Fr. 14,649,192. 07 und an Ausgang Fr. 14,755,778. 89, also ein Defizit von Fr. 106,586. 82.

Im Mai 1890 wurden die zur Rückzahlung gelangenden 200 Obligationen des im Jahr 1889 aufgenommenen 3½ % Anleihens von Fr. 25,000,000 im Betrage von Fr. 200,000 ausgeloost.

Steuerwesen: Es wurden im Ganzen 3261 Steuerpflichtige eingeschätzt. Das Ergebniß der Staatssteuer, erhoben von 4 ‰ des Vermögens- und 8 % des Einkommenkatasters, war pure Fr. 1,126,043. 25. Die Gemeindesteuer ergab Fr. 1,539,372. 75. Zu Handen des Staates wurden in 40 Fällen Erbschaftssteuern bezogen.

Polizeiwesen: Der Bestand des städtischen Polizeikorps war 56 Mann. Auf den fünf Wachtposten wurden 1023 Verwarnungen wegen Polizeiübertretungen eingetragen und liefen 4864 Rapporte ein. Das Polizeikommissariat verfügte 1919 Bußen.

Bei der Hundebezeichnung ergaben 734 Hunde eine Abgabe von Fr. 8562, wovon der Stadt Fr. 3183 zufielen.

Die Badanstalten ergaben eine Einnahme von Fr. 8042. 45 und eine Ausgabe von Fr. 6058. 65.

Die Einnahmen der Bewilligungen zu Tanz- und Freinächten betrugen Fr. 3157. 20.

Es wurden im Jahr 1890 364 Gesuche um Wirthschaftspatente gefällt. In den hiesigen Gasthöfen stiegen 156,545 Fremde ab.

Bei der Milchkontrole erzeigten sich von 861 Proben 50 als dem Regulativ nicht entsprechend. Gewichtsmängel an Brod wurden bei 26 Bäckern und Brodlieferanten konstatirt. Von 81 erhobenen Weinproben wurden 17 beanstandet.

Das Laboratorium, in dem 1972 Gegenstände untersucht wurden, zeigte im Berichtsjahr Fr. 5674 Einnahmen und Fr. 11,696. 65 Ausgaben.

Was die Krankheiten betrifft, so spielte im Berichtsjahr, namentlich in den ersten Monaten, die Influenza die größte Rolle; sie ergriff sehr viele Personen in mehr oder weniger starkem Grade und war die Ursache vieler Sterbefälle.

Die Reineinnahmen des Marktverkehrs beliefen sich auf Fr. 21,862. 30.

Die Zahl der dem Fabrikgesetz unterstellten Firmen ist 75; wegen Uebertretung desselben wurden 4 Geschäfte verzeigt.

Für den Betrieb von Dienstbotenplazirungsbureaux wurden 1890 7 Konzessionen ertheilt.

In den kantonalen Brandkataster wurden 21 neue Gebäude aufgenommen; 20 Gebäude wurden gestrichen. Die Assekuranzsumme wurde pure um Fr. 2,643,800 vermehrt. Zur Zeit beträgt die Versicherungssumme Fr. 145,930,000. Es wurden 5 Brandschadenvergütungen im Betrage von Fr. 197,897 ausbezahlt.

Es wurden 4076 Niederlassungsgesuche bewilligt und 3652 Niederlassungen aufgehoben. 4903 Petenten erhielten die Aufenthaltsbewilligung; davon zogen 3966 wieder weg.

Das Zivilstandsamt verzeichnete 291 Verehelichungen, 518 Geburten, worunter 43 uneheliche, 395 Todesfälle und 42 Ehescheidungen.

Von 289 im Jahre 1871 geborenen Rekrutirten wurden 145 angenommen, 47 für ein Jahr, 5 für zwei Jahre zurückgestellt und 92 ganz befreit. Von 2964 Pflichtigen zahlten nur 2395 den Militärpflichtersatz mit Fr. 66,388. 55.

Das Polizeipiquet rückte in Folge von Brandfällen 12 Mal aus, das Landspritzenkorps 5 Mal.

Unterhalt und Reinigung der Straßen kosteten Fr. 116,486. 55, der Unterhalt der Brücken Fr. 5486. 60. Die Netto-Ausgaben für den Unterhalt der städtischen Gebäude waren Fr. 31,110. 67.

Das städtische Gaswerk zeigt einen Gewinnsaldo von Fr. 126,985. 18.

Die Betriebsrechnung für das Friedhofwesen zeigt pro 1890 ein Defizit von Fr. 10,634. 55.

Das Stadtammannamt fertigte 9780 Rechtsbote, 3464 Pfandscheine, 321 Nachpfändungen, 1011 Konkursverwarnungen und 857 Durchführungsanzeigen aus und entsprach von 2702 eingegangenen Versilberungsanzeigen 154 solchen.

Bürgerliche Verwaltung:

Es erfolgten 74 Bürgerrechtsaufnahmen gegen Einkaufsgebühr, 264 unentgeltlich.

Die Zuwendungen an die bürgerlichen Güter und Stiftungen betrugen Fr. 35,993. 30.

Forstverwaltung: Gesammtwaldareal 1164,04 ha. Reingewinn Fr. 87,546. 54.

Das Armengut, das ein Vermögen von Fr. 918,871. 96 hat, unterstützte mit Fr. 72,041. 86 332 Personen. Das Waisenhaus zählte 78 interne und 32 externe Zöglinge. Das Prundhaus hatte am 31. Dezember 1890 13 Pfründer, 60 Pfründerinnen und 2 Kostgänger. Die Einnahmen betrugen Fr. 43,044. 91, die Ausgaben Fr. 49,105. 89. Das Bürgerasyl hatte Ende 1890 43 Pensionäre.

2. Aus dem Geschäftsbericht der Stadtschulpflege Zürich pro 1889/90.

Ende des Schuljahres 1889/90 besuchten die Elementarschule 540 Knaben und 583 Mädchen, die Realschule 532 Knaben und 568 Mädchen, die Ergänzungsschule 56 Knaben und 126 Mädchen; die Primarschulen zählen also 1128 Schüler und 1277 Schülerinnen. Die Sekundarschule wurde besucht von 252 Knaben und 356 Mädchen. Die freiwillige Arbeitsschule an der Ergänzungsschule zählte am Anfang des Kurses 30, am Ende 22 Schülerinnen.

Die höhere Töchterschule war besucht von 37, das Lehrerinnenseminar von 74 Schülerinnen. Von diesen letzteren bildeten sich 41 zu Lehrerinnen aus. Zu Ostern bestanden 7 Schülerinnen der obersten Seminarklasse die Patentprüfung und 3 die Maturitätsprüfung für Mediziner.

Privatschulen besuchten 238 Knaben und 378 Mädchen, zusammen 616 Schüler; mehr als die Hälfte davon, 357, Schüler fallen auf die Freie Schule.

In der Stadt waren 3491 Schüler (darunter 248 Privatschüler) wohnhaft.

Die Korrentrechnung zeigt einen Aktivsaldo von Fr. 2638. 41. Das Schulgutsvermögen beträgt am 31. Dezember 1889 Fr. 1,515,133. 01. 7 almosengenössige und 55 dürftige Sekundarschüler erhielten Stipendien im Gesammtbetrage von Fr. 1295. Lehrmittel, Schreib-, Zeichnen- und Arbeitsmaterial wurden unentgeltlich abgegeben im Betrage von Fr. 83. 80.

B. Aus dem regierungsräthlichen Rechenschaftsbericht.

Im Schuljahr 1889/90 zählte der Kanton Zürich 39,207 Alltagsschüler, 10,271 Ergänzungsschüler, 15,720 Singschüler und 5546 Sekundarschüler.

An der Hochschule waren im Wintersemester 1889/90 428 männliche und 73 weibliche Studirende immatrikulirt (53 Theologen, 64 Juristen, 276 Mediciner, 126 Philosophen). Davon waren 156 Bürger des Kantons Zürich, 177 Bürger der andern Kantone, und 168 Ausländer (darunter sind 68 Russen).

Das zürcherische Gymnasium zählte im Schuljahr 1889/90 397, die Industrieschule 169 Schüler.

Der Staat verausgabte im Jahr 1889 für das gesammte Unterrichtswesen Fr. 2,427,547. 58.

Der Staat gab Stipendien von Fr. 12,870 für Besuch der Hochschule, Fr. 1420 für Besuch des Polytechnikums, Fr. 1700 des Gymnasiums, Fr. 150 der Industrieschule.

Der Auszug des Kantons Zürich auf den 1. Januar 1890 zählte 569 Offiziere, 1408 Unteroffiziere und 12,277 Gemeine (Total 14,254 Mann), die Landwehr 285 Offiziere, 1306 Unteroffiziere und 7672 Gemeine (Total 9263 Mann), so daß der Gesammtbestand des Zürcherischen Truppenkorps ist: 854 Offiziere, 2714 Unteroffiziere und 19,949 Soldaten, zusammen 23,517 Mann. Im Kanton Zürich stellten sich im Herbst 1889 zur Rekrutirung 3104 Mann, davon wurden angenommen 1476, auf 1 Jahr dispensirt 406, auf 2 Jahre dispensirt 162 und ganz befreit 1060 Mann. Der Kanton Zürich hatte an Militärpflichtersatz eine Reineinnahme von Fr. 162,293. 76.

Das Steuerkapital des Kantons im Jahr 1889 war Fr. 906,713,800. Von 94,809 Steuerpflichtigen zahlen 37,792 Vermögens- und Einkommenssteuer, 14,424 nur Vermögens-, 38,666 nur Einkommenssteuer und 3927 nur Aktivbürgersteuer. Von einem Fr. 4,594,900 betragenden Vermögen wurden 207 Erbschaftssteuern mit zusammen Fr. 235,554. 75 erhoben. In 204 Fällen wurden Fr. 168,222. 10 Nachsteuern erhoben. Der Reinertrag der Wirthschaftsabgabe pro 1889 beträgt Fr. 309,176. 30, der Stempelabgabe Fr. 31,837. 95, der Börsensteuer Fr. 41,520. 80, der Hundesteuer (für 8353 Hunde) Fr. 97,243. 05.

Es bestanden 2723 Wirthschaften; je 1 Wirthschaft fiel auf durchschnittlich 124 Einwohner.

An die von den Gemeinden im Jahre 1888 gemachten Armenausgaben wurden Staatsbeiträge im Betrage von Fr. 146,000 verabfolgt. Außerdem erhalten 9 wohlthätige Anstalten und Vereine zusammen Fr. 18,150 Staatsbeiträge.

Ende 1889 waren im Kantone 642 Fabriken dem eidgenössischen Fabrikgesetz unterstellt.

Im Kantonsspital Zürich fanden 1889 im Ganzen 2991 Personen Aufnahme (1881 Kantonsbürger, 739 Schweizerbürger, 638 Ausländer). Die Zahl der Verpflegungstage war 101,834.

Der Kanton Zürich hatte Ende 1889 einen Waldbestand von 38,488,04 ha.

Ende 1889 war der Assekuranzwerth von 71,212 Gebäuden Fr. 775,762,250. In 104 Fällen wurden zusammen Fr. 414,694. 50 als Vergütung verabreicht. Die Gebäudeassekuranz zeigt am Ende des Berichtsjahres ein Aktivsaldo von Fr. 276,139. 40.

Der Bestand des kantonalen Polizeikorps war am 31. Dezember 1889 120 Mann.

Der zürcherische Regierungsrath hielt im Jahre 1889 73 Sitzungen, in denen 2425 Geschäfte behandelt wurden.

C. Künstlerische und Unterrichtsanstalten.

Aus dem Geschäftsbericht der Musikschule in Zürich pro 1889/90. Die Künstlerschnle hatte im Sommer- und Wintersemester je 25 Schüler. Die Delettantenschule war im Sommer von 226 Zöglingen (78 männlichen, 148 weiblichen) besucht, im Winter von 229 Zöglingen (80 männlichen, 149 weiblichen). Vom Lehrerinnenseminar betheiligten sich im Sommer 39, im Winter 37 Schülerinnen. Den Unterricht ertheilten 16 Lehrer und 4 Lehrerinnen. Die Subventionen an die Musikschule beliefen sich auf Fr. 4350. Bei Abschluß der Jahresrechnung am 30. April 1890 bleibt ein Vortrag auf neue Rechnung im Betrage von Fr. 2389. 78.

Aus dem Jahresbericht der Schweizerischen permanenten Schulausstellung in Zürich für 1890: Die Jahresrechnung schließt mit einem Defizit von Fr. 4124. 21. Geschenke gingen ein von 270 Behörden, Vereinen und Anstalten, 68 Buchhandlungen und Fabrikanten, 169 Privaten.

Aus dem Bericht der Kommission für das Pestalozzistübchen für das Jahr 1890. Die Rechnung zeigt Fr. 1122. 11 Einnahmen und Fr. 233. 26 Ausgaben, somit einen Ueberschuß von Fr. 888. 85.

Aus dem Bericht des Gewerbeschulvereins über das Schuljahr 1889/90. Im ersten Semester waren 608, im zweiten 576 Schüler eingeschrieben. Der Unterricht wurde von 23 Lehrern ertheilt. Im Frühling 1890 hat sich die Schule an den Lehrlingsprüfungen betheiligt und eine Ausstellung der Schülerarbeiten veranstaltet. Mitte September nahm sie an der vom eidgenössischen Industriedepartement veranstalteten Ausstellung der Arbeiten der vom Bunde subventionirten Gewerbe- und Fortbildungsschulen Theil. Im Gegensatz zu früheren Jahren, in denen die Schule stets einen Rückschlag hatte, schließt die Rechnung vom 31. August 1890 ohne Defizit.

Die Museumsgesellschaft zählte zu Ende des Jahres 1890 649 Mieglieder; die Zahl der vom März 1890 bis März 1891 eingeführten Gäste betrug 489. Die Anzahl der Bücher hat sich um 674 Bände vermehrt. Die Zahl der aufgelegten Zeitungen war 144 (83 schweizerische, 61 ausländische), die der Zeitschriften 461. Die 57. Rechnung schließt mit Fr. 42,251. 26 Einnahmen und Fr. 39,960. 40 Ausgaben, also mit einem Aktivsaldo von Fr. 2290. 86.

D. Gemeinnützige und wohlthätige Anstalten und Bestrebungen.

Aus dem 25. Bericht über die Ferienkolonien. Im Sommer 1890 waren auf 5 Stationen im Kanton Appenzell (Gupf bei Rehetobel, im Löwen bei Speicher, Neuschwendi bei Trogen, Birt bei Vögelinseck, Schwäbrig bei Gais) 115 Knaben und 140 Mädchen aus Zürich und Umgebung unter Aufsicht von 25 Erwachsenen versorgt. Außerdem genossen vom 16. Juli bis 7. August 50 Knaben und 69 Mädchen in der Platzpromenade Zürich eine Ferienmilchkur. Die Rechnung schließt mit einem Einnahmenüberschuß von Fr. 3462. 38.

Die Rechnung über die Pestalozzistiftung in Schlieren zeigt Fr. 21,163. 22 Einnahmen und Fr. 25,953. 22 Ausgaben, also einen Rückschlag von Fr. 4790.

Aus dem Jahresbericht der Hülfsgesellschaft. Die Zahl der Mitglieder war 57. Ende 1890 blieb ein Aktivsaldo von Fr. 4322. 07. Die 85. Rechnung der Sparkasse zeigt am 31. Dezember 1889 18,700 Sparhefte mit Fr. 8,387,896. 75 Guthaben und einem Reservefond von Fr. 1,085,773. 05. Die 91. Rechnung über die Verwaltung des Hülfsgesellschaftsfond schließt am 31. Oktober 1890 mit einem Vorschlag von Fr. 4322. 07.

Die Bernhard Stocker'sche Dienstbotenstiftung unterstützte im Jahr 1890 20 Dienstboten mit je Fr. 20; die Rechnung zeigt am 31. Oktober 1890 an Einnahmen Fr. 22,901. 10, an Ausgaben Fr. 1210.

Die allgemeine Krankenkasse zählte im Berichtsjahre 1386 Mitglieder. Die Vereinsärzte hatten 1273 Erkrankungen zu behandeln und zwar 920 an Erwachsenen und 353 an Kindern. Die Rechnung ergab einen Rückschlag von Fr. 340. 40.

Der zürcherische Hülfsverein für Geisteskranke, der 276 Mitglieder zählte, unterstützte mit Fr. 2904. 98 124 geheilte und gebesserte Kranke und zahlte Fr. 652. 80 an das Kostgeld von 8 Patienten im Burghölzli. Nach der letzten Zählung hat der Kanton Zürich 3261 Geisteskranke.

Aus dem Jahresbericht der Trinkerheilstätte Ellikon a. d. Thur. Am 31. Dezember 1890 zählte die Anstalt 19 Pfleglinge (16 männliche und 3 weibliche). Die Rechnung schließt mit einem Saldovortrag von Fr. 16,790. 58.

Die 48. Rechnung der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Zürich zeigt Ende 1890 einen Aktivsaldo von Fr. 234. 07.

Die Anstalt für schwachsinnige Knaben in Regensberg zählte am 31. Dezember 1890 43 Zöglinge. Die 8. Rechnung schließt mit einem Gewinnsaldo von Fr. 4368. 15.

Der 36. Jahresbericht des Zentralkomite des zürcherischen Schutzaufsichtsvereins für entlassene Sträflinge meldet, daß im Berichtsjahre 1890/01 im Ganzen 29 Schützlinge unter Aufsicht standen. Die Institution hatte im Berichtsjahre Fr. 9502. 64 Einnahmen und Fr. 4340. 60 Ausgaben, somit einen Reingewinn von Fr. 5162. 04.

Aus dem 4. Bericht des Zürcher Kantonalverbandes für die Naturalverpflegung armer Reisender für das Jahr 1890. Auf den 1. März bestanden 54 Stationen. Die Gesammtzahl der verabreichten Gutscheine beträgt 71,885, wozu noch 4997 vom freiwilligen Armenverein und von der Hülfsgesellschaft Zürich abgegebene Gutscheine für Nachtquartier hinzukommen. Die Gesammtausgaben beliefen sich auf Fr. 56,807. 82.

Aus dem Jahresbericht der Evangel. Gesellschaft pr. 1889/90 Die 45. Rechnung über die Leihbibliothek schließt mit einem Passivsaldo von Fr. 505. 79.

Der Sonntagslesesaal erfreute sich großer Theilnahme; durchschnittlich besuchten ihn 120 Knaben, im Maximum 285. Die Rechnung schließt mit einem Ausgabenüberschuß von Fr. 30. 45.

Bibelverbreitung: Im Berichtsjahre wurden 1328 Bibeln, 780 Neue Testamente, 1457 Testamente mit Psalmen, 27 Psalmen, zusammen also 3592 Exemplare verkauft und zum Theil verschenkt. Der Ueberschuß der Aktiven der 77. Rechnung beträgt Fr. 9080. 03.

Schriftenverbreitung: Das Depot erzielte den noch nie erreichten Kassaumsatz von Fr. 80,862. 62; es verbreitete im Ganzen zirka 90,000 Schriften, Traktate und Bilder. Ins Berichtsjahr fällt die Verbreitung des Neuen Gesangbuches, woraus gegenüber den Einnahmen des Vorjahres nur eine Mehreinnahme von Fr. 12,500 erfolgte.

Die 17. Rechnung über den Pfarrfond in St. Anna zeigt einen Gewinnüberschuß von Fr. 132,220. 19.

Vereinshäuser: In der Herberge zur Heimat wurden 19,045 Durchreisende beherbergt; auf die Nacht entfallen durchschnittlich 52,1 Reisende. Ca. 700 Stellensuchenden konnte Arbeit vermittelt werden. — Der Gasthof zum Widder erfreute sich eines guten Besuches. Die Kaffestube war gut besucht; sie hat eine durchschnittliche Tageseinnahme von Fr. 79. 83.

In der Kranken- und Diakonissenanstalt Neumünster wurden 7 Töchter in die Vorprobe aufgenommen, 7 zur eigentlichen Probe zugelassen; eingesegnet wurden keine neuen. Die Zahl der eingesegneten Schwestern

36 Kinder gestorben. Von den 285 Neuaufgenommenen sind 171 Kantonsbürger, 227 Schweizerbürger und 58 Ausländer. Auf die 318 Kinder vertheilen sich 13,324 Verpflegungstage. Poliklinisch wurden 614 Kinder behandelt. Auf den Tag fielen durchschnittlich Fr. 2.88 Kosten. Die Einnahmen betrugen Fr. 70,875.68, die Ausgaben dagegen Fr. 93,257.

Den Kinderbewahranstalten der Stadt Zürich waren im Berichtsjahr 1889/90 270 Kinder anvertraut. Die Einnahmen betrugen Fr. 93,962,64, die Ausgaben Fr. 19,197.15. An Gaben und Legaten gingen Fr. 3072.30 ein.

Die Zürcherische Blinden- und Taubstummenanstalt zählte im Laufe des Berichtsjahres 1889/90 60 Schüler, wovon 11 blind und 58 taubstumm waren. Außerhalb der Anstalt wurden 6 männliche und 7 weibliche Blinde mit Arbeit versehen; ihre Arbeiten repräsentiren einen Werth von Fr. 3934.51. Die Rechnung zeigt an Einnahmen Fr. 131,863.52, an Ausgaben Fr. 34,487.79, so daß ein Mehreinnahme von Fr. 97,375.73 verbleibt.

Der Jahresbericht des Zürcherischen Missionsvereins verzeigt in der Rechnung Fr. 34,089.35 Einnahmen und Fr. 34,055.10 Ausgaben, so daß auf 1891 Fr. 34.25 bleiben. Die 34. Rechnung über die Missionsbibliothek schließt mit einem Aktivsaldo von Fr. 210.02. Die 37. Rechnung über die Spezialsammlung von Missionaren und Missionsfrauen war 84, der Probeschwestern 23 und der Vorprobeschwestern 7, so daß die Anstalt zusammen 115 Schwestern zählt. Die durchschnittliche Zahl der Pfleglinge per Tag war 160. Im Ganzen wurde 597 Pfleglingen Patienten, Rekonvalescenten, Pfründern und Pensionärinnen Aufnahme gewährt, welche im Ganzen 58,317 Pflegetage erheischten. Nach dem ärztlichen Bericht, der 387 Kranke umfaßt, wurden von diesen 192 geheilt, 50 gebessert, 37 ungebessert entlassen, 49 starben und 59 blieben in der Anstalt in's neue Jahr hinüber. Die Rechnung zeigt an Einnahmen Fr. 115,858.07, an Ausgaben Fr. 108,160.28, also einen Einnahmenüberschuß von Fr. 7697.79.

Armenverein: Es gingen 618 Bittgesuche ein, 508 von schon früher Unterstützten, 110 von neuen Petenten. Die Gesuche vertheilen sich auf 516 Schweizer und 102 Ausländer. Von den 618 Petenten wurden 118 abgewiesen, theils wegen zu baldiger Meldung, theils wegen Unwürdigkeit. Die Gesammteinnahmen betrugen Fr. 12,295, die Ausgaben Fr. 9102, was einen Saldovortrag von Fr. 3193 ergibt.

Die 27. Rechnung der Stadt- und Landmission zeigt Fr. 92,613.98 Einnahmen, Fr. 17,441.56 Ausgaben, also einen Saldo auf neue Rechnung von Fr. 75,172.42.

Die Kommission für Sonntagsheiligung hatte am Ende des Berichtsjahres Fr. 96. 30 Saldo auf neue Rechnung.

Gratislesezirkel bestanden am 30. Juni 1890 in Zürch und Umgebung 628. Die Rechnung schließt mit einem Gewinnsaldo von Fr. 1327. 15.

Die Rechnung der Hauptkassa hatte Fr. 12,157. 13 Saldo auf neue Rechnung. Die Aktiven betrugen Fr. 62,157. 13, die Passiven Fr. 50,000.

Aus dem 48. Jahresbericht des Protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins. Die Einnahmen waren Fr. 23,840. 83, die Ausgaben Fr. 15,960. 90, was einen Aktivsaldo von Fr. 7879. 93 ergibt. Ein besonders wichtiges Ereigniß war die am 6. Juli 1890 stattgehabte Einweihung der evangelischen Kapelle in Brunnen.

Das „Schwesternhaus vom Rothen Kreuz" zählte 1890 55 Schwestern. Es wurden 69 männliche und 105 weibliche, zusammen 174 Kranke verpflegt. Die Zahl der Pflegetage war 4153. Die 9. Rechnung zeigte Fr. 71,031. 30 Einnahmen und Fr. 58,023. 65 Ausgaben, also eine Mehreinnahme von Fr. 17,007. 65. An Gaben gingen Fr. 19,350. 15 ein.

18. Bericht über das Kinderspital in Hottingen. Aus dem Jahr 1889 wurden 33 Patienten hinübergenommen; neu aufgenommen wurden 285 Kinder (155 Knaben, 130 Mädchen); von diesen sind 1890 aus dem Kanton Zürich pro 1890/91 schließt mit einem Einnahmenüberschuß von Fr. 59. 41.

Aus dem 5. Bericht der Anstalt für Epileptische auf der Rüti bei Zürich: Auf 31. Dezember 1890 hatte die Anstalt 117 Pfleglinge (44 männliche, 73 weibliche). Die Zahl der Verpflegungstage war 37,444. Im Jahr 1890 waren 1 genesen, 4 sehr gebessert, 4 gebessert, 7 ungebessert und 3 gestorben. Am Schluß des Jahres blieb auf der Rechnung ein Passivsaldo von Fr. 178,831. 70.

Die Rettungsanstalt für arme verwahrloste Kinder auf dem Freienstein zählte 39 Zöglinge, nämlich 25 Knaben und 14 Mädchen. Die Rechnung pro 1889/90 schließt mit einem Defizit von Fr. 1313. 57.

Konzerte.

Januar 5. Hl. drei Könige-Oratorium von H. F. Müller, veranstaltet vom katholischen Männerverein, im Börsensaal.

7. Extra-Konzert der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung von Solisten und des Chors der hiesigen Oper.

14. Zweites Extra-Konzert der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung von Solisten und des Chors der hiesigen Oper.

21. IV. Abonnements-Konzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung des Herrn Eugen Ysaye vom Brüsseler Konservatorium.

26. Konzert in der Fraumünsterkirche, gegeben durch den Männerchor Außersihl unter Mitwirkung von Frl. Mathilde Küchle aus St. Gallen und Herrn Organist Lutz, sowie des ganzen Tonhalleorchesters.

28. IV. Kammermusikaufführung der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung von Frau Prof. Wirz-Knispel und Herrn Emil Vögeli.

Februar 4. Konzert zu Gunsten der Hülfs- und Pensionskasse des Tonhalleorchesters unter Mitwirkung von Frl. Clara Schacht aus Berlin und Herrn Arnold Hoffmann aus Zürich.

11. V. Kammermusikaufführung der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Hermine Attenhofer.

18. V. Abonnementskonzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Kia von Sicherer aus München und Herrn Julius Klengel aus Leipzig.

25. Benifizkonzert des Herrn Oskar Kahl unter Mitwirkung von Frl. Großer aus Zürich und der verstärkten Tonhallekapelle.

März 1. Konzert des Studentengesangvereins unter Mitwirkung von Frl. Hermine Attenhofer, Herrn Th. Oehssinger und Herrn H. Häusermann.

4. VI. Abonnementskonzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung des Herrn Kapellmeisters C. Reinecke aus Leipzig.

März 9. Konzert des Sängervereins Harmonie Zürich unter Mitwirkung von Frl. Frida Buchler, Herrn von Bonghardt und des verstärkten Tonhalleorchesters.

13. Benefizkonzert des Herrn Kapellmeister Hegar unter Mitwirkung des Herrn Herm. Ritter aus Würzburg, Frl. Anna Lorch, sowie des gemischten Chores Zürich und des verstärkten Tonhalleorchesters.

18. Konzert der Frau Marcella Sembrich unter Mitwirkung des vollständigen Konzertorchesters.

25. VI. Kammermusikaufführung der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Anna Großer.

April 4. Charfreitagsaufführung des Gemischten Chores Zürich: Passion nach dem Evangelium Johannis, komponirt von Joh. Seb. Bach, unter Mitwirkung des Männerchors Zürich und folgender Solisten: Frau Wirz-Knispel, Frau Bächi-Fährmann aus Dresden, Herrn Max Pichler aus Braunschweig, Herrn Karl Perron aus Leipzig, Herrn Fritz Furrer und Herrn Organist Joh. Lutz.

Oktober 28. I. Kammermusikaufführung der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Emma Süßtrunk.

November 4. I. Abonnemenskonzert der Allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Wally Schauseil aus Düsseldorf und Herrn C. Halir aus Weimar.

11. II. Kammermusikaufführung der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung der Herren Robert Hensler und E. Vögeli.

15. Extra-Konzert der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung des Kammersängers Ladislaus Mierzwinski, Herrn A. Lampert und des vollständigen Konzertorchesters.

18. II. Abonnementskonzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Frau J. Huber-Petzold aus Basel und Herrn Robert Freund aus Zürich.

25. III. Kammermusikaufführung der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung von Frau Elise Bareiß.

30. Konzert von Frau Julie Bächi-Fährmann und Herrn Hans Fährmann in der Augustinerkirche.

Dezember 2. III. Abonnementskonzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Frau Therese Carenno.

7. Konzert gegeben vom Männerchor Zürich unter Mitwirkung von Frl. Fr. Buchler, den Herren R. Spörri, J. Burgmeier, H. Häusermann und des verstärkten Tonhalleorchesters.

Dezember 9. IV. Kammermusikaufführung der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung des Herrn J. Jakob.

16. IV. Abonnementskonzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Frl. M. von Schelhorn und M. Schmidtlein und Herrn C. Markees aus Berlin.

Oeffentliche Vorträge.

I. Sonntagsvorträge in der Großmünsterkapelle,

veranstaltet von der Kommission für Sonntagsheiligung.

Januar 19. Herr Pfarrer Probst in Horgen: Sämann.
26. Herr Pfarrer Ritter: Die Macht des Wortes.
Februar 2. Herr Pfarrer Pestalozzi: Die Versöhnung in Jesu Christo.
9. Herr von Schultheß Rechberg: Die brittische und ausländische Bibelgesellschaft.
16. Herr Dekan Fay in Russikon: „König Saul, eine biblische Tragödie".

II. Vorträge im St. Peter,

veranstaltet vom allgemeinen Missionsverein.

Januar 19. Herr Pfarrer Furrer: Religiöse und kirchliche Zustände in Frankreich vor der Revolution.
26. Herr Pfarrer Wißmann: Abbé Grégoire, ein Bischof der Revolutionszeit.
November 2. Herr Pfarrer Furrer: Claude Goudimel.
9. Herr Pfarrer Wißmann: Martin Rückart.
16. Herr Pfarrer Furrer: Georg Neumark.
30. Herr Pfarrer Furrer: Paul Flemming.
Dezember 14. Herr Pfarrer Wißmann: Paul Gerhardt.

III. Akademische Rathhausvorträge,

veranstaltet vom allgemeinen Dozentenverein beider Hochschulen.

Januar 9. Herr Prof. Kym: Die menschliche Seele.
16. Herr Prof. F. Vetter (Bern): Die Färöer, Land, Leute, Litteratur.

Januar	23.	Herr Dr. W. Nagel: Johannes Brahms als Nachfolger Beethovens.
	30.	Herr Dr. A. Fick: Die farbigen Racen Südafrikas.
Februar	13.	Herr Prof. Meyer von Knonau: Welchem seiner mittelalterlichen Bürgermeister könnte Zürich ein Denkmal setzen?
November	6.	Herr Prof. Lang: Die Geschichte der Mammuthfunde, ein Stück Geschichte der Paläontologie.
	13.	Herr Prof. Ryffel: Die Alexandersage im Orient und Occident.
	20.	Herr Dr. Hanau: Ueber die Vererbung der Krankheiten.
	27.	Herr Prof. Jul. Wolf: Soziale Gerechtigkeit in verschiedenen Zeitaltern.
Dezember	4.	Herr Prof. Treadwell: Die Spectralanalyse.
	11.	Herr Prof. Charton: La nouvelle Zélande, son état présent et son avenir économique.

Uebersicht

der von Oktober 1890 bis Oktober 1891 erschienenen

Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Amiet, J. J. Die Gründungs-Sage der Schwesterstädte Solothurn, Zürich und Trier. Solothurn 1891. (Wiederabdruck.)

Bachofen, Ch. Essai sur l'ecclésiologie de Zwingli. Genève 1890.

Baiter, Hans. Erlebnisse des Zürcher Bataillons Nr. 9 an der Grenzbesetzung im Winter 1870/71. [Landbote 1891, Nr. 16—23.]

Dufour, Henri. La guerre en Suisse 1799: Bataille de Zurich, Invasion russe, par le général Dufour, publiée par le capitaine Boillot. Berne 1891.

Durrer, Robert. Der Originalbrief des Zürcherbundes vom 1. Mai 1351. [Anzeiger für schweiz. Geschichte 1891, Nr. 4.]

Egli, E. Das sogenannte Fintan-Martyrologium. [Anzeiger für schweiz. Geschichte 1891, Nr. 1.]

Haborn, A. Die polit. u. sozialen Zustände im Kt. Zürich gegen Ende des 18. Jahrh. u. Alt-Pfarrer Joh. Heinr. Wasers Prozeß und Hinrichtung. Bern 1891. (Vergl. N. Z.-Z. von 1891, Nr. 301, 1. Beil., 302, 1. Beil.)

Heyck, E. Geschichte der Herzoge von Zähringen. Hrsggb. von der Badischen histor. Kommission. Freiburg i. B. 1891.

Jeklin, F. von. Die Offnung von Winkel. [Anzeiger für schweiz. Geschichte 1891, Nr. 1].

Kinkel, G. Beiträge zur Geschichte der deutschen Kolonie in Zürich. [Schweizerische Rundschau 1891, Nr. 4. u. 5].

Liebenau, Th. v. Stimmungsbilder aus dem zweiten Villmergerkrieg. [Anzeiger für schweiz. Geschichte 1891, Nr. 4].

Maag, R. Bürgermeister Waser. [Anzeiger für schweiz. Geschichte 1890, Nr. 6].

Merz, W. Aus dem alten Zürichkriege. [Anzeiger für schweiz. Geschichte 1891, Nr. 4].

Messikommer, H. Sittenbilder aus dem zürch. Oberlande vom Ende des 17. Jahrhunderts. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 349].

Meyer von Knonau, Ger. Die Entwicklung der Wissenschaften an der Universität Zürich von 1833 bis zur Gegenwart. [Vortrag an der Hauptversammlung des Hochschulvereins. Referat in der N. Z.-Z. Nr. 303, Beilage].

— —, Die Schweizer im Bilde einer politischen Streitschrift des 15. Jahrh. (Hemmerlis de nobilitate et rusticitate dialogus). [Jahrbuch des schweiz. Alpenklub, Bd. 25].

Rahn, J. R. Neue Funde in der Klosterkirche in Königsfelden (Grabstein des Ritters Mülner von Zürich). [Anzeiger f. schweiz. Alterthumskunde 1891, S. 532 u. s. w.]

Schweizer, Paul. Das wieder aufgefundene Original des ewigen Bündnisses zwischen Zürich und den IV Waldstätten, 1. Mai 1351. Mit Beilage, ein Facsimile enthaltend. Zürich 1891.

— —, Beitrag zur Kritik und Ergänzung der Grimm'schen Weisthümer nebst Offnung des Zwinghofes Winkel. [Anzeiger für schweiz. Geschichte 1890, Nr. 6].

Taschenbuch, Zürcher, auf d. J. 1891. Zürich 1891.

Tobler, G. Geschichte des Regiments der Stadt Zürich bis auf die Einführung der Zunftverfassung. [Anzeiger für schweiz. Geschichte 1891, Nr. 213].

Turicensia, Beiträge zur zürch. Geschichte, durch zürch. Mitglieder der allg. geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz gewidmet. Zürich 1891. Inhalt: Fr. v. Wyß, Rechtshistorische Lesefrüchte, gesammelt vornehmlich aus dem Urkundenbuch der Abtei St. Gallen vom 8./10. Jahrh. — Hch. Zeller-Werdmüller, Uetliburg und die Freien von Regensberg. — P. Schweizer, Zürichs Bündniß mit Uri und Schwyz vom 16. Oktober 1291. — Hans Herzog und J. R. Rahn, Christoph Silberysen, Abt von Wettingen, und eine rheinische Bilderfolge des 15. Jahrh. in Zürich. — K. Dändliker, Zur Charakteristik der Lage Zürichs in den Jahren 1443 und 1444. — W. Oechsli, Zwingli als politischer Theoretiker. — Alfr. Stern, Zürich und Schertlin von Burtenbach. — Theod. Vetter, Joh. Hooper, Bischof von Gloucester und Worcester und seine Beziehungen zu Bullinger in Zürich. — G. Meyer von Knonau, Des Joh. Stumpf „Kayser Heinrichs des vierdten Hertzogen zuo Franken und am Rhyn ꝛc. fünfftzigjärige historia". 1556. — Otto Hunziker, Beitrag des Pestalozzianums in Zürich (I. das älteste Pestalozzibild; II. Briefe Menalks). — Jak. Bächtold, Bodmers Tagbuch (1752—1782). — Otto Hartmann, die Russen im Kt. Zürich i. J. 1799.

Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Hg. von einer Kommission der Antiquar. Gesellschaft in Zürich, bearb. von J. Escher und P. Schweizer. 2. Bd., 1. Hälfte. Zürich 1890.

Vergangenes und Zukünftiges. Stadtzürcherische Skizzen von H. B. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 126, 128, 129, 131].

Vögelin, S. Gilg Tschudi's Bemühungen um eine urkundliche Grundlage für die Schweizergeschichte im Zusammenhange

mit den Forschungen Vadian's, Stumpf's und anderer Zeitgenossen dargestellt, aus dem Nachlasse von weil. S. Vögelin. 2. Th. [Jahrbuch für Schweiz. Geschichte. 15. Bd. Zürich].

Politik, Volkswirthschaft.

Greulich, H. Das statistische Seminar in Zürich. Bericht über den Jahreskurs 1886/87. [Zeitschrift für schweiz. Statistik 1891, Heft 1].

Keller, K. Die Bauernsklaverei der Neuzeit oder die Bauern im Kampfe mit den Federhelden. Ein Aufruf an die Landwirthe zur Bildung eines schweiz. Bauernbundes — unter gänzlichem Ausschluß der Bureaukratie — um eine praktische Bauernpolitik nach dem wahren Sinn und Geist der Bauern zu gründen. Oberglatt 1890.

Schindler-Huber, D. Zur Frage der Errichtung von Postsparkassen unter spez. Berücksichtigung der Verhältnisse des Kts. Zürich. [Zeitschrift für schweiz. Statistik 1891, Heft 2].

Kunstgeschichte, Alterthümer.

Ausstellung von Glasgemälden aus eidgenössischem u. Privatbesitz im großen Börsensaal in Zürich. Zürich 1891.

Catalog der Sammlungen der Antiquar. Gesellschaft in Zürich. 3 Theile. (Leipzig) 1890.

Heierli, J. Eine uralte Töpferwerkstätte. [N. Z.-Z. 1891. Nr. 273, 275].

Messikommer, J. Ruine Wilberg. [N. Z.-Z. 1891. Nr. 232].

— —, Antiquarisches. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 204].

Siegelabbildungen zum Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Hg. von der Stiftung Schnyder von Wartensee;

bearb. von P. Schweizer und H. Zeller-Werdmüller; im Lichtdruck hergestellt von J. Brunner. 1. Liefg. Zürich 1891].

(Zeller-Werdmüller, H.) Die Kapelle auf der Kyburg. [N. Z.-Z., Nr. 242].

Zürich und das schweiz. Landesmuseum. Den h. eidg. Räthen gewidmet im Dez. 1890. Zürich 1890.

Topographie.

Adreßbuch der Stadt Zürich u. der Ausgemeinden für 1891. Zürich 1891.

Entwurf, der, von Architekt Gust. Gull für ein schweiz. Landesmuseum in Zürich. [Schweiz Bauzeitung 1890, Nr. 23].

Führer durch die Umgebungen von Zürich mit Karte. Zürich 1891.

(Hunziker, O.) Ein Pestalozzianum in Zürich. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 7].

Neu-Zürich. [Schweiz. Bauzeitung 1890, Nr. 1, 2, 5].

Rennwegthor, das, u. die Umgestaltung des Rennweges. Zürich 1891.

Stadttheater, das neue, in Zürich. [Schweiz. Bauzeitung 1891, Nr. 17/18].

Wettbewerb für ein neues Schulhaus am Hirschengraben in Zürich. [Schweiz. Bauzeitung 1890, Nr. 13—15].

Wettbewerb für eine reformirte Kirche auf der Bürgliterrasse in Enge bei Zürich. [Schweiz. Bauzeitung 1891, Nr. 11, 12, 14, 16, 22].

Wichers von Gogh, Otto. Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich. 1891.

Nüscheler-Usteri, A. Karte der Nachbargemeinden der Stadt Zürich vor Errichtung der Schanzen (ca. 1650). Zürich 1890.

Ziegler, J. M. Karte des Kantons Zürich. 1:125,000. Farbendruck u. color. Neue Ausgabe 1891. Zürich 1891.

Literatur und Literaturgeschichte.

Bächtold, J. Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. 7. Liefg. Frauenfeld 1831.

Discourse, die, der Mahlern. 1721—1722. Mit Anmerkg. Herausg. von Th. Vetter. 1. Thl. Frauenfeld 1891. [Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz, 2. Serie, 2. Heft.]

Farner, U. „Säg au Rägi". Lustspiel i 4 Aufzüge. Zürich, Schmidt, 1890. [Sammlung schweiz. Dialektstücke.]

Heer, J. C. Blumen aus der Heimat. Schweizerdeutsche Gedichte. Zürich 1890.

Herzfelder, J. Goethe in der Schweiz. Leipzig 1891.

Hirzel, L. Wieland u. Martin u. Regula Künzli. Leipzig 1891.

Kruse, Heinrich. Hans Waldmaun, Trauerspiel. Leipzig 1890.

Meyer, Konrad Ferdinand. Prolog zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 274.]

— — Zur Jubelfeier Hegars. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 295.]

Näf. Aus stillen Stunden (Gedicht). Zürich 1890.

Rahm, J. J. B'brochni Herze. Posse in 1 Akt in Zürcherdialekt. [Helvetia, illustrirte Monatsschrift 1891, Heft 9—11.]

Spitteler, Karl. Fest-Spiel zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 277.]

Spyri, J. Ein goldener Spruch. Eine Volksschrift. [Verein zur Verbreitung guter Schriften, Nr. 6, Basel 1891.]

Spyri, J. Nouveaux récits pour les enfants. Bâle 1891.

Steiner, L. Lustspiele in Zürcher Mundart. 5. Heft: Es Waldfest. Durch die Lesemappe. Zürich 1891.

Steiner, L. Am Sängerfest. Lustspiel. Zürich 1890. [Schwizer-dütsch, 51. u. 52. Heft.]

Weber, H. Dramatisches Festspiel zur Gründungsfeier der Stadt Bern. Bern 1891.

— — Der älteste Schweizerbund von 1291. Dramat. Festspiel. Zürich 1891.

Wetli. Die Heimkehr aus der Morgartenschlacht. Zürich 1891.

Wolf, Rud. Bibliographische Studie über den „Thurecensis phisiti tractatus de Cometis. [Vierteljahrschrift d. naturforsch. Gesellschaft in Zürich 36,1.]

Biographie, Nekrologe.

Escher, Alfred. — Das Alfred-Escher Denkmal. Bericht der Centralkommission, nebst Beiträgen zu einer Biographie von Dr. Alfred Escher. Zürich. 1890. (Siehe auch Vjschr. der naturforschenden Gesellschaft Zürich, Jg. 35, 1890, Notizen Nr. 431, Seite 224.)

Fröbel, Julius. Ein Lebenslauf. Bd. II. Stuttgart 1891.

Humbert, V. Souvenirs d'un jeune Zuricois, pensionnaire à Neuchâtel, 1806, par V. Humbert. [Musée neuchatelois 1891, Nr. 1.]

Lavater und der Markgraf von Baden von Heinrich Funk. Freiburg 1891.

Lübke, Wilhelm. — Wilhelm Lübke in Zürich. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 203. Aus: W. L. Lebenserinnerungen. Berlin.]

Meyer, Konrad Ferdinand. — Konrad Ferdinand Meyer über die Entstehung seines Erstlings: „Huttens letzte Tage." [N. Z.-Z. 1891 Nr. 17 und 19. Nach: „Deutsche Dichtung", 7. Heft, Berlin.]

Meyer von Knonau, G. L. — Briefe von H. G. Zimmermann, E. von Fellenberg, S. Schnell, K. Schnell und G. L.

Meyer von Knonau an Philipp Albert Stapfer, von R. Luginbühl. [Archiv des Histor. Vereins des Kts. Bern. XIII. Bd. 1. Heft.]

Tobler, Adolf. — Dr. Adolf Tobler. [N. Z.-Z. 1890, aus der Berliner „Post".]

Vetter, Th. Johann Rudolf Schmid, Freiherr von Schwarzenhorn. Frauenfeld 1890.

— — Weitere Nachrichten über Johann Rudolf Schmid von Schwarzenhorn. [Anzeiger für schweiz. Geschichte 1891, Nr. 4.]

— — Die vergessene Grabstätte eines Zürchers. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 215 u. 216.]

Wirz, K. Etat des Zürcher Ministeriums von der Reformation bis zur Gegenwart. Zürich 1891.

Zellweger, J. C. Aus dem Briefwechsel J. C. Z's. (Briefwechsel mit J. J. Hottinger, J. C. Bluntschli, G. Meyer v. Knonau.) [Jahrbuch f. schweiz Gesch. 16.]

Bremi, Kleophea; Lebensbild einer zürch. Tabea. Zürich, Depot d. ev. Ges. 1891.

(Hertenstein, G. F.) — Droz, N. Un magistrat républicain: G. F. [Bibliothèque universelle et Revue suisse. 1891. Nr. 1.]

(Keller, Gottfr.) — Gottfried Keller in München. Von E. M. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 345.]

— — „Ein Brief Gottfried Keller's". Von E. M. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 296.]

— — Berlepsch, G. von. Eine Erinnerung an G. K. [Helvetia, 14. Jg. Heft 8. Basel.]

— — „Böcklin über Gottfried Keller". [N. Z.-Z. 1891, Nr. 191, 192.]

(Keller, Gottfr.) — Kambli, C. W. G. K. nach seiner Stellung zu Religion und Christenthum, Kirche, Theologie u. Geistlichkeit. St. Gallen 1891.

— — Wille, L. Aerztliches Gutachten betreffend den Geisteszustand des alt Staatsschreibers Dr. phil. Gottfried Keller von Zürich. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 251.]

(Pestalozzi, Hrch.) — Morf, Heinrich. H. P. und Anna Schultheß. [Landbote 1890, Nr. 295.]

(Ritter, Casp.) — Heer, J. C. K. R., ein schweizerischer Maler im Ausland. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 202.]

(Schweizer, Magdalena.) — Wenzel, Georg. M. Sch. [N. Z.-Z. Nr. 268, 269, 271, 272.]

(Spyri, Johanna.) — Heer, J. C. J. Sp., ein Essay. Zürich 1891.

(Vögelin, Sal.) — Isler, A. Prof. Dr. S. V., Nationalrath. [Landbote 1891, Nr. 88—97.]

— — Dinner, F. Prof. Dr. S. V. sel. u. seine Verdienste um die Tschudiforschung. [Jahrbuch des histor. Vereins des Kantons Glarus. 26. Heft. Glarus.]

Biographie, allgemeine deutsche: Bd. 31: Schenkel, Daniel (Holtzmann); Scherr, Ignaz Thomas (Binder); Scherr, Johannes (J. Mähly); Scheuchzer, Wilhelm (Hyac. Holland); Scheuermann, Samuel Joh. Jakob (A. Schumann); Schinz, Heinrich Rudolf (Hunziker); Schinz, Joh. Georg (Carl Brun); Schlözer, August Ludwig (F. Frensdorf); Schmid, Konrad (Brecher); Schmid, Johann Rudolf von Schwarzenhorn (Theodor Vetter); Schmid, Wilh. Adolf (S. Löwenfeld). — Bd. 32: Schmutz, Joh. Rudolf (Carl Brun); Schnyder von Wartensee, Xaver (Rob. Eitner); Schönlein, Joh. Lukas (Pagel); Schultheß, Heinrich (E. Rohmer); Schultheß, Joh. Georg (Hunziker);

Schultheß, Joh. Georg, Sohn (Hunziker); Schultheß, Johannes (Hunziker); Schultheß=Rechberg, Karl Gustav von (H. Holland); Schulz=Bodmer, Wilh. (Eisenhart).

Portrait=Gallerie, Schweizerische, Heft 25—34. Zürich, 1890/91. Darin: Heinrich Morf, J. Ulrich Rebsamen, Heinrich Bachofner, Hans Rudolf Rüegg, Jakob Lutz, Johann Jakob Sulzer, Andreas Wetli, Albert Mousson, Heinrich Höhn, Georg Schibel, Jakob Hauser, Joh. Weber, Theodor Curti, Friedrich Erhard Scheuchzer, Gustav Louis Naville, Ludwig Spyri, Carl Fierz=Landis, Xaver Imfeld, Rudolf Albert Kölliker, Philipp Heinrich Wolff.

---

† Asper, Gottlieb. [Vjschr. der naturforsch. Gesellschaft Zürich, Jg. 35, 1890, Notizen Nr. 432, Seite 386].

† Bertschinger, Karl Eduard. [N. Z.=Z. 1891, Nr. 56].

† Burkhard, Paul. „Kirchenrath P. B. †". Von F. M.-B. (Frdr. Meyer=Burkhard). [N. Z.=Z. 1891, Nr. 3]; [Kirchenfreund Nr. 1, 1891 (von Prof. v. Orelli).]; [Freitagszeitung Nr. 2]; [Allgem. Schweiz. Ztg. 1891, Nr. 4].

† Denzler, Wilhelm, Prof. [N. Z.=Z. 1890, Nr. 289].

† Escher=Züblin, Hans Kaspar. Von M. v. K. (Meyer von Knonau). [Anzeiger für schweiz. Alterthumskunde 1891, Nr. 3]; Von Z.-W. (Zeller=Werdmüller). [Freitagszeitung Nr. 25]; [Allgem. Schweiz. Ztg. 1891, Nr. 145].

† Fenner, Heinrich. [N. Z.=Z. 1891, Nr. 117].

† Geilfus, Georg. [N. Z.=Z. 1891, Nr. 62 u. 63]; [Landbote 1891, Nr. 43]; [Zürch. Post, 1891, Nr. 44].

Sarlacher, Andreas. [N. Z.=Z. 1890, Nr. 304]; Von (Waldner). [Schweiz. Bauzeitung, Bd. XVI, 1890,

Nr. 18]; Von R. Wolf. [Vjschr. der naturforsch. Gesellschaft Zürich, Jg. 35, 1890, Notizen Nr. 436, Seite 404].

† Hegar=Volkart, Albertine. Von A. S. (Adolf Steiner). [N. Z.=Z. 1891, Nr. 60].

† Hiestand, Pfarrer. [Freitagszeitung 1890, Nr. 49].

† Höhr=Hirzel, Christian. Von H. Zur Erinnerung an Hrn. Höhr=Hirzel. [Freitagszeitung 1891, Nr. 4]; [N. Z.=Z. 1891, Nr. 19]; [Evang. Wochenblatt 1891, Nr. 4, 5 (von L. Pestalozzi)].

† Kinkel, Gottfried. [N. Z.=Z. 1891, Nr. 147].

† Marthaler, Kaspar. [Freitagszeitung 1891, Nr. 39]; [Ev. Wochenblatt 1891, Nr. 41 (Dekan Fay)]; [Allgem. Schweiz.=Ztg. 1891, Nr. 226].

† Meister=Hagenbuch, Elisa. [N. Z.=Z. 1891, Nr. 79 u. 81].

† Mousson, Albert. [N. Z.=Z. 1890, Nr. 310 u. 320]; [Freitagszeitung 1890, Nr. 46]; (F.=Corr.) [Allgem. Schweiz.=Ztg. 1890, Nr. 266]; [Schweiz. Bauzeitung, Bd. XVI, 1890, Nr. 20]; Von R. Wolf. [Vjsch. der naturforsch. Gesellschaft Zürich, Jg. 35, 1890, Notizen Nr. 436, Seite 406]. Derselbe. Zur Erinnerung an Albert Mousson. Zürich. [S.=A. aus: Vjsch. der naturforsch. Gesellschaft Zürich, 1890].

† Muralt, Leonhard von. Von J. St. (Jul. Stiefel). [N. Z.=Z., Nr. 200]; [Freitagszeitung Nr. 14]; [Vjsch. d. naturforsch. Gesellschaft Zürich, Notizen Nr. 445, Seite 228 bis 233. Von R. Wolf].

† Nägeli, Prof. Dr. Carl von. [N. Z.=Z. 1891, Nr. 136]; [Allgem. Schweiz. Ztg. 1891, Nr. 116]. Von A. D. (Arnold Dodel) [Zürcher Post Nr. 112]; [Vjschr. d. naturforsch. Gesellschaft Zürich, Notizen Nr. 446, Seite 233—237. Von R. Wolf]; [Schweiz. Alpenzeitung 1891, Nr. 12].

Schultheß, Joh. Georg, Sohn (Hunziker); Schultheß, Johannes (Hunziker); Schultheß-Rechberg, Karl Gustav von (H. Holland); Schulz-Bodmer, Wilh. (Eisenhart).

Portrait-Gallerie, Schweizerische, Heft 25—34. Zürich, 1890/91. Darin: Heinrich Morf, J. Ulrich Rebsamen, Heinrich Bachofner, Hans Rudolf Rüegg, Jakob Lutz, Johann Jakob Sulzer, Andreas Wetli, Albert Mousson, Heinrich Höhn, Georg Schibel, Jakob Hauser, Joh. Weber, Theodor Curti, Friedrich Erhard Scheuchzer, Gustav Louis Naville, Ludwig Spyri, Carl Fierz-Landis, Xaver Imfeld, Rudolf Albert Kölliker, Philipp Heinrich Wolff.

---

† Asper, Gottlieb. [Vjschr. der naturforsch. Gesellschaft Zürich, Jg. 35, 1890, Notizen Nr. 432, Seite 386].

† Bertschinger, Karl Eduard. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 56].

† Burkhard, Paul. „Kirchenrath P. B. †". Von F. M.-B. (Frdr. Meyer-Burkhard). [N. Z.-Z. 1891, Nr. 3]; [Kirchenfreund Nr. 1, 1891 (von Prof. v. Orelli).]; [Freitagszeitung Nr. 2]; [Allgem. Schweiz. Ztg. 1891, Nr. 4].

† Denzler, Wilhelm, Prof. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 289].

† Escher-Züblin, Hans Kaspar. Von M. v. K. (Meyer von Knonau). [Anzeiger für schweiz. Alterthumskunde 1891, Nr. 3]; Von Z.-W. (Zeller-Werdmüller). [Freitagszeitung Nr. 25]; [Allgem. Schweiz. Ztg. 1891, Nr. 145].

† Fenner, Heinrich. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 117].

† Geilfus, Georg. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 62 u. 63]; [Landbote 1891, Nr. 43]; [Zürch. Post, 1891, Nr. 44].

† Harlacher, Andreas. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 304]; Von W. (Waldner). [Schweiz. Bauzeitung, Bd. XVI, 1890,

Nr. 18]; Von R. Wolf. [Vjschr. der naturforsch. Gesellschaft Zürich, Jg. 35, 1890, Notizen Nr. 436, Seite 404].

† Hegar-Volkart, Albertine. Von A. S. (Adolf Steiner). [N. Z.-Z. 1891, Nr. 60].

† Hiestand, Pfarrer. [Freitagszeitung 1890, Nr. 49].

† Höhr-Hirzel, Christian. Von H. Zur Erinnerung an Hrn. Höhr-Hirzel. [Freitagszeitung 1891, Nr. 4]; [N. Z.-Z. 1891, Nr. 19]; [Evang. Wochenblatt 1891, Nr. 4, 5 (von L. Pestalozzi)].

† Kinkel, Gottfried. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 147].

† Marthaler, Kaspar. [Freitagszeitung 1891, Nr. 39]; [Ev. Wochenblatt 1891, Nr. 41 (Dekan Fay)]; [Allgem. Schweiz.-Ztg. 1891, Nr. 226].

† Meister-Hagenbuch, Elisa. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 79 u. 81].

† Mousson, Albert. [N. Z.-Z. 1890, Nr. 310 u. 320]; [Freitagszeitung 1890, Nr. 46]; (F.-Corr.) [Allgem. Schweiz.-Ztg. 1890, Nr. 266]; [Schweiz. Bauzeitung, Bd. XVI, 1890, Nr. 20]; Von R. Wolf. [Vjsch. der naturforsch. Gesellschaft Zürich, Jg. 35, 1890, Notizen Nr. 436, Seite 406]. Derselbe. Zur Erinnerung an Albert Mousson. Zürich. [S.-A. aus: Vjsch. der naturforsch. Gesellschaft Zürich, 1890].

† Muralt, Leonhard von. Von J. St. (Jul. Stiefel). [N. Z.-Z., Nr. 200]; [Freitagszeitung Nr. 14]; [Vjsch. d. naturforsch. Gesellschaft Zürich, Notizen Nr. 445, Seite 228 bis 233. Von R. Wolf].

† Nägeli, Prof. Dr. Carl von. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 136]; [Allgem. Schweiz. Ztg. 1891, Nr. 116]. Von A. D. (Arnold Dodel) [Zürcher Post Nr. 112]; [Vjschr. d. naturforsch. Gesellschaft Zürich, Notizen Nr. 446, Seite 233—237. Von R. Wolf]; [Schweiz. Alpenzeitung 1891, Nr. 12].

† Orelli=Ziegler, Hs. Ed. von. [N. Z.=Z. 1891, Nr. 173]; [Freitagszeitung Nr. 26]; [Allgem. Schweiz.=Ztg. 1891, Nr. 145]; Ev. Wochenblatt 1891, Nr. 26 (von L. Pestalozzi).]

† Pestalozzi, Karl, Prof., Oberst. [N. Z.=Z. 1891, Nr. 17 u. 19]; [Freitagszeitung Nr. 3]; [Allgem. Schweiz.=Ztg. 1891, Nr. 16]; [Vjschr. d. naturforsch. Gesellschaft Zürich, Notizen Nr. 444, Seite 225—228. Von R. Wolf]; [Schweiz. Bauzeitung, Bd. XVII, 1891, Nr. 3]. — (Legler, G. H.) Nachträgliches über Oberst Karl Pestalozzi [Schweiz. Bauzeitung, Bd. XVII, 1891, Nr. 6]. — Ritter, W. Rede bei der Trauerfeierlichkeit für Oberst Karl Pestalozzi, Prof. [Schweiz. Bauzeitung, Bd. XVII, 1891, Nr. 4].

† Pfenninger, J., Ständerath. [N. Z.=Z. 1891, Nr. 180, 182, 183]; [Zürch. Post 1891, Nr. 150]; [Landbote 1891, Nr. 150]; Von C. G. [Landbote 1891, Nr. 248—255 u. ff.]

† Rordorf, Henriette. Von A. St. (Adolf Steiner) [Freitagszeitung 1891, Nr. 2].

† Schneebeli, Heinrich. Von R. Wolf. [Vjschr. d. naturforsch. Gesellschaft Zürich, Jg. 35, 1890, Notizen Nr. 436, Seite 398]; [Schweiz. Bauzeitung, Bd. XV, 1890, Nr. 20]. — Geiser, C. F. Rede bei der Trauerfeierlichkeit für Prof. Dr. Heinrich Schneebeli. [Schweiz. Bauzeitung, Bd. XV, 1890, Nr. 21].

† Schultheß Rechberg, Gustav Anton von. [N. Z.=Z. 1891, Nr. 89]; [Ev. Wochenblatt 1891, Nr. 13 (L. Pestalozzi)]; [Kirchenfreund 1891, Nr. 7 (Prof. v. Orelli)]; [Freitagszeitung Nr. 13].

† Stadler, Oberst. [Landbote 1890, Nr. 306].

† Vogel, Felix Kaspar. [N. Z.=Z. 1891, Nr. 299].

† Weber=Imhof. [Landbote 1891, Nr. 180/182]; [Schweizer Alpen=Zeitung 1891, Nr. 17].

† Wegmann, Karl Gottlieb, Strafanstalts-Direktor. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 118 u. 196]; Von H. [Freitagszeitung Nr. 18].

† Weidmann, Dr. [Landbote 1891, Nr. 43].

† Wolf, Joh. Casp., Oberst. Von A. G. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 131].

† Wolff, Hans, Prof. Von R. (Rossel?). [N. Z.-Z. 1891, Nr. 48]; [Landbote 1891, Nr. 43]; R. Wolf [Vjschr. der naturforschenden Gesellschaft, 36, 1]; Von St. [Schweiz. Bauzeitung, Bd. XVII, 1891, Nr. 10].

† Zündel, Joh., Pfr. [Allgem. Schweiz.-Ztg. 1891, Nr. 134]; [Kirchenfreund 1891, Nr. 13 (Prof. v. Orelli)]; [Ev. Wochenblatt 1891, Nr. 45 (v. Lehrer Schuhmacher), Nr. 26 (von L. Pestalozzi)].

Neujahrsblätter auf 1891.

Antiquarische Gesellschaft. J. R. Rahn und Theod. v. Liebenau: Die Casa di Ferro (Vignaccia) bei Locarno, eine Werbekaserne aus dem 16. Jahrh. und ihre Erbauer.

Feuerwerker-Gesellschaft, Nr. 86. U. Meister: Militärisch-politische Beiträge zur Geschichte des Untergangs der XIIIört. Eidgenossenschaft.

Hülfsgesellschaft, Nr. 91. A. Weber: Die öffentlichen und privaten Wohlthätigkeitsanstalten des Kts. Zug.

Künstlergesellschft, Nr. 51. (R. Pestalozzi): Louis Auguste Veillon.

Musikgesellschaft, Nr. 79. (H. Weber): Die Vorläufer von Joh. Seb. Bach.

Naturforschende Gesellschaft, Nr. 93. Alb. Heim: Die Geschichte des Zürichsee.

Stadtbibliothek. (Gust. Tobler): J. J. Bodmer als Historiker.

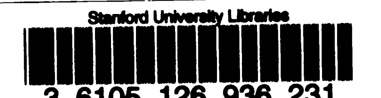
Waisenhaus, Nr. 54. Briefe von J. C. Orelli aus seinem 20. Lebensjahre (Schluß). — (Hans Wirz): Lebensskizze von Aug. Hch. Wirz (1787—1834), weil. Pfarrer an der französischen Kirche.

Hülfsgesellschaft Winterthur. H. Morf: Joh. Jak. Wehrli.

Stadtbibliothek Winterthur, Nr. 228. (Charles Biedermann): Joh. Jak. Hettlinger.

Druck von Ulrich & Co. im Berichthaus.




Stanford University Libraries
3 6105 126 936 231

